

Lauchstädt

Ein Tempel Weimars

Wenn Goethe heute, wie so oft zwischen den Jahren 1791 und 1811, im Sommer nach Lauchstädt fahren würde, um dort den Brunnen zu trinken und das Spiel seiner Weimarer Truppe zu leiten, so müßte er zwischen Freyburg an der Unstrut und seinem Ziel in der Gegend des Geiseltales ein Stück durch die Luft fahren. Die alte Straße hört hier plötzlich auf, und das Erdreich ist tief ausgehöhlt: hier sind die Braunkohlengruben, die das Leunawerk versorgen.

Bergbau hat ihn, der selbst in Ilmenau die Silbergruben wieder in Tätigkeit zu bringen versuchte, stets lebhaft interessiert. Er würde also die Anlagen höchst bemerkenswert finden und dafür auch den Umweg in Kauf nehmen, den der neue Straßenzug verlangt. Dann aber würde die Nähe von Lauchstädt ihn freuen, die Dürre der Gegend hört auf, und an dem kleinen Bach, der sich durch Wiesen und Felder zur Saale schlängelt, ist das hohe Wachstum der Bäume von Lauchstädt entfaltet, in deren Hut das kleine Theater liegt, das nach Goethes Angaben hier errichtet wurde.

Goethe hat drei Bühnen gebaut: das alte und das neue Komödienhaus in Weimar sowie das Sommertheater in Bad Lauchstädt bei Halle. Der erste Bau brannte nieder, der dann errichtete Neubau wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts pietätvoll abgerissen. Ein Zeugnis blieb bestehen: das Goethe-Theater in Lauchstädt. Durch zwei Jahrzehnte, 1791-1811, hat Goethe – mit kurzer Unterbrechung durch die Kriegsläufe hier Sommer für Sommer die Weimarer Schauspieler gastieren lassen, auf damals kursächsischem Boden, vor einem Publikum, das zumeist aus Halle, dazu aus Leipzig und aus kleinen Städten des östlichen Thüringen kam. Der Erfolg war so groß, daß im Jahr 1802 vom Weimarer Hoftheater ein besonderer Bau errichtet wurde, aus Fachwerk, wie das Festspielhaus in Bayreuth.

Die Ausmaße der Bühne waren so gewählt, daß die Weimarer Dekorationen ohne weiteres verwandt werden konnten. Der Entwurf stammt von Schinkels großem Vorläufer, dem Berliner Friedrich Gentz, der auch den Neubau des Weimarer Schlosses errichtet hat, eines der edelsten Werke des deutschen Klassizismus. Der Lauchstädter Bau ist ein Meisterwerk: in der wunderbaren Ausgeglichenheit der Proportion spürt man die feine, man möchte sagen noble Hand des Meisters, vor allem aber in der „stillen Größe“, mit der dem griechisch breiten Giebel die flache Überwölbung des Zuschauerraumes eingefügt ist. Mit bescheidensten Mitteln hat die künstlerische Gestaltung hier eine ausgewogene Geschlossenheit erreicht, deren Harmonie der inneren Bedeutung des Bauwerks entspricht: ein Tempel Weimars zu sein.

Der Einweihung maß Goethe programmatische Bedeutung bei. Er schrieb dafür ein besonderes Festspiel, das beziehungsreich aus der Atmosphäre von Lauchstädt entwickelte allegorische Stück „Was wir bringen“, das auch bei Aufführungen unserer Zeit seine Wirkung nie verfehlt. Das Motiv von Philmon und Baucis, das Goethe im zweiten Teil des Faust verwandte, taucht zum erstenmal auf. In die bescheidene Hütte des alten Paares tritt eine bunte Gesellschaft ein, deren mit echt Goethescher Freude an Zauberkünsten geschilderte Hauptfigur sich als Gott Merkur entpuppt. Durch den Gott verkündet der Dichter das Bekenntnis zum Klassizismus, der an Stelle imitierter Wirklichkeit die allgültige Verbindung von Wahrheit und Schönheit erstehen läßt:

*Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehn,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden.*

Aus leicht begonnener Unterhaltung erhebt sich die Sprache der Götter: „Sterne, auf einen Bettlermantel gestickt“, schrieb Schiller an seinen Freund Körner nach Dresden. Zur Eröffnungsfeier war eine glänzende Gesellschaft versammelt: von Halle Friedrich August Wolf, Wegbereiter der Klassiker in allen Fragen der Antike, dazu als Komponist

des Festspiels Reichardt, der als Freund der ersten Romantiker im Geistesleben der Zeit eine bedeutsame Rolle spielt, von Jena die Philosophen Schelling und Hegel, und, aus dem Heerlager der Romantik, Caroline Schlegel und beide Brüder, die das „allerliebste, höchst interessante Vorspiel“ begeistert aufnahmen. Aus Weimar war Goethe selbst mit Christiane und seinem Sohn August gekommen sowie Heinrich Meyer, sein Berater auf dem Gebiet der bildenden Kunst.

Auf das Vorspiel, darin die berühmtesten Weimarer Kräfte, darunter Carl Augusts erwählte Freundin, die Jagemann, mitwirkten, folgte Mozarts Oper „Titus“, in der neben der genannten Künstlerin Benda als römischer Kaiser auftrat. Die Vorstellung begann um fünf Uhr, so daß am Abend Christiane Zeit zum Tanzen blieb.

Was die Weimarer in Lauchstädt boten, war mehr als Unterhaltung: es war das Ergebnis von Goethes Lebensarbeit für die Bühne, war eine Probe des einheitlichen Ensemble-Spiels des Weimarer Theaters und somit in jeder Hinsicht das Programm des Klassizismus. Für das Theaterpersonal, das Goethe somit auch im Sommer zusammenhielt, war es eine wichtige Schulung, vor einem besonders empfänglichen, aber auch kritischen Publikum aufzutreten, das neu gewonnen werden mußte. Die Weimarer Schauspielschule war auf Dauer und Tradition gestellt; auf gepflegtes Zusammenspiel legte Goethe den größten Wert. „Das angeborene Naturell soll sich mit Freiheit hervortun, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anleitung einer höheren Bildung entgegenführen zu lassen.“ das war des Meisters oberstes Gesetz. So ist es kein Zufall, daß er bald nach der Eröffnung des Lauchstädter Neubaus, im Jahre 1803, die Regeln für Schauspieler formulierte, die in der Forderung des Klassizismus gipfeln: Kunstwahrheit, nicht Naturwahrheit, in heutiger Zeitsprache: Allgemeingültigkeit, nicht Allgemeingeschmack.

Zugleich lag ihm daran, daß die Schauspieler mit einem gebildeten und anregenden Publikum, wie der vornehme Badeort es bot, ständig zusammenkämen, wobei sie „durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen sich selbst gesteigert würden.“ Vor allem aber verfolgte er durch die Gastspiele in Weimars weiterem Umkreis eine Ausstrahlung des dort Erreichten auf ein größeres Gebiet. In Lauchstädt war ihm die Nähe von drei damals führenden Universitäten Mitteldeutschlands wichtig, von Jena, das auf der Höhe seines Ruhmes stand, von Leipzig, der Hauptuniversität von Kursachsen, von Halle, wo Männer wie Friedrich August Wolf, Schleiermacher und Steffens wirkten, und das noch immer seinen Platz als erste Universität von Preußen behauptete.

Goethe legte auf die Anteilnahme der Studenten besonderen Wert, da ihm die Jugend das angenehmste Publikum war:

*Noch sind sie gleich bereit zum Weinen wie zum Lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein:
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
ein Werdender wird immer dankbar sein.*

Und die Jugend war dankbar. Arnim, Eichendorff, die Historiker Dahlmann und Raumer haben in Lauchstädt entscheidende Eindrücke von der Weimarer Kunst empfangen, viele Studenten und junge Schauspieler sind in Lauchstädt Goethe begegnet, beglückt sahen sie Schiller, der im Jahre 1803 der ersten Aufführung der „Braut von Messina“ persönlich beiwohnte. In Eichendorffs Tagebüchern und Dichtungen wird die große Zeit von Lauchstädt lebendig, und in der Schilderung der klassischen Epoche Deutschlands im letzten Band von Gustav Freytags Ahnen läßt der Dichter seinen Helden das Lauchstädter Theater eifrig besuchen.

So hatten die Klassiker Weimars nahe Halle, Wittenberg und Leipzig die Stätte sich geschaffen, von wo aus die Saat ihrer Arbeit und ihrer Ideen über den Bezirk des Weimarer Herzogtums hinaus auf ganz Deutschland wirken konnte.

*

In seiner geschickten Art, jeden Menschen auf seinen Platz zu stellen, hat Goethe auch seiner Gefährtin Christiane Vulpius bei der Lauchstädter Unternehmung die rechte Stelle angewiesen. Ihrer Neigung, sich im Wirbel der tanz- und trinkfreudigen Geselligkeit rings um die Schauspieler zu verlieren, legte er gewissermaßen Zügel an, indem er sie nutzte. Er gab Christiane die Mission, gleichsam seine Gesandtin bei dem lustigen Volk der Komödianten zu sein. So fühlte sie sich im Strudel der Geselligkeit nicht in Gegensatz zu dem auf Würde bedachten Geheimbderath, sondern als seine Vertreterin. Sie nahm sich zusammen und nützte, indem sie eine Verbindung zwischen dem gestrengen Intendanten und seinen Schauspielern und Sängern schuf, zugleich dem ganzen Unternehmen. Erfreut über die Einfügung in seinen Arbeitsbereich schreibt er ihr, die ihm aus Lauchstädt häufig nach Weimar berichtet hat: „Ohne Dich könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiterführen.“ In der Güte seines Herzens übersieht er in ihren Briefen die auf dem Boden des Weimarer Dialektes phonetisch erwachsene Rechtschreibung, wenn sie etwa dem Dichter der Iphigenie am Tag nach der Aufführung seines Dramas mitteilt, sie sei in „Effejeniche“ gewesen.

Aus den zwei Jahrzehnten Lauchstädter-Weimarer Theatergeschichte ragen drei Tage besonders hervor: 1802 die Einweihung des Neubaus mit der programmatischen Verkündigung des Klassizismus, im folgenden Jahr die Huldigung für Schiller nach der Erstaufführung der „Braut von Messina“, im Sommer 1805 die Trauerfeier, die Goethe dem verstorbenen Freund gerüstet hat. Die Bühne stellte die Werkstatt des Glockengießers vor: der unter wechselnder Rezitation vorgenommene Guß gab die sichtbare Handlung, während zum Schluß Amalie Malcolmi, die vordem als Maria Stuart aufgetreten war, Goethes Epilog zu Schillers Glocke vortrug, das Hohelied auf die Freundschaft der beiden Großen von Weimar. Die Hörer empfanden die unmittelbare Nähe des Heimgegangenen, als von der Bühne, die seine Triumphe gesehen, die Worte erklangen:

*Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretteerne Gerüste nicht verschmäht:
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht . . .*

So ist Lauchstädt zum Tempel der deutschen Klassiker geworden, zu der Stätte, da Goethe nicht nur ein Publikum, sondern seine Gemeinde fand. Hier reichten sich der Norden und der Süden Deutschlands die Hand, hier griff Weimar nach Preußen und Preußen nach Weimar, mit den Mitteln des Geistes das kommende Deutschland bereitend.

*

Unter den Personen, die im Jahre 1803 im Lauchstädter Sommertheater Schillers „Braut von Messina“ sahen, befanden sich auch Richard Wagners Eltern. Dem Leipziger Aktuar und der aus dem nahen Weißenfels stammenden Bäckerstochter, in deren beider Herzen die Begeisterung für die Bühne lebendig war, muß der Besuch ein großes Erlebnis gewesen sein. Es ist anzunehmen, daß die Mutter ihrem Sohn oft erzählt hat, wie sie in Lauchstädt die erste Aufführung eines Schillerschen Stückes erlebte und den Dichter noch mit eigenen Augen sah.

So lockte im Jahre 1834 den noch nicht einundzwanzigjährigen Musiker die Aussicht, in Goethes Theater einen Sommer hindurch als Kapellmeister zu wirken. Als er vor dem neuen Direktor stand, erkannte er an diesem Nachfolger Goethes freilich den Wandel der Zeiten: aus einem Tempel der Kunst war ein richtiges „Sommer-Theater“ geworden, dessen Direktor sich in erster Linie als Kassierer empfand. Ohne Probe sollte der junge

Musiker mit der Magdeburger Truppe und der Merseburger Kapelle den „Don Juan“ dirigieren.

Schon ist er zum Verzicht und zur Rückreise nach Leipzig bereit, da wird ihm gesagt, er könne im gleichen Hause mit dem schönsten Mädchen von Lauchstädt wohnen. Er sieht Minna Planer, die beste Schauspielerin der Truppe, sieht sie und bleibt. Ein Idyll beginnt, schwermütig vertieft durch Leid: die Krankheit, die den Meister durch sein ganzes Leben geleiten sollte, die Gesichtsrose, entstellt ihn. Von allen gemieden, sitzt er mit geschwollenem Gesicht im Zimmer und sucht sich bis zur nächsten Opernvorstellung zu heilen. Da pflegt ihn Minna, und als er tief unglücklich ist wegen der ansteckenden Krankheit, küßt sie ihn, um zu zeigen, daß ihr von dem geliebten Mann nichts Böses kommen könne. Er aber erlebt, was zum Grundmotiv seines Schaffens wurde: Erlösung durch Liebe.

Da er sich von Minna nicht trennen kann, bleibt er bei der Truppe, er fährt mit ihr nach Rudolstadt, und zwar auf dem Umweg über Weimar; zwei Jahre nach Goethes Tod steht er vor dem verstummten Haus am Frauenplan. Dann ist er eine Zeitlang in dem Orte, an dem der junge Schopenhauer, im Geburtsjahr Wagners, sein erstes Werk verfaßt hat. Wie alles von Schopenhauer, hat Wagner auch diese Schrift mit Eifer studiert: „Die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde.“ Rudolstadt wird ihm ein Ort der Qual infolge der Eifersucht, die Minna ihm bereitet. Aber so kettet sie ihn ganz an sich, er heiratet sie, sie wird die Gefährtin seiner schwersten Jahre, ohne seine Größe zu verstehen.

Es will indes erscheinen, als habe Lauchstädt nicht nur durch Minna eine entscheidende Rolle im Leben des Meisters gespielt. Als er das Wagnis unternahm, ein Festspielhaus für sein musikalisch-dichterisches Werk, das er ursprünglich in Weimar hatte entstehen lassen wollen, in Bayreuth zu errichten, als er das weiterführte, was Goethe mit kühnem Griff für die Dichtung in Lauchstädt begonnen hatte: ein Sommer-Theater von kultisch-festlichem Charakter, fern vom Getriebe der Großstadt, da mag die Erinnerung an Lauchstädt in ihm nachgewirkt haben.

*

Große Stätten der geistigen Kultur sinken nie völlig ins Dunkel zurück. So erlebte auch Lauchstädt seine Wiedergeburt. Sie ging von der Universität Halle aus, wo der Vertreter des Griechentums, Karl Robert, zu Beginn unseres Jahrhunderts Goethes Theater eine neue Entfaltung brachte. Ein Höhepunkt war die Aufführung von Goethes Pandora vor einer Bühnendekoration, in der Ludwig von Hofmann, damals in Weimar, den festlich klassischen Charakter seiner Kunst in den Dienst der Bühne stellte. Goethes Bühnendichtung schien eigens für den Rahmen von Lauchstädt geschaffen: die Aufführung wurde der Anlaß zu einer neuen Besinnung auf festliche Kunst; in einer Zeit der Herrschaft des Naturalismus besann man sich im Goethetheater zu Lauchstädt wieder auf „Kunstwahrheit“.

Bald folgte die Uraufführung von Gabriel Schillings Flucht von Gerhart Hauptmann. Der Dichter war vom Mißerfolg seines Märchendramas „Pippa tanzt“ entmutigt, so daß er dieses neue Stück der Bühne vorenthalten wollte, von dem Getriebe und den Zufälligkeiten einer Berliner Premierenschlacht angewidert. Da hörte er von Lauchstädt und von der intimen Wirkung, die auf der alten Goethebühne möglich sei, sowie von der Gemeinde, die zu den Aufführungen aus Weimar und den drei nahen Universitätsstädten zusammenströme. Er gab das Werk frei, dessen seelisch tiefe Wirkung in Lauchstädt voll zur Geltung kam und eine große, das Schicksal der weiteren Bühnenarbeiten des Dichters bestimmende Wirkung tat.

So bewährt Lauchstädt auch in unserer Zeit die Lebenskraft einer Tradition, die Goethe an der nördlichsten Stelle seiner aktiven Wirksamkeit, am Gelenk zwischen Mitteldeutschland und dem Nordosten, klug bereitet hat, ein Stück Weimar zum Staat Friedrichs des Großen tragend.

Der letzte Akt

In dreifacher Ausprägung hat Goethe sein Leben geformt. Was er vor einem Tryptychon in der Stadtkirche zu Weimar, das drei Lutherbildnisse der Werkstatt Lucas Cranachs vereint, gesagt hat, dass Luther immer alles ganz gewesen sei, ganz Mönch, ganz Ritter, ganz Reformator, und doch immer der eine Luther, das gilt auch von ihm. In der ersten Epoche seines Lebens war er ganz Genius, der Dichter des Sturm und Drang, des Götze, des Werther, des Urfaust. In der zweiten Epoche war er ganz Forscher und Meister, Dichter der Iphigenie und des Tasso, der Dramen, in denen er die Erfüllung der Klassik erreicht. Es ist die Zeit der italienischen Reise und danach die Zeit der Freundschaft mit Schiller, die Zeit der Theaterleitung, die aus der Bühne Weimars einen Tempel schuf.

Die dritte Ausprägung des Goetheschen Wesens, durch die er zum „Altmeister“ wird, beginnt mit „Dichtung und Wahrheit“, mit der Erinnerung des alten an den jungen Goethe, in dessen Heimat er 1814 und 1815 reist. Es ist die Zeit seiner Wiedergeburt als Dichter, der als der Hater des Westöstlichen Diwans verjüngt ersteht, es ist die Zeit seiner Wiedergeburt als Mensch durch die Liebe zu Marianne Willemer, der Frau, die ihm dichtend und schaffend wahrhaft „Widerpart“ war. Es ist aber auch eine Zeit des Verzichtes und der Resignation. Christiane stirbt, der Sohn vermählt sich, der Dichter rückt in die alte Generation, Ottilie wird Hausfrau am Frauenplan, drei Enkelkinder fordern ihr Recht an „dem Großen Vater“.

Es ist die Zeit faustischer Steigung des Forschers. Unter dem – wie so oft bei Goethe – höchst unpopulären Titel „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie“ legt er geheimnisvoll und feierlich seine tiefsten Erkenntnisse nieder. Zum Gesetz der Polarität einander bekämpfender Kräfte, das er auf der Höhe seines Lebens fand, entwickelte der Weise von Weimar ein höheres Gesetz: die Erkenntnis von der Steigerung der Kräfte, von der Entwicklung allen Lebens nach einem dem Wachstum eingeborenen, über dem Individuellen erkennbaren Ziel.

Damit ist die Vollendung gekennzeichnet, die der faustische Goethe im Alter erreicht hat. Weimar ist jetzt durch ihn die geistige Hauptstadt von Deutschland geworden. Aus Goethes Gesprächen und Briefen und den Berichten der Zeitgenossen überblicken wir das Kommen und Gehen, dem er sich oft durch stille Arbeit in Jena entzog. Aus der Reihe der Romantiker besuchen ihn die Brüder Grimm, in späteren Jahren, nach Heilung des wegen Christiane ausgebrochenen Konfliktes, erneut und getreu Achim und Bettina von Arnim. Die großen Geister der Zeit schreiten über die Schwelle des Goethe-Hauses oder seines Arbeitsraumes zu Jena: Hall erklärt ihm seine Schädellehre; wie er den Sitz der Denktätigkeit im Gehirn festgestellt hat, so hat Goethe den Zwischenkiefer und damit ein Grundgesetz im Knochenbau der Tiere wie des Menschen entdeckt.

Während Schadow 1816 die herrliche Goethe-Plakette modelliert, arbeiten im Jahre 1820 in Jena gleichzeitig Tieck, der Bruder des Dichters, und Rauch an ihren bekannten Goethe-Büsten, Schinkel sieht zu und führt „eine lebhaft, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung“. Aus Dresden besucht ihn Carl Gustav Carus, der Freund der dortigen Romantiker, Arzt, Naturforscher und Psychologe, dazu auch Maler im Sinne Goethes und Caspar David Friedrichs in der Naturbeseelung, die beide erstrebten. Der Münchner Botaniker Martius ist des fünfundsechzigjährigen Gast, und die beiden vertiefen sich in Gespräche über die Metamorphose der Pflanzen.

*

Früh schon hatte Goethe Carl Maria von Weber kennengelernt, aber das Eindringen in die romantische Musik blieb ihm versagt, bis die junge Wilhelmine Schröder-Devrient, der Stern der Dresdner Oper, den Bann bricht: im Jahre 1830 singt sie vor Goethe den Erlkönig in Franz Schuberts Komposition, anderthalb Jahr nach dem Tod des Komponisten, dessen von soviel Hoffnung und Verehrung erfüllte Zusendung Goethe unbeantwortet gelassen hatte. Paganini, der mit seiner Geige die fürstliche Stellung des Virtuositums begründet hat, ist über die Schwelle des Hauses am Frauenplan getreten und hat im Schloß zu Weimar gespielt. Goethe freilich, der subjektives Musizieren nicht liebte, vermisst „eine Basis zu dieser flammenden Wolkensäule“.

Vor allem unternahmen die Dichter Wallfahrten nach Weimar. Ergreifend ist die Begegnung zwischen dem siebenundsiebzigjährigen Goethe und dem fünfunddreißigjährigen Grillparzer; der junge Dichter brach in Tränen aus, als er das Ziel seiner Pilgerfahrt erreicht hatte und Goethe nun so kühl und fremd vor ihm stand. Da fanden sich die beiden, und Goethe schien seinem Wiener Gast „halb wie ein Vater und halb wie ein König“.

König Ludwig I. von Bayern huldigte dem Dichter an seinem neunundsiebzigsten Geburtstag, während Friedrich Wilhelm III. den Bericht der „Vossischen Zeitung“ über eine Berliner Feier am 28. August mit einer Monierung beantwortet, weil über eines Dichters Wiegenfest so viel geschrieben sei, wie nicht einmal über das eines preußischen Prinzen.

Viele Besucher erschienen aus England. Es wurde geradezu Mode, sich eine Zeitlang in Weimar niederzulassen. Für lange Jahre tat das der reiche Engländer Gore, dessen schöne, als Malerinnen begabte Töchter hier aufwuchsen. Mit Byron hat Goethe über Fernen hin Freundschaft geschlossen. William Thackeray hat nach Abschluß seiner Schulzeit, neunzehnjährig, mehrere Monate in Weimar zugebracht und eine Zeichnung Goethes in ganzer Figur verfertigt, die Carlyle, der Wegbereiter Goethes und Schillers für England, nach dem Tode des Dichters veröffentlichte.

*

So war Weimar der Mittelpunkt des geistigen Deutschlands geworden, Ziel der Wallfahrer zu Goethe wie später zu Franz Liszt. Die Stadt lag nun nicht mehr abseits der Hauptstraße, darüber konnte Carl August, seit 1815 Großherzog, sich freuen, wenn er von einer Jagd in seine Residenz zurückfuhr.

Er hat noch sein fünfzigjähriges Gedenkjahr gefeiert: Goethe war der Erste, der ihn da, morgens im Römischen Haus, begrüßte: „Bis zum letzten Hauch zusammen.“ Carl August aber blickte zurück – „Noch einmal achtzehn Jahr und Ilmenau!“ Er wusste und sprach es aus, als man wenige Monate später den Tag beging, an dem Goethe vor einem halben Jahrhundert nach Weimar gekommen war, dass die Gewinnung dieses Menschen, des größten Deutschen seiner Zeit, der höchste Ruhm seiner Regierung war.

So war Goethe der Welt der Vertreter des Deutschtums geworden. „Der Deutscheste aller Deutschen“, hat ihn Jacob Grimm genannt, und Wilhelm von Humboldt hat ausgesprochen, dass Deutschland nach seinem politischen Zerfall in ihm seinen Kaiser besessen habe. „Hoheit, Vollkommenheit, Einfachheit und Güte“ liest Wilhelm Grimm in seinem Antlitz.

Als am 22. März des Jahres 1832 dieses reiche Leben zu Ende ging, hob sich die Hand des Dichters noch einmal und schrieb, nachdem schon die Stimme gebrochen war, Zeichen in die Luft, letzte Kunde des Geistes, undeutbar zwischen Himmel und Erde schwebend. Dem späteren aber klingt ein Wort nach, Gefühle ausdrückend, wie Goethe sie in der Abschiedsstunde empfunden haben mag: „Am Ende des Lebens gehen dem gefassten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar, sie sind wie selige Dämonen, die sich auf dem Gipfel der Vergangenheit glänzend niederlassen.“

Apolda

Socken und Glocken

Wie die Pflanzen haben auch die Städte Wachstumsgesetze überpersönlicher Art, und wie bei der Pflanze Nachbarschaft fördernd oder schädigend sein kann, so auch hier. Wachstumsfördernd hat sich für die Gegend östlich Weimar in weitem Umkreis die Nähe Leipzigs erwiesen: was in kleineren Orten unter günstigen Arbeitsbedingungen hergestellt wird, findet auf der nahen Messe seinen Absatz, und zugleich wird hier die künftige Produktion durch Orientierung über Bedarf und Mode gefördert. So hat sich Apolda mit seinen Wirkwaren, Weißenfels mit seiner Schuhfabrikation, so haben sich weiter östlich Gera und Zeitz als wichtige Thüringer Industriestädte durch die Nähe von Leipzig entwickelt.

Mindestens seit dem Jahrhundert der Reformation lebt Apolda, in seiner Wesensart mehr sächsisch als „weimarisches“, von Strümpfen und Wollwaren, und die umliegenden Dörfer trugen durch Generationen in ihrer Heimarbeit dem Bedarf an Strickwaren Rechnung, der Apolda mit dem Welthandel verbindet. Denn der Menschenschlag, der hier lebt, ist besonders fleißig, dazu geschickt und von der Anpassungsfähigkeit, die man am Thüringer rühmt.

*

Das Jahr 1690 ist epochemachend in der Geschichte der Stadt: da wurde der erste Webstuhl aufgestellt. Im Lauf des 19. Jahrhunderts entwickelte sich so aus einem armen Wirkerort „das Manchester des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach“, wie man es nannte, besser hieße es vielleicht: Thüringens Chemnitz. Gar viel von dem Geld, das den kulturellen Aufgaben Weimars zugeführt wurde, ist an den Wirkstühlen Apoldas verdient worden. In der Zeit vor dem Krieg verarbeiteten etwa 2000 Webstühle an die 12 Millionen Kilogramm Wollgarn, wodurch mindestens 8000 Menschen ihr Brot erwarben.

Mit den Socken und mit den Trikots und Wollwaren für Schwimmer und Sportler, die hier gefertigt werden, ist Apoldas Weltruhm nicht erschöpft. Apolda liegt in Thüringen, so schwingt auch hier die Stimme der Musik:

Apolda ist die Stadt der Glocken. Zwei Werkstätten, Ulrich seit 1826, Schilling seit 1878, haben das Rezept, das jeder Schüler mit Schillers „Lied von der Glocke“ auswendig gelernt hat, in die Tat umgesetzt, ein Rezept, das bei dem Holzreichtum Thüringens hier besonders gut zu verwirklichen war:

*Nehmet Hoz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein . . .*

Zu dem billigen Brennmaterial kam noch die alte Tradition der Erzgießerei, die in den Harzstädten wie in Thüringen schon im frühen Mittelalter sich entwickelt hat. Erfurt war ein Vorort dieser edlen Technik. Steht im Merseburger Dom die vielleicht erste in Erz gegossene Grabplatte Deutschlands, so befindet sich im Chor des Erfurter Domes, in der Gestalt des Leuchterträgers Wolfram der erste freiplastische Bronzeguß eines Monumentalwerkes. Dazu kommt der Glockenguß, dessen berühmtes Hauptwerk die Gloriosa im Dom zu Erfurt ist, die im Jahre 1497 gegossen wurde. Ihre Form und ihr Klang sind das höchste Beispiel für die Verbindung von bildender und tönender Kunst. Sie wurde das Vorbild für einige der edelsten Glocken der Schillingschen Gießhütte zu Apolda.

Nicht nur der Guß und das Geheimnis des Klanges aber entscheiden über die einzigartige Vormachtstellung dieser echt Thüringer Werkstatt, in der sich Kunst und Handwerk verbinden. Das Ausschwingen des Klanges, das Tongewoge im Abklingen, bis der

nächste Anschlag das Spiel von neuem beginnen läßt, das sind die Motive, die eine gute Glocke zur vollendeten Auswirkung ihres Klangwunders bringen.

Es gehört die ganze Musikalität und auch die ganze kirchenmusikalische Tradition des Thüringers dazu, sowie sein handwerklicher Fleiß, welcher die Herstellung der Glockenspeise und der Glockenform, dann aber die Art des Aufhängens und des Lätens, das behutsame Ausschwingen-Lassen des Tones so ernst nimmt und so verständnisvoll behandelt.

Der wunderbare Ton, den das in Apolda gegossene Geläut der Kreuzkirche von Dresden hat, bewahrte seine Glocken vor der Einschmelzung im Weltkrieg: wegen der seltenen Schönheit des Klanges wurden sie als musikalisches Kunst-Instrument erhalten. So hört man überall in der Welt Glocken aus Apolda, die ihre ausgeglichene Form und die Feinheit der „Rippe“, wie man den Längsschnitt nennt, leicht erkennbar macht.

Wenn aber der Berliner zur Silvesternacht, in Socken aus Apolda, voll Erwartung auf den Kurfürstendamm geht, um die Glocken der Gedächtniskirche das neue Jahr einläuten zu hören, dann sind nicht nur seine Füße von Apolda erwärmt: in seinem Herzen schwingt der wunderbare Klang der Glocken, die in Apolda geformt wurden. Es ist die Stimme, mit der die Stadt der Strumpfwirker sich ihren Anteil am Lande Luthers und Bachs nimmt.

Berlin

Gipfelumriss der Hauptstadt des Reichs

Granit, Backstein und Bronze

Granit ist das Material der ältesten Kirchen der Mark Brandenburg. Von Gletschern ist die Landschaft geformt, ihre Sandhügel gehören zu einem Moränengebiet, dessen Schwung Bewegungskurven der Eismassen ferner Vorzeit festhält. Auf ihren Rücken haben die Gletscher von Norden her das Urgestein heran gewälzt, das den Menschen dann zum Baumaterial diente. Aus Findlingsgeröll waren die Kellermauern der Häuser und die Mauern um die Gärten geschichtet, und heute noch ragt in der Altstadt Berlin zwischen breiigen Zementfassaden der zyklisch geschichtete Turm der Nikolaikirche auf: Granitmenschen lebten hier um das Jahr 1237, als die Brüder Markgraf Otto und Johann von Brandenburg den Brückenkopf an der Spree auf beiden Ufern durch Mauern schützten und die deutschen Siedlungen Berlin und Köln als Brückenstädte gründeten.

Damals bedeuteten die Bürger im Staat wenig im Vergleich zu den Rittern und Priestern. Unter dem Schutz der Ritter kamen vom Westen her die Mönche und wurden die Lehrmeister für die Landwirtschaft wie für das Handwerk. Aus dem Lehm des Bodens, den sie zu Formstein und zu zierlichen Ornamenten zu brennen, durch glitzernde Glasur zu erhärten und zu verschönern verstanden, bauten sie die ragenden Fassaden der Klöster Chorin und Lehnin, Kirche und Kreuzgang zum Grauen Kloster in Berlin. Aus „Mönchziegel“ erstanden auch die Bauten der Ordensritter und der Hanse, Ziegelstein ist der Werkstoff der Klöster und der Kolonisation, während der ansässige Bauer und Bürger immer wieder zu den Findlingsblöcken griff und seine Vorliebe zu Stein und Mörtel betonte. Noch die Marienkirche zu Berlin, um 1260 begonnen, zeigt Granitquader im Mauerwerk des Turmes und Feldsteine als Sockel, in ihren Hauptteilen erstand sie dann als Werk norddeutscher Backsteingotik, straff und scharfkantig, und auch so ein Ausdruck norddeutschen Wesens.

Wer die Marienkirche betritt, die heute als Pflegestätte protestantischer Kirchenmusik in ganz Berlin ihre Gemeinde hat, steht in der hohen Turmhalle vor einer Vision des Mittelalters: ein Mysterienspiel aus alter Zeit, bewegt sich der Totentanz der Stände und Lebensalter, Mahnung und Melodie durch ein halbes Jahrtausend in die Gegenwart tragend. Ein zweites Wunder der Gotik ist der hohe Chor der Klosterkirche und ihr Kreuzgang. Wie so oft in Berlin ergreift den Betrachter die geschichtliche Erinnerung: er steht vor dem Gedächtnisbild für den Grafen von Hohenlohe, der dem ersten Hohenzollern, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, aus Franken nach der Mark folgte. Er war einer der süddeutschen Ritter, die den Hohenzollern bei ihrem Kampf gegen die Raubritter und gegen die Pommern halfen. Für sie kämpfend, fiel er in der Schlacht am Kremmerdamm, die der Erhebung Friedrichs zum Kurfürsten von Brandenburg (1415) voran ging.

Aus der Zeit der Befriedung der Mark unter den Hohenzollern stammt der Kreuzgang der Klosterkirche, 1474 von Meister Bernhard gebaut. Zu einer Zeit, da Goethe noch lebte, schritt Otto von Bismarck als Schüler des Gymnasiums zum Grauen Kloster durch diese Gewölbe, „mit offenen Augen und offenen Sinn, keck und dreist in die Welt schauend“. Gotik von Stendal und Berlin verstärkten das märkisch-kraftvolle Rittergefühl, das in diesem Junker zur Tat werden sollte.

Man kann noch manche Spuren des Mittelalters in Berlin finden: im Bezirk der Handelshochschule nahe der Börse ist die Heiliggeistkirche erhalten, im einstigen Köln steht die Kirche der Fischer, St. Petrus geweiht; vom Denkmal des Großen Kurfürsten auf

den Langen Brücke sieht man den Grünen Hut, den letzten Rest der alten Markgrafenburg, die, als Kern des Schlosses, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, trotz rebellischer Störung des Baues durch die Bürger, hier errichtet wurde. Erst nach 1451 und durch diesen Bau wurde Berlin zur Residenz, fast 700 Jahre später als Aachen für Karl den Großen oder Frankfurt am Main für Ludwig den Deutschen. Wer das Schlossmuseum durchwandert, betritt nahe diesem Turm die Erasmuskapelle; er steht unter kunstvollen Gewölben, welche in der kühnen Steigerung der gotischen Technik mit den Schlössern der Wettiner in Torgau und Meißen wetteifern.

Die Bürgerbauten des Mittelalters hat das Berlin des 19. Jahrhunderts geradezu planmäßig vernichtet. Nur am hohen Steinweg finden wir noch Gewölbe aus jener Zeit, da die Bürger sich den Landesherrn gegenüber unabhängig fühlten und im Anschluss an die Hanse ihre eigene Politik betrieben. Das bedeutenste Denkmal solcher Unabhängigkeit, die Gerichtslaube des alten Rathauses, wie der Roland von Halle ein Zeugnis freier städtischer Gerichtsbarkeit, hat die Stadt dem Kaiser Wilhelm I. für den Park seines Sommerschlusses geschenkt: Gotik gehört nach Babelsberg! Dort ist nunmehr der Fries mit den Lastern zu sehen, dort der Fratzenkopf, auf dessen Konsole die Verurteilten ausgestellt wurden. Diese Laube – nur in den verzierten Teilen alt – ist neben einem gotischen Turmrest im Park zu Glienicke und der von Danzig zur Pfaueninsel gebrachten Fassade eines gotischen Bürgerhauses das einzige, was die Hauptstadt des Reiches den stolzen Bürgerbauten ihrer einstigen Rivalinnen Brandenburg, Stendal und Tangermünde an die Seite zu stellen hat.

Um die Geschichte der Mark Brandenburg während der Ritterzeit sichtbar zu machen, müsste man auf einer Karte die Pfeile einzeichnen, welche die Bewegungsmotive der Entwicklung zum Ausdruck bringen. Der erste Pfeil zielt von der Gegend nordöstlich des Harzes auf Brandenburg an der Havel. Er kennzeichnet die Gründung der Mark durch Kaiser Otto den Großen, der von Magdeburg vordrang, er zeigt auch die zweihundert Jahre später erfolgte Festigung der dem Reich zurück gewonnenen Mark durch den Askanier Albrecht den Bären, den Zeitgenossen Heinrichs des Löwen, Granitmenschen beide an Kraft und Zähigkeit des Willens. Berlin erscheint damals als der östliche Brückenkopf des asiatischen Herrschaftsgebietes.

Am Mühlendamm war im 13. Jahrhundert bereits reges Leben: bis hierhin wurden die Schiffe von der Elbe über die Havel geleitet. Hier wurde eine Brücke gebaut, hier waren die Lagerschuppen, von denen aus die Waren auf den zweirädrigen Karren des Mittelalters über die Straßen der niederdeutschen Wegnetze verteilt wurden. Die Doppelstadt Köln-Berlin war ein entlegener, aber wichtiger Handels- und Umschlagplatz, der den Anschluss an Niederdeutschland, an die Oder und zu den Häfen der Ostsee vermittelte.

Zur Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Tendenzen des 14. Jahrhunderts weist ein Pfeil von Prag zur Elbmündung über Magdeburg und bis Hamburg. Es ist die Achse der Politik Kaiser Karls IV., des Luxemburgers, der König von Böhmen war, des Kaufmanns unter den Kaisern, der den Handel des Orients mit der Nordsee verbinden und so der vom Rhein aus entwickelten Weltostachse des Reiches eine Ostwestbewegung entgegensetzen wollte. Der Besitz der Mark war ihm so wichtig, dass er darauf ausging, Brandenburg mit Böhmen zu vereinigen. Ein Städtebauer großen Stils, machte er Tangermünde zur Hauptstadt der Mark und baute es ebenso wie seine eigentliche Residenz aus. Davon künden noch heute die Bauten der Gotik, die hier errichtet wurden: ein Traum des Mittelalters, der die nordische Backsteingotik in ihrer Vollendung zeigt.

Die Berliner haben gegen den Gründer von Tangermünde gekämpft, der all das, was die

Askanier, vor allem aber die Bürger selbst in mühsamer Entwicklung an der Westostachse erreicht hatten, unter dem Gesichtspunkt der auf Böhmen gestützten Hausmacht des Kaisers zurück an die Elbe verlegte. Die Achse Karls IV. schnitt die Mark von der Ostsee ab. Sie machte Mecklenburg zum Rivalen Brandenburgs, was bis in die schwedische Zeit weiter wirkte und die Entwicklung des Handels spürbar hemmte. Die Verwirklichung der Pläne Karls IV. hätte die zentrale Bedeutung Berlins für den Nordosten gewichtet und die Mark zu einer Provinz Böhmens gemacht: es war eine einseitige Konstruktion, die der Grundtendenz der deutschen Geschichte, ihrer West-Ost-Entwicklung, widersprach und das Wachstumsgesetz Deutschlands gleichsam auf den Kopf stellte. Sie verlor mit dem Tod Karls IV. ihre Kraft.

Dann zeichnete die Geschichte eine dritte Pfeilrichtung: Burggraf Friedrich von Nürnberg erhielt im Jahre 1415 die Mark Brandenburg: der Handel und die Kultur des kerndeutschen Frankenlandes, Nürnbergs vor allem, wirkten nunmehr auf Berlin. Die Berliner betrachteten auch diese Entwicklung zunächst mit Misstrauen. Der Burggraf von Nürnberg war für sie ein fremder Herr, ein Landvogt des Kaisers – sie waren freie Bürger und weigerten ihm das Recht, mit Truppen in ihre Mauern einzuziehen.

So residierten die neuen Markgrafen zunächst in Tangermünde und Stendal und hatten in Berlin nur ein Stadthaus, bis sie das Schloss als Residenz erbauten, ein Herrschersitz, aus dem der Stadt ihre stolze Entfaltung in einem höheren Zusammenhang erblühen sollte.

Im Dom zu Berlin, inmitten der überreichen Bauphantasie aus wilhelmischer Zeit, steht ein Denkmal, das hier ganz unerwartet und um so ergreifender die tiefe Innerlichkeit des Mittelalters ausströmt: das Hochgrab des Kurfürsten Johann Cicero. Er ist der erste Hohenzoller, der nicht nur gelegentlich von Franken her in die Mark kam: von seinem zwölften Jahr an hat er hier gelebt und schon als Kurprinz die Mark verwaltet, während sein Vater, der streitbare Albrecht Achill, das Hauptgewicht seiner Macht durchaus noch auf die fränkischen Lande der Hohenzollern legte. Johann Cicero starb im Jahre 1499 als der letzte Bannerträger im Nordosten des Reichs und fand seine Gruft in der Kirche des Klosters Lehnin. Sein Sohn ließ ihm das Grab errichten, das 1532 zu dem Hochgrab im alten Dom erweitert wurde: ein Denkmal für den Ersten der Hohenzollern, der seinem Heimatgefühl nach Märker war. Bezeichnenderweise aber hat noch ein fränkischer Künstler, Dürers Landsmann, der Nürnberger Peter Vischer, dieses schönste Werk geformt, das die deutsche Renaissance in Berlin hinterließ.

Bitterfeld

Der Flamen „besseres Feld“

Kaum etwas ist zu denken, das dem Wanderer, der die Städte und Landschaften um ihrer Schönheit willen besucht, so bitter fällt, wie das Aussteigen auf dem Bahnhof der Stadt, deren Name somit im Echo erklingt. Der Materialismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts scheint hier durch keine Zeugnisse der Kultur gemildert. Dann aber sieht man in einer Buchhandlung ein altes Bild der Stadt, eine Darstellung des Hallischen Tores etwa, durch das der Wanderer einst von Südwesten her einzog. Dieses schöne Zeugnis eines mittelalterlichen Wehrbaus wurde dem Verkehr geopfert, in Trümmer sank ein Hüne der Architektur, dessen vielfache Giebelkrone einst mit der Gotik von Tangermünde und Stendal wetteiferte. Dennoch hat die Neuzeit nicht alle Spuren vergangenen Wachstums ausrotten können. Erhalten blieb der Zug der alten Straßen zwischen Festwiese und großem Teich, der wohl angelegte Grundriss einer Kolonistenstadt, in die zur Ritterzeit westlich vom Rhein her die Siedler kamen, flämische Ackerbürger, die den Segen einer höher entwickelten Kultur „gen Ostland“ brachten. Sie fanden hier die fruchtbare Ebene, Lehmlager zum Ziegelbrand, Gelände für Felder und Weideflächen. So nannten sie den Boden „das bessere Feld“, und dieser Name gewinnt allmählich Gewalt über den, der den Namen der Stadt von „bitter“ ableiten wollte. Nahe der Mulde, dem Nebenfluß der Elbe, der auch die Landschaft um Dessau formt, ist fruchtbares Land, gut für Rübenfelder und für das goldene Reifen des Weizens. Heute hat die Technik die Landschaft geformt; sie beutet im Weichbild der Stadt im Tagebau die Braunkohlenschätze aus, sie brachte die Ziegeleien und die Tonwarenindustrie in Betrieb. Von der nahen Reichsautobahn biegen hier viele Wagen ab, sie fahren zu einem der großen Werke der I. G. Farbenindustrie westlich der Bahnstrecke, zu den Maschinenfabriken, zu den Gründungen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, zu den Kraftwerken Golpa und Zschornowitz.

Man kann Bitterfeld die Kohlenstadt nennen, aber da das billige Baumaterial der Tonerde so viele Niederlassungen hier verursacht hat, kann man auch von der Ziegelstadt sprechen. Zugleich ist Bitterfeld die Stadt an der Straße, über deren Markt in alter Zeit der Handelsweg von Halle nach Berlin führte.

Funde der Bronzezeit bekunden eine fast dreitausendjährige Geschichte. Um 500 vor unserer Zeitrechnung sind hier Zeugnisse germanischer Kultur festgestellt; hier herrschten dann die Grafen von Brehna, Stamm nach Wettiner, und begründeten im Jahre 1153 mit flämischen Kolonisten die Stadt. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts starben die ansässigen Gebietsherren aus, die Stadt hat sich dann unter Herrschaft der Kurfürsten von Sachsen aufsteigend entwickelt. Günstig war die Lage inmitten reicher Dörfer, in denen noch heute Kirchen aus romanischer Zeit erhalten sind, so in Benndorf und in Alt-Jeznitz, dem Stammsitz der Freiherrn vom Ende. Hier und in Burgkernitz, dem Schloss der Freiherrn von Bodenhausen, sind schöne alte Parks, die Nähe von Dessau und Wörlitz kündigt sich an.

Zur Zeit der Reformation war Bitterfeld eine blühende Stadt. Berühmt war seine Fürstenherberge, die als Wegstation viel besucht wurde. Die Lage an der Straße wurde im Dreißigjährigen Krieg der Stadt zum Verhängnis. Nach dem Friedensschluss Kursachsens mit dem Kaiser wurde der protestantische Ort von den Schweden als Feindesland behandelt. Im Februar 1637 war Bitterfeld vierzehn Tage lang den Schweden zur Plünderung und Ausübung jeder Grausamkeit freigegeben; 27 sesshafte Bürger blieben in der verödeten Stadt.

Langsam kam wieder Wohlstand: durch Tuchmacher und Färber und durch die Töpfer. Im Siebenjährigen Krieg verschuldete Bitterfeld infolge der Kontributionen, die Friedrich der Große aus Kursachsen heraus presste, damals musste der wertvollste Teil des Stadtwaldes verkauft werden. Im Jahre 1813 erlebte das Muldental die Vorbereitung zur Einkreisung Napoleons durch Blücher und Gneisenau. Wartenburg, *?orck seinen Sieg erfocht, liegt nicht weit entfernt an der Elbe. Am Geburtstag König Friedrich Wilhelms III., am 3. August 1815, wurde der preußische Adler unter Trompetenschall und Vivatruf am Tor von Bitterfeld angenagelt, aber der Chronist vermeldet: „Am folgenden Morgen war der Adler so mit Kot beworfen, dass nicht viel davon zu sehen war.“

Bitterfeld kam zum Regierungsbezirk Merseburg und damit in enge Beziehung zu Halle. Der preußische Staat baute die Chaussee von Wittenberg nach Halle, Bitterfeld bekam also Anschluss an die Hauptstrecke. Dann kam eine Entwicklung, die in ihrer Schnelligkeit etwas Amerikanisches an sich hat: im Sommer 1837 begann die Ausbeutung der Braunkohle. Zur Wasserförderung wurde damals bereits der erste Dampfmaschine hier aufgestellt; sie hatte die ungeheure Kraft von fünf Pferdestärken.

1860 gab es schon fünf Gruben zu Bitterfeld. Als Knotenpunkt der Bahn nach Leipzig und der Bahn nach Dessau – heute elektrisch betrieben – bekam die Stadt Bedeutung. Beim Bau der Bahn wurden von dem Ingenieur Polko die Tonlager bei Muldenstein entdeckt; aus einer Weberstadt wurde es die Stadt der Ziegeleien und Gruben. Die Herstellung von Tonwaren für landwirtschaftliche und industrielle Zwecke wurde neben der Töpferei und Ofenfabrikation ein Sondergebiet der Bitterfelder Industrie.

1899 hielt die chemische Industrie hier ihren Einzug, durch eine Gründung von Griesheim her, wozu die Verbindung mit Frankfurt am Main und I. G. Farben kam. Ammoniak von Leuna wird hier in Düngemittel verwandelt, aus Wasserstoff wird das Gas für Luftballons und Luftschiffe gewonnen. Bitterfeld war lange Zeit der Mittelpunkt des Ballonflugsports. Von der Freude am Fliegen erfüllt, die Adalbert Stifter in der ersten Novelle seiner „Studien“ als ein Geschenk der Romantik an die technische Zeit weiter gab, trafen sich hier die Piloten, die in ihrem Ballon, vom Wind getragen, lautlos über die Wipfel der Wälder glitten, ohne zu wissen, wohin die Fahrt sie treiben würde: wie Stifter es schildert.

Die Entwicklung ist damit noch nicht abgeschlossen. Bitterfeld wurde die Stadt der Elektrizität, das Großkraftwerk Golpa ist nah und die Kraftzentrale der I. G. Farbenindustrie, es wurde eine „Filmstadt“: Millionen Meter Agfafilme, die alljährlich im Kino abrollen, sind in Bitterfeld hergestellt worden. Bitterfeld ist die Stadt der Leichtmetalle, in der viele Gusslegierungen gefertigt werden. Vor allem sind es Aluminiumlegierungen, die nach starker Erhitzung durch plötzliche Abkühlung entstehen, darunter besonders hochwertige Werkstoffe, die zugleich Magnesium enthalten. Das Elektron der I. G. Farben vor allem ist berühmt: es verbindet das leichteste Gewicht mit höchster Festigkeit. Das Forschungslaboratorium von I. G. Farben ist die Geburtsstätte immer neuer Legierungen, die den Übergang in Zeitalter der Leichtmetalle eröffnen.

Das zweite Wunder neben der Herstellung „gewichtloser“ Metalle für das Zeitalter der Flugzeugmenschen geht in Greppin vor sich, einem alten Edelsitz, den die Stadt vor Jahrhunderten schon erwarb. Hier befindet sich eine der geheimnisvollsten Werkstätten der modernen Chemie: im Sauerstoff-Wasserstoff-Gebläse werden synthetische Edelsteine hergestellt. Die Rubine moderner Uhren stammen meist aus Greppin bei Bitterfeld.

Geht man vor Bitterfeld hinaus ins freie Feld, wo früher nur ausgekohlte Grubenfelder mit vereinzelt Sandkegeln, ersoffene Gruben und unfruchtbare Spülklippen zu sehen waren, so findet man heute ein neues Blühen: Luzerne ist gepflanzt, Kiefern und Weizerlen wachsen verstreut zwischen Eichen und Akazien. Aus einer zerstörten Grube ist der Johannesteich geworden, den grünendes Wachstum umgibt. Aus Idealismus hat ein einzelner Mann sich die Rückführung durch die Industrie zerstörter Landschaftsgebiete an die Natur zur Lebensaufgabe gemacht – so wie an der Elbe, nahe den Junkerswerken, ein Naturfreund die Biber schützt. Das neue Blühen auf einst bitterem Feld erscheint als eines der Wunder unserer Zeit.

Luftballon und Flugzeug, Leichtmetall, chemisch hergestellter Rubin, fruchtbar gemachte Schutthalden: die Wanderung nach Bitterfeld wird zum Erlebnis. Wir sehen die moderne Zeit am Werk; was sie schuf, nimmt der Stadt Bitterfeld alle Bitternis und lässt den vergessenen Sinn ihres Namens neu erklingen: „Betterfeld“ - besseres Feld!

Calvinismus und Märchen:

Hanau am Main

Länglich und sehr geräumig, die Grundform durch schnurgerade beschnittene Linden und vier an den Ecken aufgestellte gleiche Brunnen hervorhebend, zeigt der Markt der Neustadt von Hanau eine völlig regelmäßige Anlage. In betonter Symmetrie umgibt ihn ein Netz rechtwinklig gezogener Straßen, deren Abgrenzung am Rande der Stadt noch heute die gezackten Bastionen der Festung des Dreißigjährigen Krieges erkennen läßt. Nach Norden bildet der Paradeplatz das lockere Gelenk, mit dem der geschilderte Stadtteil an eine winkelige Altstadt echt süddeutschen Geprägens angefügt ist. Der plötzliche Wechsel zwischen zwei durchaus verschiedenartigen Organismen erweckt den Eindruck, als wären durch die Laune eines Riesen ein Stück Frankfurter Altstadt und ein Stück Potsdam willkürlich aneinander geschoben: hier Winkelgassen und ein Schloß, das die Herkunft aus einer mittelalterlichen Burg trotz späterer Umbauten nicht verleugnet, dort rechteckig rationalistische Übersichtlichkeit, die in Verbindung mit dem Gleichmaß der Fassaden und Firstlinien den durchdachten Bebauungsplan verrät.

Ein Märchen in seiner Altstadt, ein Stück klare Venunft im Organismus der Neustadt: so liegt Hanau an der Gabelung der Haupthandelswege, die von Frankfurt nach Nürnberg oder Leipzig führen. Wie eine Spinne im Netz der kleinen Gassen, deren gewundener Zug sich dem gewellten Gelände anpaßt, so steht das Rathaus der Altstadt am Zielpunkt der Marktstraße, mit einst offenen Gewölben, wie die Rathäuser an einer Haupthandelsstraße sie brauchten.

Nahe dem Rathaus ragt der schmale Turm der Marienkirche auf, deren spätgotisch hoher Chor zum Ehrentempel des Hanauer Grafengeschlechtes wurde. Aus dem Aufbau prunkvoller Epitaphien treten einzelne Gestalten greifbar hervor, besonders zwei Frauen: Helene von der Pfalz und Adriane von Nassau, welche die bedeutungsvolle Verbindung des kleinen Grafengeschlechtes der Hagenau mit den Kurfürsten bei Rhein und mit dem Haus Oranien begründeten. Hanau steht, wie die Pfalz und Holland, im Zeichen der reformierten Lehre. Ein Bruder Wilhelms des Schweigers, des größten in der Reihe der Oranier, der Graf Johann von Nassau, hat als vormundschaftlicher Regent Hanaus Geschicke entscheiden bestimmt und die stille Residenz der Wetterau in den großen Zusammenhang des westeuropäischen Leben einbezogen. Er ist es, der den ihres Glaubens wegen vertriebenen niederländischen und wallonischen Calvinisten hier eine Heimat gab, wo sie neben der kleinen Landschaft eine Industriestadt begründeten.

Mit dem Grafen Johann erscheint in Hanau ein Fürst von patriarchalischem Gepräge, voll Würde, Strenge und Ernst, ein Landesvater halb geistlicher, halb kaufmännischer Art, der vor jeder Entscheidung Gründe und Gegengründe zur Prüfung des Gewinnes und zur Beruhigung des Gewissens schriftlich fixiert. An Klugheit und Willensfähigkeit ein echter Oranier, ist er seinem älteren Bruder Wilhelmus von Nassauen, dem Begründer des holländischen Staates, in vielem ähnlich. Wie dieser setzt auch Graf Johann die mit den drei Wittenberger Kurfürsten der Luther-Zeit beginnende Reihe der Territorialherren fort, die durch ihre Hinwendung zur Reformation einen neuen Typus des Landesherrn ausprägten, der sich für alles Geschehen im Lande vor Gott persönlich verantwortlich fühlt. Wie Johann von Nassau die politische und geistige Bedeutung der Grafschaft als Hort der reformierten Lehre verstärkte, so lag ihm gleichzeitig daran, ihre wirtschaftlichen Kräfte zu heben. Er riet seinem Mündel Philipp Ludwig II., den vertriebenen Calvinisten eine Heimat zu bereiten. Sie kamen und begründeten unter dem jungen Grafen, der des großen Oraniers Wilhelm Tochter Catharina Belgia zur Gattin erhielt, den Weltruhm der Hanauer Industrie.

Die Calvinisten brachten blühendes Gewerbe nach Hanau, vor allem auf dem Gebiet der Gold- und Silberwaren. Dazu ließen sie Manufakturen für Bronze- und Onyxwaren entstehen und eine Diamantschleiferei, welche der billigeren Löhne wegen für Amsterdam

die Steine facettierte. Berühmt wurden auch die Hanauer Betriebe für Lederarbeiten, für Seidenwebereien und bald auch die erste deutsche Fayencefabrik: Hanau ist Deutschlands Delft.

Als Denkmal der religiösen Kraft, welche die Einwanderer beseelte und ihre Leistung erklärt, ragt nahe dem Markt der Neustadt die niederländisch-wallonische Kirche. Aus zwei Bauteilen zusammengesetzt, zeigt dieses Bauwerk die Doppelstruktur der Einwanderer. Denn auch die Neuankömmlinge waren aus zwei Gruppen gebildet: Wallonen, die das Wort Gottes in französischer, Flamländer, die es in niederländischer Sprache verlangten. So schufen sie sich den hochragigen Doppelbau, zwei Rundkirchen, 1599 errichtet, Hauptwerke der Kunst vor dem Dreißigjährigen Krieg, Beispiele der zentralen Predigtkirche schon vor der Frauenkirche zu Dresden und lange vor der Paulskirche zu Frankfurt am Main. Das Innere der beiden Kirchen ist calvinistisch einfach gehalten, schön durch die räumliche Wirkung der Empore. Zum Monument wird die Zwillingskirche durch die ragende Dachkonstruktion, deren technische Leistung Aufgaben des Eisenbaues im Holz vorwegnimmt. Die beiden turmartigen Dächer überragt ein schlanker Dachreiter, von dessen Spitze ein goldener Hahn als Wetterfahne weit in die Lande blickt.

Einheimische und Eingewanderte, so fremd sie auch anfangs sich waren, hat dann bald die Gemeinschaft des Glaubens und das schwere Geschehen des Dreißigjährigen Krieges zusammengeschweißt. Noch heute lebt die Erinnerung an die Belagerungszeit, die Hanau durchmachen mußte, im Bewußtsein der Bevölkerung fort. Jeder Deutsche weiß davon, der den gewaltigsten Roman seines Volkes kennt: den „abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus“, darin Grimmelshausen, der im nahen Gelnhausen geborene Dichter der Epoche des großen Krieges, auch Hanauer Erlebnisse schildert. Die von den Kaiserlichen unter dem General Lamboy belagerte Stadt entging mit knapper Not dem Schicksal Magdeburgs, der völligen Zerstörung.

Wie Rothenburg und Dinkelsbühl hat auch Hanau seine Feier zum Gedenken an seine wunderbare Errettung: das Lamboy-Fest. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hat sich dieses Fest im Lamboy-Wald vor der Stadt entwickelt, zunächst wohl mehr als eine Wanderung ins Freie, wie sie den Deutschen nach altgermanischem Brauch zur Himmelfahrtszeit im Blute steckt.

Der historische Sinn des 19. Jahrhunderts hat die Feier geschichtlich vertieft und kostümlich gestaltet. Als sich im Jahre 1936 die Befreiung der Festung zum dreihundertsten Mal jährte, wurde ein Festzug veranstaltet, der die lebendige Kraft der Hanauer Geschichte bunt und lebensvoll veranschaulicht und im Hauptteil zugleich eine Darstellung des Simplicissimus-Romanes war.

An den alljährlich üblichen Fackelzug der Kinder und die ländliche Feier schloß sich eine Darstellung, in der historisches Geschehen Gegenwart wurde: der Einzug der Niederländer und Wallonen, die Prachtentfaltung der Hanauer Grafen, das siegreiche Gefecht ihre Truppen vor Gelnhausen, die ganze Not des großen Krieges und das strenge Regiment ihres Gouverneurs, des schwedischen Generals Ramsay. Dann aber kündeten Fanfaren den Einzug des Landgrafen Wilhelm von Hessen als des Befreiers der Stadt.

*

Nach dem Dreißigjährigen Krieg, als aus der Heerstraße wieder die Haupthandelsstraße zwischen Rhein und Elbe geworden war, hat Hanau sein Gewerbe schnell wieder zur Blüte gebracht. Regiert wurde es nun von einer neuen Grafenfamilie, den Hanau-Lichtenbergern, die aus dem Elsaß kamen.

Im 18. Jahrhundert bauten dann deren hessische Erben Schloß Philippsruh als ihr Versailles, dessen weiträumige Hufeisenanlage das nahe Mainufer beherrscht. Ein zweites Sommerschloß, der Kurort des Landes, entstand im nahen Wilhelmsbad. Der Stil einer fürstlichen Sommerresidenz wurde hier auf ein vielbesuchtes Bad übertragen, dem man in einem der frühesten landschaftlichen Parks von Deutschland eine einzigartige

Umgebung gab. Der schöne Park, 1777 begonnen, ist für die Gartenkunst der Goethezeit bestimmend geworden: wie Mörlitz in der Elbniederung für den Park von Weimar zum Vorbild wurde, so hat der Park von Wilhelmsbad die Umgestaltung von Wilhelmshöhe und Wilhelmstal bei Kassel beeinflusst, als hier landschaftliche Naturparks im Stil der englischen Gartenkunst angelegt wurden.

Die hessischen Fürsten haben zu ihrer Hanauer Grafschaft stets eine besondere Vorliebe bekundet. Zeitweilig residierten sie sogar lieber in Hanau als in ihrer eigentlichen Hauptstadt, mit der sich Kurfürst Wilhelm, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts regierte, überworfen hatte. Der berühmte Jähzorn des Geschlechtes von Brabant erwarb diesem gestrengen Herrn freilich auch in Hanau wenig Freunde. Aber er gab doch der Stadt wieder den Glanz der Residenz, und in seinem Charakterbild fehlen auch die hausväterlichen Züge nicht. Er ließ wieder Prinzen von Hanau erstehen und machte seine unebenbürtige Frau zur Fürstin von Hanau: es war wie im Märchen von „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, zu dessen König Kurfürst Wilhelm Modell gestanden hat.

Während der Napoleonischen Kriege war Kurfürst Wilhelm seinem Lande fern geblieben, in Kassel regierte Napoleons Bruder, König Jérôme, in Hanau von Frankfurt aus Dalberg, der Fürstprimas des Rheinbundes. Ende Oktober 1813 schlug Napoleon auf dem Rückzug von Leipzig hier seine letzte Schlacht auf deutschem Boden. Die bayrischen Truppen unter General Wrede hätten ihn vielleicht den Weg nach dem Westen verlegen können, aber es gelang dem großen Herrscher infolge seiner taktischen Überlegenheit nochmals – wie vorher im Saaletal – den Durchmarsch zu erzwingen. Von hier aus führte er den Rest seines Heeres über den Rhein. So bezeichnet die Schlacht von Hanau den letzten Akt in dem Drama, das auf der großen Heerstraße spielt, über die Napoleons Heere von Paris nach Moskau marschierten, der Achse Paris-Moskau, die den Nervenstrom in dem Riesenreich Napoleons darstellte und nun zur Straße seines Unterganges wurde.

Ein Jahr danach sehen wir, wie die Hanauer Bürger einem allverehrten Besucher die Spuren der Kämpfe und der Verwüstung zeigen: Goethe ist auf ein paar Tage zu seinem geologischen Forschungsfreund Leonhard auf Besuch gekommen. Die Stadt hat eine schwere Zeit hinter sich. Von Hessen-Kassel abgetrennt, war das Hanauer Land mit dem Großherzogtum Frankfurt verbunden worden, das der Fürstprimas des Rheinbundes, Napoleons Günstling Dalberg, erhalten hatte. Der Zorn des Kasseler Kurfürsten, als er Ende 1813 die Grafschaft Hanau zurückerhielt, verfolgte jeden, der sich Dalberg gegenüber nicht völlig ablehnend verhalten hatte. Der Wetterauer Gesellschaft riß er in einem Anfall von Wut ihr Schild herunter, weil sie zur Zeit der Zugehörigkeit Hanaus zum Großherzogtum Frankfurt von Dalberg Mittel zu ihrem Weiterbestehen genommen hatte. Es ist derselbe Fürst, der in der Wiederkehr des Absolutismus den Sinn der Befreiungskriege sah und Zopf und Korporalstock wieder einführte. Ihm gilt daher Heinrich von Treitschkes ganzer Zorn, dem er in seiner Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert Luft machte.

Es will scheinen, als ob Goethe bei seinem Besuch hier die Mission des Mittlers erfüllte und mit geschickter Hand das Ansehen der Hanauer kulturellen Bestrebungen neu zur Geltung brachte. Er hielt sich fern von den Zöpfen der kurhessischen Regierung, aber er würdigte und förderte den Kreis der in Hanau wirkenden, ihrer Heimatscholle eng verbundenen Künstler, Forscher und Sammler. Hier fühlte er sich wohl, weil tätig wirkendes Wesen den Patriarchen von Weimar vor allem erfreute.

*

Geschult durch seine gewerblichen Manufakturen, hat Hanau sich den veränderten Produktionsbedingungen des 19. Jahrhunderts erfolgreich angepaßt. Auf der Grundlage der einst von den Niederlanden hierher gebrachten alten Tradition entwickelte sich eine hochwertige technische Industrie, ähnlich wie dies durch die Emigranten im nahen

Offenbach geschah. Weltberühmt wurden die Hanauer Gold- und Silberwaren sowie die Fabrikate aus Platin, Aluminium und allerlei Legierungen, auch kündet die Hanauer Höhensonne den Ruhm seiner technischen Industrie.

Zur Zeit des ersten Aufstiegs seiner Industrien, noch gegen Ausgang der kurhessischen Zeit, wurde Hanau Kurort Wilhelmsbad viel besucht, denn hier wie in Homburg vor der Höhe war das in der Freien Reichsstadt Frankfurt verbotene Glücksspiel erlaubt. Wie wir es von Dostojewski wissen, der in nächtlicher Fahrt, eine Zigarette an der andern anzündend, von Dresden nach Homburg reiste, dem Roulette verfallen, um dann ohne Geld und ohne Zigaretten zurückzufahren, von dem Gefühl der Nichtigkeit alles Irdischen gequält, so zog das Glücksrad von Wilhelmsbad die Spieler magnetisch an, vor allem auch die Frankfurter Kaufherren und Messebesucher.

*

Rückschauend auf die Motive, welche an der Mündung der Kinzig in den Main, so nahe Frankfurt und Offenbach, einer dritten Stadt günstige Bedingungen zu blühendem Gewerbe boten, möchte man eine „List des Weltgeistes“ darin erkennen, daß lutherische Orthodoxie und zünftige Enge eingesessenen Kleinbürgertums einen Teil der reformierten Niederländer aus Frankfurts Mauern wieder verdrängten, so daß sie auf der wichtigsten Lebensader des alten Deutschland ein Stück weiter östlich vorgeschoben wurden. Damit erhielt Hanau, ähnlich wie Offenbach, seine Sendung, dadurch auch die eigenartige Bevölkerung, in der sich Fleiß und innere Unruhe, Erwerbssinn und Frömmigkeit, Realismus und Phantasie eigenartig mischen.

Somit steht auch hinter den Geschehnissen der späteren Jahrhunderte die Gestalt des Grafen Johann von Nassau, der als der zweite Gründer der Stadt hier eine ihn segensvoll überdauernde Wirkung entfaltet hat.

Die visionäre Gestalt des geharnischten Ritters hält eine Waage in der Hand: auf der einen Schale die alte Residenz Hanau mit Fachwerkbauten, Marienkirche und Schloß, auf der anderen Schale die Calvinistische Gründung mit Werkstätten und Fabriken, der regelmäßige Raster ihrer Straßenzüge überragt von dem goldenen Wetterhahn auf dem Turm der niederländischen Kirche; hier das Gewachsene, dort das Gegründete.

Da erscheinen auf der Waagschale der neuen Stadt zwei Kinder. Sie gehen hinüber zur Altstadt, wo vom Turm der Marienkirche die Glocke ruft. Ihre Augen – die hellen blauen des älteren, die warmen braunen des jüngeren Brudes – schauen, wie sie nun auf der Empore der Kirche sitzen, auf den Altar. Kein Kruzifix, kein Leuchterpaar schmückt ihn: auf dem Tisch liegt einzig das aufgeschlagene Buch: die Bibel, wie Martin Luther sie seinem Volk gegeben hat. Es ist dieselbe Bibel, aus der einst der Urgroßvater der beiden vor der lauschenden Gemeinde die heilige Schrift verlas. So fühlen sich die Knaben hier beheimatet. Die Orgel braust auf, die Fürstengestalten im Chor der Kirche scheinen im Spiel des Lichts Leben zu gewinnen, ein leiser Wind greift, als nun nach Schluß des Gottesdienstes die Türen sich öffnen, in die Blätter der aufgeschlagenen Bibel.

Noch einmal begegnen wir den Brüdern. Es ist Werktag, der Kirchplatz ist leer, das Gewimmel des Verkehrs zieht sich zum Markt der Neustadt. Hand in Hand schlendern sie über den großen Platz der Neustadt, in dessen Nähe sie, mit fünf und sechs Jahren schon, nach Hanauer Tradition französischen Unterricht haben. Sie eilen sich nicht. Mit kindlicher Freude bleiben sie vor dem Doppelturm der niederländischen Kirche stehen, „um dem goldenen Hahn auf der Spitze des Turms zuzusehen, der sich im Winde hin und her dreht“.

Die beiden Knaben sind die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, die als Söhne des landgräflichen Stadtschreibers und Notars Philipp Wilhelm Grimm hier heranwachsen. Ihr Weg geht von Hanau nach Steinau an der Straß und schließlich über Kassel und Göttingen nach Berlin.

Es bedurfte einer langen Entwicklung, bis das Doppelte des Hanauer Erbes im Werk der

Brüder Grimm zur Einheit wurde: auf der einen Seite der unermüdliche Fleiß und die Ordnungsliebe, wie sie dem Organismus der Neustadt das Gepräge gibt, auf der andern Seite das Vermächtnis des alten Hanau, das Geheimnis des Unbewußten, den Sinn für das Märchen, in dessen Tiefe der Mythos sich offenbart. Auf dem Altar ihres Vaterlandes trugen die Brüder Grimm ihre Bücher: von deutscher Mythologie, von deutscher Sprache, von deutscher Sage, von deutschem Recht. Auf den Altar, der im Herzen des Volkes errichtet ist, legten sie ein Buch, darin brachten sie ihr reichstes Geschenk, traumumwoben wie ein Zaubergarten, dessen Blüten kein Ende kennt: Die Kinder- und Hausmärchen, gesammelt von den Brüdern Grimm.

Hanau hat ein Recht, seine Zugehörigkeit zu der Märchenwelt der Brüder Grimm zu betonen. Bewußt und unbewußt sind manche Züge der eigenartigen Stadt und ihrer Umgebung an Main und Kinzig, nicht zuletzt die märchenhaften Züge der Altstadt und des Bezirks um die Grafenburg, in die Erzählungen der beiden eingegangen. Aber auch die planmäßige Einheit in der Gesamtanlage der Neustadt, von deren Rand das Grimmsche Haus auf den Paradeplatz schaut, wirft wie ein Gleichnis auf die Folgerichtigkeit und Arbeitsdisziplin im Werk der Brüder Grimm. Denn in ihrer Arbeit ist beides, der Fleiß und der Ordnungssinn des neuen Hanau, wie es ums 16. Jahrhundert erstand, die Versonnenheit und das Behagen der Altstadt: Calvinismus und Märchen, beides Hanau zum Ruhm.

Das 19. Jahrhundert

Die Abtretung des nördlichen Teiles von Sachsen an Preußen, welche Leipzigs Lage Sachsen gegenüber peripherisch machte, zwang die Stadt erst recht, sich über kleinstaatliche Aufgaben zu erheben, die Zollschranken zu bekämpfen und ihr Schicksal mit ganz Deutschland zu verbinden. Leipzig wurde mit Frankfurt, Nürnberg und Hamburg eine der Städte, die am meisten über die Kleinstaaterei hinaus dachten und in den gesamtdeutschen Zusammenhang hinein wuchsen: die großen Handelsstädte waren darin den Residenzen voraus, die ihre Höfe behalten wollten und partikularistisch eingestellt blieben.

Von Leipzig nach Dresden führte die erste größere deutsche Bahnstrecke, 1839 eröffnet, durch des Schwaben Friedrich List Begeisterungskraft angeregt, der als amerikanischer Konsul nach Jahren der Verbannung und Verfolgung hierher kam. Im stadtgeschichtlichen Museum sehen wir die Erinnerungen an die erste deutsche Bahn, die nicht nur lokalen Charakter hatte, wie die vorher schon verwirklichte von Nürnberg nach Fürth oder die zwei Jahre nach ihr vollendete von Berlin nach Potsdam. Wir sehen den Fahrplan, Abbildungen der ersten Wagen, die verlängerten Postkutschen gleichen, wir sehen auch die Schutzbrillen, durch welche die Augen vor Wind und Kohlenstaub geschützt wurden, denn die dritte Wagenklasse war offen. Der Vergleich mit den Zurüstungen der ersten Automobilisten liegt nahe.

Mit der Eisenbahn kam die Industrialisierung Deutschlands, der Sieg der Maschine, der Sieg der Aktie – die Verwandlung der Welt. Es war noch kein Jahrhundert vergangen, da mündeten 26 Gleise in den Leipziger Hauptbahnhof ein, der somit die größte Kopfstation Europas wurde. Gemeinsam mit Halle, der größten Durchgangsstation aller deutschen Bahnen, verkündet der Leipziger Bahnhof die wachsende Bedeutung Mitteldeutschlands; die einstigen Stadttore, durch die der Weg zur Messe ging, sind gleichsam in diesem gewaltigen Hallenbau nebeneinander gesetzt, der nun das Tor von Leipzig darstellt.

Mit der Zähigkeit, mit der Leipzig einmal Erworbenes festhält, hat die Stadt trotz ihrer völligen Umstellung auf das technische Zeitalter auch die Stellung bewahrt, welche sie auf kulturellem Gebiet erobert hatte. Die musikalische Tradition wurde von Hiller, dem Musiker der frühen Goethezeit, neu belebt, sie führte zur Gründung der Gewandhauskonzerte wie zur Berufung von Norbert Schumann an das Konservatorium und damit zur Gewinnung eines der größten Vertreter der deutschen romantischen Musik. Norbert und Clara Schumanns Kunst verklärt das Leipzig dieser Epoche.

Der Weg zum musikalischen Drama des 19. Jahrhunderts beginnt auf der Grundlage der Tradition von Leipzig. Im Jahre der Völkerschlacht wird hier Richard Wagner geboren. Die Mutter, aus Weißenfels gebürtig, verheiratet sich, nach dem im gleichen Jahre erfolgten Tod des Vaters, mit dessen Freund, dem Maler und Schauspieler Geyer, und siedelt nach Dresden über. Hier wächst Richard unter der Obhut des Stiefvaters auf, der sich der kinderreichen Familie seines verstorbenen Freundes mit wahrhaft ergreifender Güte annimmt. 1827, nach dem frühen Tod Geyers, kehrt Richard Wagner für sieben Jahre nach Leipzig zurück, wohin ihm bald auch die Mutter mit mehreren Geschwistern folgt. Als Thomaner tritt er, zwischen Musik und Dichtung seinen Weg suchend, unmittelbar mit der Tradition Bachs in Verbindung. Wie Leibnitz trennt er sich später von seiner Vaterstadt, die zum Vorort der Opposition gegen den von ihm geschaffenen Stil wurde. Erst im Jahre 1878, als Leipzig die erste zyklische Aufführung des Ringes der Nibelungen außerhalb Bayreuths unternimmt, kommt die Versöhnung.

Eine Stadt der Dichter ist Leipzig seit der Rokokozeit nicht mehr gewesen. Wohl haben bedeutende Meister des 19. Jahrhunderts hier längere Zeit gelebt. Otto Ludwig, der einzige mit Hebbels dramatischer Kraft vergleichbare Meister, kam von seiner Thüringer Heimat zunächst als Musiker hierher, um unter Mendelson-Bartholdy zu studieren. Die

beiden gegensätzlichen Naturen verstanden sich nicht, und der junge Musiker erlebte eine unglückliche Zeit. Sie war nicht verloren, Otto Ludwig reiste hier zum Dichter, so wie aus Richard Wagner ein Musiker wurde.

Im Jahr 1869 kam Heinrich Laube, der langjährige Burgtheaterdirektor zu Wien, der Führer des jungen Deutschland, nach Leipzig und übernahm die Leitung des Stadttheaters. Wie so oft gab es in Leipzig einen Theaterskandal: Rudolf Gottschall, einst, da er ein Drama Ulrich von Hutten schrieb, ganz auf der Seite des jungen Deutschland, fühlte sich nun zurückgesetzt, weil der neue Bühnenleiter seine neuen Werke nicht brachte – ihr ödes Epigonentum wollte er dem Publikum ersparen. Gottschall benutzte seine Stellung als allmächtiger Theaterkritiker, hetzte die Schauspieler auf und inszenierte einen Skandal. Das Theater hat sich später zu neuem Aufstieg entwickelt, als Max Martersteig den schöpferischen Kräften zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Leipzig, wie vorher in Köln, eine Stätte bereitete, wo das Gebot der Dichtung über dem Geltungsbedürfnis der einzelnen Darsteller stand.

Die geistige Führung in Leipzig hatten schon lange die großen Verleger inne. Der Gedanke, den Buchhandel nicht auf Einzelverkauf, sondern auf Kredit und Austausch und periodische Abrechnung zu stellen und seine gesamte Organisation an einem Ort zusammenzufassen, hatte in der Gründung der Buchhändler-Börsen-Vereins (1825) seine Verwirklichung gefunden. Nun war die alte Idee von Leibnitz erfüllt, freilich nicht vom Reich und von den Schriftstellern aus, sondern durch den beruflichen Zusammenschluss der Verleger und Buchhändler. Das Ganze war die logische Folge davon, dass die Hauptbedeutung jetzt nicht mehr bei der Druckerei lag, sie lag in der geistigen Haltung des Verlags, das Verlagswesen war in sich eine Kunst, eine Wissenschaft geworden. Der Verleger konnte sich dabei auf Kant berufen: „Ein erfahrener Kenner der Buchmacherei wird als Verleger nicht erst darauf warten, dass ihm von schreibseligen, allezeit fertigen Schriftstellern ihre eigene Ware zum Verkauf angeboten wird. Er sinnt sich als Direktor einer Fabrik die Materie sowohl als die Fassung aus, welche mutmaßlich die größte Nachfrage oder allenfalls auch nur die schnellste Abnahme geben wird.“

Nach Lage und Wesensart ist Leipzig vor allen anderen Orten Deutschlands dazu geeignet, Vermittlung auch auf geistigem Gebiet zu übernehmen. Die Lage zwischen Weimar und Berlin, die polare Situation gegenüber Frankfurt und Mainz hat es in der Entwicklung der Jahrhunderte zum Ziel und Ausgang für den Weg des Buches bestimmt. Dazu kommt die besondere Eignung des Leipziger Geschäftswesens, die alte Verbindung zwischen Kaufmann und Gelehrten, die aus der Doppelbedeutung Leipzigs als Handelsstadt und Universitätsstadt entstand. Endlich aber herrscht hier eine Luft, die dem einzelnen seine Eigenart lässt, indem sie ihn ganz auf sich selber stellt. Jeder Verlag entwickelte sein Spezialgebiet, das in großen Verlegerfamilien ausgebaut wurde.

Da ist der Verlag Breitkopf & Härtel, dessen bedeutendster Leiter Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, mit dem jungen Studenten Goethe bekannt, einst Gutenbergs Erfindung der beweglichen Letter auf Roten übertragen hatte, der große Musik-Verlag, der mit dem Verlag Peters die Tradition Leipzigs als der Stadt des Gewandhauses und des Konservatoriums, als der Stadt Bachs, Wagners und Schumanns, zuletzt noch Regers, hochhält.

Da entwickelte Brockhaus sein Konversationslexikon, die größte Zusammenfassung des Wissens der Welt. Er hatte es nicht leicht, sein Unternehmen, das auf geistiger Unabhängigkeit beruhte, durch die Gefahren der Reaktion zu steuern, die nach den Freiheitskriegen der Forschung die Flügel beschnitt. Um das Werk zu schützen, widmete er es dem gefürchteten Staatskanzler Metternich, woraufhin der Zensor zwar nicht das Werk, aber seinen zehnten Band verbot. Aber man nahm seinen Brockhaus auch ohne den zehnten Band und wartete, ob Neuerscheinung oder Freigabe die Lücke füllen würde,

die zur Schande Metternichs im Bücherschrank klaffte.

Aus Hildburghausen siedelte Meyer mit seinem Bibliographischen Institut nach Leipzig über und entwickelte hier auf der Grundlage des Kupferstichs seine Spezialität für Kartendrucke, für Lexika und Handbücher. Aus Zürich kam S. Hirzel, in dessen Verlag Grimms Wörterbuch sowie Gustav Freytags und Treitschkes Werke erschienen.

In Verbindung mit Zeitschriften und einer vorbildlichen Reproduktionsanstalt kam der Verlag des Baslers Johann Jakob Weber zu schneller Entfaltung. Seine Produktion – Friedrich der Große von Menzel, Napoleon von Vernet illustriert – bezeichnet Höhepunkte graphischer Buchkunst, seinen geographischen Veröffentlichungen ist die Erschließung des Balkans für Mitteleuropa zu danken. Göschens Verlag, von Bremen aus 1785 im Leipziger Schiller-Jahr gegründet, brachte die ersten Gesamtausgaben der Klassiker, später wurde er des großen Klassiker-Verlegers Cotta Leipziger Zweigstelle. Veyer schuf den „Verlag der Frau“, dessen Zeitschriften und Werke der Pflege häuslicher und besonders weiblicher Kultur und Arbeit dienen.

Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die Werke der deutschen Schriftsteller „unter des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes Privilegien“, wie es in der Goethe-Ausgabe letzter Band heißt, ihrem ursprünglichen Verleger verblieben. Ohne Rücksicht auf Textrevision und auf das Bekanntwerden richtiger Fassungen, ohne jede Konkurrenz hinsichtlich Ausstattung und Preisbildung druckten die Verleger die Klassiker auch über ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tod noch weiter. Gegen diese Monopolisierung der Verlagsrechte erhob in feierlicher Rede zur Hundertjahrfeier Schillers Jakob Grimm in Berlin seine Stimme. Als Bismarck acht Jahre später an Stelle des Deutschen Bundes den Norddeutschen Bund geschaffen hatte, gab seine Gesetzgebung das Autorrecht nach Ablauf einer Schutzfrist von dreißig Jahren frei. Die Folge dieser Befreiung erkannte als erster der Leipziger Verleger Philipp Reclam. Auf den Schultern der Bismarckschen Gesetzgebung gründete er seine weltberühmte Universitätsbibliothek, die seit 1867 für zwei Silbergroschen das beste Schrifttum in billigster und handlicher Form zugänglich machte und seither in fast 7500 Heften erschien.

Gegen Ende des Jahrhunderts brachte die Hinwendung zum Bild und zur farbigen Reproduktion neue Aufgaben, die in der Stadt des Buchgewerbes und der Graphik verwirklicht wurden. So entwickelten sich die Verlage Voigtländer und Seemann, so der Bildverlag der Druckerei Meißner & Buch, so Teubner, der große Schulverlag, der den Unterricht entsprechend dem Siegeszug der bildenden Kunst, der Kunstgeschichte und Kunsterziehung ganz auf Anschauung und Bildmaterial umzustellen half. Peter Jessen, der von der Berliner Kunstbibliothek aus die Buchgestalter Deutschlands bis zu den Schriftgießereien in Offenbach und Frankfurt mit Anregungen überschüttete, schlug Robert Voigtländer vor, die Ergebnisse des ersten Deutschen Kunsterziehungstages in Dresden (1901) zu verarbeiten. Sein Verlag folgte den Anregungen, die Jessen und Lichtwark, die größten Kunsterzieher der Zeit, zu geben hatten: mit Teubner sich verbindend, ging er den Weg zur Farbe. Damals begann das Erscheinen des künstlerischen Wandbilder in Steinbrücken, welche die Kunst in Schulzimmer und Versammlungssäle brachten. Gleichzeitig sorgten Seemanns Dreifarbendrucke dafür, dass in Bild und Buch die graue Reproduktion ihre Alleinherrschaft verlor.

So hatte jeder Verlag sein besonderes Gesicht und seine besonderen Einrichtungen, bis hin zum Inselverlag, der das lebendige Erbe der Goethezeit nach Leipzig übertrug: Dienst an Goethe und Dienst am besten Schrifttum der Gegenwart, Tradition und Zukunftswille.

Unabsehbar ist, was in den letzten Jahrzehnten an wirtschaftlichen wie an wissenschaftlichen und künstlerischen Gründungen in Leipzig entstand. In den Vorstädten wuchsen neue Stadtviertel, in denen Maschinenbau, Eisengießerei und Papierfabrikation

ihre Stätte fanden. Im Innern der Stadt blieb in Brühl er Pelzhandel konzentriert, in der Johannis-Vorstadt wuchs ein Buchhändlerviertel, in dem die meisten Verleger und Drucker wirken, dazu die Barsortimenter, die – wie Koehler & Volckmar – ein neues Mittlertum zwischen Produktion und Handel ausgebaut und damit der Stadt des Buchhandels eine entscheidende Stellung gewonnen haben. Dazu kommen die großen Bibliotheken, die Buchdrucker-Meisterschule, die Akademie für Buchgewerbe und Graphik, das Buchgewerbehaus und die Deutsche Bücherei, die das gesamte deutsche Schrifttum seit dem Jahr 1913 vereinigt.

Die musikalische Überlieferung besitzt im Gewandhaus den Mittelpunkt für das Leipziger Musikleben, das ganz aus Willen und Wesen der Bürgerschaft erwuchs. Die bildende Kunst hat in Max Klinger ihren Meister gefunden, der in seinen Radierungen tiefen Gedanken nachgeht und mit Vorliebe Zyklen schafft. Zu Grimmelshausens Simplicissimus hat er eine Reihe von Blättern radiert; Hölderlins Schicksalslied und die Melodien von Brahms, dem größten Genius seiner Zeit auf rein musikalischem Gebiet, bestimmen sein Werk.

Als die Universität ihre 500-Jahr-Feier beging, wurde ganz Deutschland offenbar, welche Fülle von Wissen und Leistung hier Macht gewonnen hatte: Karl Binding und Adolf Wach als Rechtslehrer, Wilhelm Wundt als Psychologe und Karl Lamprecht, vor ihm Erich Marcks als Historiker waren ihre großen Namen.

Mit Freuden verspürt man immer wieder die bodenständigen Züge der Stadt: in Aeckerleins Keller am Markt, in Auerbachs Keller, wo das Bild von Fausts Faßtritt an der Wand zu sehen ist, das Goethe angeregt hat, in einer der Schenken vor der Stadt, zu Eutritzsch etwa, wo man aus hochhalsigen Flaschen, eine Art Bocksbeutelflaschen, die aber ganz lange Hälse haben, die „Gose“ trinkt, ein untergäriges Bier, dem Lichtenhainer der Jenenser Studenten verwandt. Aber kaum will er sich ins „Lokale“ verlieren, so stehen vor dem Besucher Motive der Großstadt, wobei die Dimensionen sich steigern, Motive, durch die Leipzig eine Reihe gesamtdeutscher Aufgaben erfüllt: Reichsgericht und Messe, Universität und Hochschulen für Musik und Buchgewerbe, die großen Verlage, Buchhändler-Börsen-Verein, Deutsche Bücherei. Solche Motive entsprechen dem Wesen dieser Stadt, deren Blick nie örtlich beschränkt blieb, sondern sich stets auf ganz Deutschland bezog, so wie Leipzigs Geschichte oft Weltgeschichte war.

Das neue Frankfurt

Das neue Frankfurt beginnt an dem Tag, an dem Friedrich List vor dem Bundestag erscheint und den Plan eines gesamtdeutschen Eisenbahnnetzes vorlegt. Schon im Jahre 1825 hatte die erste Vorbeifahrt des Dampfers „Friedrich Wilhelm“ vor Bonn am Rhein die Menschen ahnen lassen, welche Wandlung im Verkehrsleben die Dampfkraft bringen würde.

Im Jahre 1833 war Lists Schrift über das Eisenbahnwesen erschienen, eine der großartigsten Veröffentlichungen, welche das neue Zeitalter einleiten. Der Schwabe, der Berlin nur flüchtig kannte, sah es bereits als Mittelpunkt von Deutschland und ließ zu einer Zeit, da überhaupt noch keine Eisenbahn in Deutschland fuhr, in seinem Plan sechs Hauptlinien hier einmünden, wie sie tatsächlich ein Menschenalter später hier gebaut waren. Frankfurt und Leipzig aber sah er als wichtigste Pole im Verkehr wie im Wirtschaftsleben, und in beiden Städten warb er für seine Ideen.

Nach normaler Entwicklung hätte zwischen Frankfurt und dem Rhein die erste deutsche Eisenbahn entstehen müssen. Aber die Rivalität zwischen den kleinstaatlichen Regierungen war zu groß. Nassau und Hessen-Darmstadt konnten sich nicht einigen. Nach jahrelangen Verhandlungen wurden zwei parallele Linien gebaut, eine großherzoglich-hessische am linken, eine nassauische am rechten Ufer. Im Hintergrund der einträglichen Spekulation mit Eisenbahnaktien stand die Frankfurter Börse, stand Rothschild, der die Haltung der politischen und wirtschaftlichen Machthaber Frankfurts durch seinen Einfluß und nicht immer mit den lautersten Mitteln bestimmte.

„Denn in dieser Republik“, so hat der hessische Minister du Thiel aufgezeichnet, „ist es eingeführt, daß stets eine Hand die andere wäscht, und überdies waren zu viele Senatoren beteiligt.“

Aber immerhin: Frankfurt gehörte zu den ersten Städten, die eine Eisenbahn bekamen. Parallel dem Schienenstrang entwickelte sich - wörtlich genommen - der Ausbau der Telegraphie. Die Strecke Berlin - Frankfurt bekam die erste große elektrische Telegraphenleitung der Welt, ein Wunder der Technik, daran Werner Siemens entscheidende Erneuerungen erprobte. An der Linie von Eisenach nach Frankfurt, die aus äußeren Gründen oberirdisch geführt wurde, während die Drähte bis Eisenach unterirdisch liefen, verwandte er zum erstenmal die glockenförmigen Isolatoren aus Porzellan, die einen guten Schutz der Isolierung vor Regenwasser ermöglichten. Als die Nationalversammlung im März 1849 in Frankfurt Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser erwählt hatte, wurde dies noch in derselben Stunde in Berlin bekannt. Die Tatsache dieser schnellen Vermittlung einer bedeutsamen Nachricht ist, da der König die Kaiserkrone aus der Hand des Parlaments ablehnte, dabei das eigentlich historische Ereignis.

Als im Jahr 1866 Frankfurt preußisch wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß Leipzig in vieler Beziehung abgedrängt wurde. Der Anschluß Frankfurts an Berlin erfolgte jetzt auf preußischem oder doch militärisch unter preußischer Oberhoheit stehendem Gebiet: über die neue preußische Provinz Hessen-Kassel, durch Thüringen und westlich an Leipzig vorbei über Halle. Im Jahr 1866 wurde der Schienenweg durch das Kinzigtal und über Fulda ausgebaut, im Jahr 1869 noch wurden im Gebiet der Elbe die letzten Strecken zweigleisig erweitert, auf Wunsch des Generalstabes der Armee.

Das für die Bahn Geleistete wurde ergänzt durch die Regulierung der Mainmündung in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Nun wurde Frankfurt ein großer Hafen des Rheinlands, die 1800-Tonnen-Schiffe der Rheinschiffahrt konnten, unter der alten Brücke hindurch, die durchaus nicht als ein Hemmnis angesehen wurde, zum Hafen von Frankfurt gelangen. Die Wirkung überstieg die kühnsten Erwartungen: in kurzer Zeit ver Hundertfachte sich der Frachtumsatz des Mains.

Schritt um Schritt ging die Entwicklung weiter: kurz vor dem Weltkrieg verkürzte die Anlage des Schlüchterner Tunnels die Fahrzeit zwischen Frankfurt und Berlin um eine halbe Stunde. Nach dem Weltkrieg bekam Frankfurt den großen Übersee-Luftschiffhafen, und im September des Jahres 1933 erklang hier das Wort des Führers, als er den ersten

Spatenstich zum Beginn der Bautätigkeit an den Reichsautobahnen tat und die Vision des Friedrich List auf das Gebiet des Motors übertrug, daß nun für den Verkehr neue Schlagadern gebaut werden.

*

Mit kühner Selbsterständlichkeit betont in neuer Zeit die Frankfurter Industrie ihr Anrecht am Reich und an der Reichshauptstadt. Die chemische Industrie vor allem, die im mittelhessischen Raum zu ihrer beherrschenden Größe entwickelt wurde und ihre Hauptbetriebe in I.G. Farben zusammenschloß, ließ noch einmal das Bewegungsmotiv von West nach Ost in seiner ganzen Bedeutung erkennen: vom Rhein und von Frankfurt aus, von Ludwigshafen und Griesheim wurden Leuna und Bitterfeld, die Verwaltungszentrale von I.G. Farben in Berlin und die Agfa gegründet.

*

Wissenschaft und Wirtschaftsleben im Bunde haben Frankfurt groß gemacht, die Vereinigung geistiger und praktischer Arbeit, die Verwirklichung der Wissenschaft durch Organisation. Aus der Einsicht in die die Entwicklung der Menschheit bestimmende Bedeutung dieser Verbindung und aus dem Verlangen, den Lehrbetrieb der Wissenschaft immer mehr noch vom Hörsaal weg zum Insitut und zur praktischen Übung, zum Laboratorium und zur experimentellen Forschung zu leiten, hat der Frankfurter Oberbürgermeister Adickes den Mut gehabt, so nahe an Heidelberg, Gießen und Marburg noch eine vierte Universität zu gründen, eine Hochschule der modernen Zeit und der Großstadt. Zur gleichen Zeit schufen sich Köln und Hamburg ihre Universitäten und beteiligten sich an der Gestaltung eines neuen Typs der Hochschule, der die alte Tradition nicht aufheben, aber innerhalb der Großstadt und ihrer Ansprüche ergänzen wollte.

Aus dem Gebiet der Technik genügt die Hervorhebung des für ganz Deutschland Ereignisvollen. Im Jahre 1880 eröffnete der Darmstädter Heinrich Kleyer in Frankfurt eine Fahrradfabrik, die Adlerwerke. Er war selbst ein Pionier des Fahrradsports, ein berühmter Rennfahrer, der auf dem Dreirad Siege gewann. Wie das Fahrrad ganz allgemein in der Entwicklung zum Automobil voranging, so ging auch Kleyer als einer der ersten diesen Weg: schon im Jahre 1899 fuhren durch Frankfurt die ersten Automobile der Adlerwerke, von der Bevölkerung lebhaft bestaunt, und dennoch als eine Spielerei abgelehnt, der keine praktische Bedeutung zuerkannt wurde.

Auch bei den Opelwerken ist die Verbindung von sportlichem Wagemut und technischer Erfindergeist zu spüren: in den kühnen Fahrten mit dem Raketenauto, dem etwas vom Wesen des Flugzeugs innewohnt.

Überall zeigt sich die gleiche Fähigkeit, wissenschaftliche und technische Arbeit auf das äußerste anzuspannen und den neuen Lebensbedingungen gerecht zu werden, deren Vorahnung und Vorbereitung Kühnheit verlangt. Wer den größten Sohn Frankfurts, Johann Wolfgang Goethe, in sein Arbeitszimmer nach Weimar, in sein Laboratorium nach Jena begleitet, dem verbindet sich das faustsche und das technische Motiv, er spürt die Einheit polarer Gesetze. Noch ein anderes Motiv klingt auf, wenn wir die Namen Weimar und Frankfurt gemeinsam nennen: die ausstrahlende Kraft der Stadt, welche den Segen des Rheinlands sammelt und weitergibt. Frankfurt bedeutet die Mitte des Bogens, dessen Sehne der Rhein darstellt, die Spitze des Pfeiles aber, der in Mainz auf der Sehne liegt, ist nach Osten gerichtet. In dieser Figur ist die Sendung der Stadt Frankfurt ausgedrückt, auch die Bedeutung der Straße, aus der sich der Weg der deutschen Geschichte vom Römerberg zum Brandenburger Tor vollzog.

Zwischenspiel

Goethe auf der Straße des Reiches

„Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin mit Vegnügen abfuhr, und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.“

So schildert Goethe seine erste Fahrt, die ihn im Jahre 1765 auf der Straße des Reichs von Frankfurt nach Leipzig brachte. „Ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe“ von sechzehn Jahren fuhr ins Leben hinaus.

Zwischen Hanau und Gelnhausen stiegen die Reisenden ab, da es ihnen zu gefährlich und beschwerlich erschien, bei Nachtzeit die Anhöhe hinaufzufahren: da sah der Knabe, der allein vor den andern herging, in der Tiefe ein wundersames Schauspiel: „Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise übereinander und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde.“ Aber sie standen nicht stille, sondern hüpfen hin und her. Gebannt von dem Schauspiel, verweilte er lange und riß sich nur ungern los, unklar, ob er eine Versammlung von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gesehen habe.

Im Jahre 1730 war auch ein Frankfurter hier gefahren, über Leipzig und Halle, wo er Medizin studierte, der später durch seine Stiftungen so berühmte Arzt Senckenberg. Wie wir aus seinem Reisetagebuch wissen, erfreute auch ihn das Schauspiel der nächtlichen Lichter:

„Auf dem ganzen Weg sah man bei Nachtzeit die Johanneswürmlein helle neben der Straße in den Hecken schimmern. Nicht weit von Grünberg sahen wir in der Nacht ohnweit von uns einen Irrwisch, der wohl zwei Stockwerke hoch brannte und Feuerfunken auswarf.“

Was bei Senckenberg Beobachtung bleibt, geht bei Goethe in die Dichtung ein, denn wir möchten annehmen, daß der Eindruck des Naturschauspiels in des Dichters Herzen bewahrt blieb, bis es – nach Jahrzehnten – im „Märchen“ Gestalt gewann, wo die Begleiter des Knaben zu Personen von höchst geheimnisvollem Leben geworden sind. So lange wirkte Erinnerung in Goethe nach. -

Er sah auf dieser Fahrt Fulda und Eisenach, kam aber nicht nach Weimar. Die Poststraße, die der Wagen benutzte, bog in Erfurt nördlich ab und führte über Buttelstädt und Auerstädt in gerader Richtung auf die Messestadt Leipzig. Bei Auerstädt hatten die Reisenden den üblichen Unfall, ohne den eine so lange Fahrt undenkbar schien: bei einbrechender Nacht blieb der Wagen stecken. Beim Anschieben strengte sich der Sechzehnjährige in seinem Eifer übermäßig an. Er scheint sich hier die Ursache zu einem Leiden geholt zu haben, das ihm noch lange zu schaffen machte. Daß sich dies Unglück gerade in Auerstädt ereignete, von wo in der Verbindung mit der Schlacht von Jena so viel Unglück über Deutschland einbrach, ist Goethe später als „bedeutungsvoll“ erschienen.

Drei Jahre später erfolgte die Rückreise des jungen Studenten. In der Gegend von Auerstädt gedachte er seines früheren Unfalls, in Gotha ließ er sich das Schloss zeigen, der junge Student schritt durch die großen mit Stukkaturen verzierten Säle, ohne zu denken, daß ihm dereinst „an eben der Stelle so viel Gnädiges und Liebes widerfahren sollte“.

Zehn Jahre nach der ersten Fahrt, die den Sechzehnjährigen ins Leben geleitete, fuhr wieder ein Wagen von Frankfurt nach Thüringen, der den Postwagen und den Privatwagen der ersten beiden Fahrten auf der Straße des Reichs an Bequemlichkeit und Schnelligkeit weit überbot: in dem neuen Landauer, den der achtzehnjährige Herzog von Weimar sich in Straßburg hatte bauen lassen und den nun sein Kammerjunker von Kalb nach Weimar brachte, wurde der Doktor Goethe, der Dichter des Götz und der Leiden des jungen Werthers, zu Besuch nach Weimar geholt.

Es ist oft geschildert worden, wie diese Reise zustande kam: wie Goethe durch den Major von Knebel dem Weimarer Herzog in Frankfurt vorgeführt wurde, wie ein Gespräch über

Carl Augusts Vorbild, den trefflichen Osnabrücker Regenten Möser und seine Patriotischen Phantasien beide zusammenführte, wie Carl August, mit Gründen, die aufregen und bestimmen mußten, Goethe nach Weimar rief. Dann spitzte sich die Entscheidung mit dramatischer Spannung zu: es kam weder ein Wagen noch irgendeine Nachricht. Goethes Vater witterte hochmütigen Spott, für Goethe aber verlängerte das Aufschieben der Reise die Qual, mit der er sich von Lili Schönemann trennte.

Er hat schon von allen Freunden Abschied genommen, und es widersteht ihm, sich wieder zu zeigen. Nur abends wagt er sich aus dem Haus. Die Sehnsucht zieht ihn dahin, wo Lili wohnt. Durch die Vorhänge ahnt er ihren Schatten, ein Klavikord schlägt an, von der Stimme der Geliebten gesungen, erklingt das Lied, das er für sie gedichtet hat:

Wo du, Engel, bist, ist Lieb und Güte,

Wo du bist, Natur!

Er reißt sich los, um am nächsten Tag nach Heidelberg zu einer mütterlichen Freundin Lilis zu fahren, da sie die Vertraute ihrer Liebe war.

Aber statt daß Fräulein Delf mit ihm über die einstige Braut spricht, verfolgt sie jetzt andere Pläne: sie will den Dichter in Heidelberg verloben und in die Regierung des Kurfürsten von der Pfalz nach Mannheim bringen. Bis tief in die Nacht hat sie auf ihren Schutzbefohlenen eingeredet, nun ist er in sein Zimmer gegangen und eingeschlafen. Da ertönt draußen das Posthorn: der Kammerjunker des Herzogs schickt von Frankfurt eine Stafette, die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Demoiselle Delf eilt zu Goethe und fragt, was sie helfen solle.

Es gibt eine bewegte Szene, der Dichter, in dessen Innern in jenen Wochen sein Drama Egmont Gestalt gewann, ruft ihr die Worte seines Helden zu, es sind die Worte, mit denen das Gedicht an den Schwager Kronos erneut aufklingt, die Worte, mit denen „Dichtung und Wahrheit“ schließt: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnerung er sich doch kaum, woher er kam.“

Leder und Letter: Offenbach am Main

Leder und Letter, die Handtasche und das Werkzeug des Buchdruckers, müßte die Stadt Offenbach im Wappen führen, um die Eigenart und hohe Bedeutung ihrer Industrie und ihrer gewerblichen Feinarbeit zu kennzeichnen. Buch und Beutel gehören auch sonst am Main zusammen; jeder weiß es, der je eine Flasche Würzburger Steinwein mit Bedacht entkorkt hat. „Beutler“ hießen die Verfertiger der Taschen im Mittelalter, sie banden auch Bücher, die im Beutel bewahrt oder zur Kirche getragen wurden. Nach dieser Form des eingebeutelten, oberhalb der Kante zu tragenden Buches nennt man die Flaschen für den Frankenwein mit ihrem dicken Bauch und kurzen Hals Beutel des Buches, Bocksbeutel, während andere das Wort vom Bock ableiten. Buch und Beutel dürften als Sinnbild das Portal der Kunstgewerbeschule von Offenbach zieren, welche in werkgerechter Lehre die Grundlage für all das schafft, was Offenbacher Feinarbeit leistet. Buch und Beutel weisen auf das eigenartige Fachmuseum hin, das neben den unerschöpflichen Sammlungen der Stadt Frankfurt seine Bedeutung behält: das Ledermuseum, darin vereint ist, was Kunst, Handwerk und Industrie aus Leder zu bilden vermögen: nichts Mannigfaltigeres, Bunteres läßt sich denken als diese „lederne“ Welt.

Ann keinem Ort von Deutschland ist solches Anschauungsmaterial besser zu Haus als hier in Offenbach, wo das Grundelement der Bevölkerung, ähnlich wie in Frankfurt und Hanau, von einem höchst eigenartigen und wertvollen Menschenschlag bestimmt wird. Ein wesentliches Motiv ihrer Rassenbildung war der Zugzug vertriebener Protestanten aus Frankreich und den Niederlanden, der um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert

erfolgte. Mit ihnen kehrten vermutlich auch viele Elemente zurück, die zur Zeit der Ausdehnung der Frankenherrschaft in westlichere Gebiete gelangt waren. Namen und Stammesmerkmale beweisen jedenfalls hier wie im nassauischen Gebiet vielfach die Behauptung, daß immer da, wo der Protestantismus sich durchsetzte, besonders aber bei den Hugenotten und Réfugiés, germanisches Blut bestimmend mitwirkte.

Die Behendigkeit des hessischen Franken, dazu ein Einschlag französischer Beweglichkeit und niederländischer Gediegenheit, der Geschmackssinn des Westeuropäers, das Gefühl für Qualität, das die Produktion des Westens zu etwas Besonderem macht, der Sinn für die letzte Steigerung der Leistung durch Form und Material: das alles ließ zwischen Frankfurt und Offenbach Gewerbe und Industrien von durchaus einzigartiger Bedeutung entstehen. Unter dem Schutz der Offenbacher Gebietsherren, der Grafen von Isenburg, entfalteten die Emigranten in Offenbach ein blühendes Gewerbe, auf dessen handwerklicher Grundlage und Tradition im 19. Jahrhundert die Leder-Industrie sich entwickelt hat. Vor dem Weltkrieg ging drei Viertel der Produktion ins Ausland; manche besonders gut gearbeitete Brieftasche oder Damentasche, die aus London oder Paris von Deutschen mitgebracht wurde, trug bei näherer Untersuchung den Stempel „Made in Germany“ und stammte aus Offenbach.

Der Weltkrieg und die Wirtschaftskrise, die ihm folgte, blieb für Offenbach besonders spürbar: gegen Ende des Jahres 1932 war hier die Arbeitslosigkeit so groß, daß über zwei Fünftel der Einwohnerschaft aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden mußten. Ein schwerer Schatten lag damals über der Stadt, deren Arbeitsrhythmus zerbrochen schien, bis das Jahr 1933 die Wandlung brachte.

*

Ein Mann war es vor allem, von dem aus in jenen schweren Jahren die innere Gläubigkeit und Überzeugung ausstrahlte: der Meister deutscher Schriftkunst, Rudolf Koch. Der Handwerker aus Nürnberg, in Leipzig als Gravierer, später auch als Schriftzeichner geschult, wurde von der Schriftgießerei Klingspor nach Offenbach geholt und wirkte fast drei Jahrzehnte in Offenbach, in der Praxis des Betriebes wie als Lehrer an der Kunstgewerbeschule. Die Schöpfung ganzer Reihen von Schriften für den Druck, die Gestaltung des Neuen Testaments in einer dafür geformten Fraktur, Holzschnittblätter und geschriebene Sprüche, Webereien und Metallgeräte: all das von Rudolf Koch und seinen Schülern Geschaffene brachte eine Wiedergeburt der Schrift und des Letterndrucks, in der zugleich die Erweckung schöpferischen Handwerks in einer Zeit erlebt wurde, die sich schon ganz der Maschine und damit der Normung und der Absage an alles Persönliche verschrieben hatte.

Wie Bach und die deutschen Organisten zur Zeit des Barock das Werk Luthers in der Musik erfüllten, so schuf Rudolf Koch als Meister der Schrift eine religiöse Kunst für die moderne Zeit. In einer Epoche, da man schon jede Möglichkeit zur Erneuerung der kirchlichen Kunst totsagte, hat dieser Eine das Wunder vollbracht, aus dem Geist des Protestantismus heraus Kirche und Kunst, Handwerk und Gesinnung wieder zusammenzuführen. So gehört er, dem der Tod im Jahre 1934 das Werkgerät aus der Hand nahm, in die Reihe der klassischen Meister deutscher Werkkunst. Ob er das Huttenlied druckte, ob er das Neue Testament, wie Luther es verdeutschte, in neuen Typen setzte, ob er einen Spruch der Biel oder die Stelle vom ungarischen Ochsen in Goethes Götze zeichnerisch schrieb, ob er die Tafeln der Zehn Gebote im Blockdruck schnitt, ob er den Stiefeln, die er als einfacher Soldat im Weltkrieg getragen, in Bild und Satz ein Denkmal errichtete, ob er den Wachstumsformen der Blumen und Kräuter nachging, ob er, die Zusammenarbeit seiner Freunde und Schüler leitend, die Karte Deutschlands erstehen ließ, „daß man mit dem Finger richtig spazieren gehen kann über die Berge und weiß, wo Tannen wachsen und Hopfen und Wein“: stets ist sein Werk unmittelbarer Ausdruck der Empfindung, bewegt von Leben und verinnerlichtem Erlebnis. Und auch in den einfachen Gebrauchstypen des hier vorliegenden Buches begegnet uns die Kunst des Meisters Rudolf Koch in einer anschaulichen Probe.

Edwin Redslob
Des Reiches Straße
Der Weg der deutschen Kultur auf der Strecke Frankfurt – Berlin
Vierte erneut durchgesehene Auflage
Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

Der Weg der deutschen Geschichte von West nach Ost

Held des Buches ist eine Straße, die Achse Frankfurt – Berlin. Als eine Hauptader Deutschlands verbindet sie West und Ost und leitet zugleich vom Süden nach dem Norden über. Sie bringt die Ostsee und die Gebiete rechts der Elbe mit dem Herzen Deutschlands und mit dem Segen an Main und Rhein in Austausch, sie stellt die Verschiebung des Schwergewichts vom Rheinland nach der Mark Brandenburg dar, von der Wahl- und Krönungsstadt zu der jungen Hauptstadt des Reiches. Es ist die Straße, auf der vor allem sich der Weg der deutschen Geschichte vom Rhein zur Oder und weiter nach Osten vollzog, der Weg von der Wiege der deutschen Kultur in aufnahmefähiges Neuland, daß durch Leistung und Lage dann selber Mitte des Reiches ward.

Es ist die Straße der Auseinandersetzung zwischen der katholischen und evangelischen Kirche; an ihr gründete Deutschlands Apostel Bonifatius Fulda, das Rom jenseits der Alpen; an ihr griff Kur-Mainz nach Erfurt, bis es dem Kardinal von Brandenburg gelang, Mainz, Erfurt, Halberstadt, Magdeburg und Halle und somit als erster Hohenzoller Rhein und Elbe zu verbinden. Auf dieser Straße vollzog sich von Eisenach über Erfurt nach Wittenberg der Lebensweg Martin Luthers, und nun hieß Wittenberg das deutsche Rom.

Frankfurt ist eine alte Kaiserpfalz, es war die Residenz König Ludwigs des Deutschen. Heinrich I., der Gründer des deutschen Nationalstaates, ist auch der Gründer von Merseburg; mit der „Merseburger Schar“ schlug er im Gebiet von Unstrut und Saale seine Schlachten zur Sicherung der östlichen Grenzen des Reiches. Ins Tal der Werra wie der Unstrut trug Heinrich IV. zugunsten von Mainz die Fackel des Krieges; noch wird im Dom zu Merseburg die Hand bewahrt, die sein Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, im Kampf gegen den erwählten Kaiser verlor. Die Hohenstaufen hatten in Gelnhausen eine ihrer schönsten Pfalzen, von deren reicher Gestaltung man Landgraf Hermanns Bauten auf der Wartburg ableiten möchte. Rudolf von Habsburg hat über ein Jahr in Erfurt residiert und nach der kaiserlosen Zeit von hier aus Ordnung und Sicherheit wiederhergestellt.

Königsweg oder „freie Straße“, Reichsstraße Nr. 40, östlich der Saale bis Prag auch die „hohe Straße“, mit ihrem schönsten Namen aber „des Reiches Straße“ wurde die Verbindung genannt, die von Mainz und Frankfurt aus die Schrägrichtung der deutschen Flüsse überquert und zu den von vielen Flußläufen gezeichneten Hauptenergien die menschliche Gegenbewegung gibt, von Furt zu Furt, von Brücke zu Brücke, mathematisch gesprochen die Komponente im Parallelogramm der Kräfte zwischen Rhein und Donau. Diese Hauptverbindung des Landes galt so sehr als die Straße schlechthin, daß Steinau im Kinzigtal, wo der Name „des Reiches Straße“ im 14. Jahrhundert urkundlich belegt ist, kurzweg „Steyna an der Straß“ genannt wurde, noch von den Brüdern Grimm, die hier aufgewachsen sind. In Hanau schon heißt sie Leipziger, in Weißenfels und Leipzig aber Frankfurter Straße, wie es in Berlin eine Leipziger Straße gibt. So hat sich die Erinnerung an die Wege nach den alten Messestädten noch heute erhalten.

Man könnte die Straße des Reiches auch „Straße des Buches“ nennen: hier folgen sich Mainz, wo vor einem halben Jahrtausend Gutenberg den Druck mit beweglichen Lettern erfand, Frankfurt, dessen „Buchgasse“ ein Hauptsitz des Schrifttums zur Zeit der Reformation war, die Humanistenstadt Erfurt, in der das erste griechische Buch Deutschlands gedruckt wurde, Weimar-Jena, der Mittelpunkt der deutschen Geisteskultur zu Goethes Zeit, Wittenberg, von wo aus Luther Buch und Schrift im Kampf der

Gutenberg in Mainz, die Buchdrucker und Verleger von Frankfurt und Leipzig, Rudolf Koch in Offenbach, die Schriftgießer dort und in Frankfurt am Main: ein großer Zusammenhang verbindet über ein halbes Jahrtausend die Arbeit der Meister, deren Lebenswerk der Schrift und dem Druck des Wortes gilt.

*

Das ist Offenbachs jüngste Gegenwart, die Erinnerung aber weist uns weit zurück in vorgeschichtliche Zeit und in die Epoche, als die Römer dicht hinter ihrem Grenzwall nahe der Furt des Maines saßen. Im Mittelalter entwickelte sich hier eine kleine Landstadt der Wetterau; ihr Schloß erzählt von dem Aufstieg der Isenburger Grafen, als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Periode des Friedens Deutschland Segen brachte. Damals entstand auf den Fundamenten der alten Burg das neue Schloß, ein Jahr nach dem Augsburger Religionsfrieden begonnen, festlich durch die dreigeschossige Arkadenreihe zwischen den schlanken Treppentürmen, festlich vor allem durch die Wappen, die an den Brüstungen aufgreift sind, als würden die Gäste eines Turniers gleich erscheinen, zu dem der Bau also geschmückt ist.

Das Schloß weiß aber auch von Krieg und Zerstörung: Kurmainz hat im Dreißigjährigen Krieg Offenbach belagert und die Umwallungsmauer des Schlosses sowie die Seitenflügel des einst viel größeren Bauwerks in Trümmer gelegt. Was blieb, war stattlich genug, um Gustav Adolf bei seinem Zug von Würzburg nach Frankfurt im November 1631 als Quartier zu dienen.

Wie Frankfurt hat auch Offenbach in der zweiten Hälfte des Krieges schwer gelitten; die Calvinisten, die der Graf von Isenburg gegen Ende des 17. Jahrhunderts hier ansiedelte, kamen in eine entvölkerte Stadt. Sie bauten ein neues Quartier, das sich im 18. Jahrhundert entfaltete und mit seinen Mansarddächern und mit dem 1780 errichteten Palais der Familie Bernard-d'Orville, dem zweiten Schloß der Stadt, heute ihrem Rathaus, fast wie Frankfurts Versailles erscheint.

Die Emigranten begründeten eine blühende Industrie von hohem Qualitätswert, und außerdem entwickelten sie den Handel mit Tabak. So viel wie im 20. Jahrhundert an Zigaretten aber war im 18. an Schnupftabak zu verdienen: das Palais Bernard-d'Orville jedenfalls ist ein imponierender Niederschlag millionenfachen Niesens aus der Zeit des Alten Fritz.

Onkel Bernard-d'Orville, der durch Belieferung der Schnupftabakdosen des Rokoko reich wurde, war ein naher Verwandter von Lili Schönemann, der Verlobten Goethes. Der Dichter kam oft nach Offenbach, wo er als kleiner Knabe schon mit einem Offenbacher Mädchen Kiesel am Flußufer gesucht hatte. Zur Lili-Zeit wohnte er bei dem Komponisten Johann André, der seinem Singspiel „Erwin und Elmire“ die Melodien gab. André ist einer der wenigen Komponisten, den das hessisch-fränkische Gebiet aufzuweisen hat. Schon um dieser Ausnahmestellung wegen beachtet man die zarten, freilich auch etwas zagen Melodien, in denen immerhin ein Stück Frankfurter Goethezeit Klang geworden ist. Seinen Zeitgenossen gegenüber ist Goethe als Musikfreund nie weit über André hinausgekommen – dem Dichter schien die Vertonung von Versen eine dienende Kunst, ohne Selbstzweck in sich.

Drei stattliche Häuser in der Herrengasse, von André und von Lili Schönemanns Verwandten bewohnt, waren die wichtigsten Erinnerungsstätten dieser Zeit. Sie sind dem 19. Jahrhundert zum Opfer gefallen. Eine Goethestätte blieb wenigstens teilweise erhalten: der Park, der Goethe zur Zeit seines Werbens um Lili sah. Einst dehnte er sich bis an den Fluß, den jetzt aber Straße und Damm abschneiden. Was erhalten blieb, ist noch immer ein wesentliches Stück Goethescher Welt, ein Stück Natur, darin der Widerhall des Genius lebt.

Leicht und fröhlich beginnt das Drama, das sich hier im Jahre 1775 abspielt. Wir müssen uns den jungen Frankfurter Dichter denken, wie er mit seinen Freunden, mit Lili und deren Gespielinnen durch die Alleen des Parkes geht, Bürgers Lenorenballade mit lauter Stimme

deklamierend. Es ist die Zeit, in der der Rhythmus des Wanderns und der Rhythmus des Gedichtes auch in seinem Schaffen Eines sind:

*Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, noch der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz . . .*

Bald aber quälen ihn Leiden des Zweifels und der Verzweiflung, jene ungeheure Steigerung des Gefühls hebt an, die wir aus dem zweiten Briefroman-Werk des Dichters von Werthers Leiden kennen: aus seinen Briefen an die Gräfin Auguste von Stolberg. Das monologische Werk an die Unbekannte, darin Goethe selbst vor sich zum Erlebnis wird, führt mitten hinein in die Qualen und Zweifel dieser Tage. Der sichere Besitz der Braut, die ihm durch unerwartete Taktik urplötzlich anverlobt wurde, läßt den Ungestümen die Bindung empfinden, die seinem inneren Wesen widerspricht. Er reißt sich los und eilt doch sehnsuchtsvoll zurück. Er fährt in die Schweiz, will nach Italien, kehrt auf dem Gotthard um und ist bei Lili. Aber ein höheres Gesetz steht über ihm: es geht nicht um sein Glück, es geht um sein Werk. Er bringt das schwerste, schmerzlichste Opfer seines Lebens, den Verzicht auf ein Glück an ihrer Seite.

Noch stehen die alten Bäume, die Zeugnisse einer Zeit tiefen Empfindens waren. Der Main rauscht auf, Taunus, Spessart und Odenwald umsäumen den Horizont, den Berg hinauf zieht sich die segensvolle Landschaft der Wetterau: „so recht eine Landschaft für verliebte Herzen“.

Im Park von Offenbach gewöhnte sich der Dichter Goethe an das Leben in der freien Natur. Der stille Garten am Main weist nach Weimar, wo Goethe selbst dem Lebensstil einer neuen Epoche – seiner Epoche – im Tal der Ilm die Szenerien schuf, den schmerzlich-süßen Widerhall der Tage von Offenbach, die Landschaft von Rhein und Main im Herzen.

*Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorthier entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntnis,
Wär ein allzu lang Geständnis.
Mög es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!*

Der Adler von Brandenburg

Der Reichsadler, wie ihn die Kaiser im Wappen führten, ist ein Gebilde strenger Symmetrie, die ihm sogar zwei Köpfe gab. Von *heraldischer Strenge freigemacht ist das unsymmetrische, das auf den Fahnen der preußischen Regimenter aufkam: ein fliegender Adler, seine rechte Schwinge klein, die linke weit ausgebreitet, die Fänge stark, zum Zupacken geeignet. Der Adler des Kaisers symbolisiert das Heilige Römische Reich deutscher Nation, eine Idee, der die Wirklichkeit in seiner Weise entsprach. Der Adler Preußens aber erscheint wie die Gestalt gewordene Landkarte seines Gebietes: in der Mitte Berlin und die Mark, der linke Fittich weit ausgestreckt über Pommern und beide Preußen bis Königsberg, der rechte Flügel schwächer mit bescheidenen Anteil am Rhein zwischen Duisburg und Kleve. Der linke Fang deutet auf die Provinz Schlesien, die Friedrich der Große gewann, die rechte Krallen hat den Anteil an Kursachsen noch nicht gepackt, der Preußen erst 1815 zu viel.

Im Kartenbild der Mark zur Zeit des Großen Kurfürsten erscheint der preußische Adler noch höchst unvollkommen vorgebildet: die stolze Grundform durchschnitten von fremdem Gebiet, Vorpommern mit Stettin schwedisch, der Weg nach Westen ohne Sicherung; aber schon ergreift die rechte Krallen Magdeburg und Halle, die linke bedroht Kursachsen und Schlesien. Die Kraft des Staates steckt in dem Flügel, der nach Osten weist: der Kurfürst siegt bei Warschau über die Polen und macht das zu Brandenburg gehörende Herzogtum Preußen von Lehnshoheit frei. Auf der Höhe seines Lebens gewinnt er die Schlacht bei Fehrbellin, durch die er die Schweden aus bedrohlicher Nähe von Berlin vertreibt, deren Großmachtstellung im Raum der Ostsee Brandenburgs freie Entwicklung einschränkte. Das ist das äußere Bild des Staates, den der Große Kurfürst errichtet hat. Für die innere Einheit des Gefüges sorgte eine kluge Verwaltung, durch die der Kurfürst den Grund zur Formung Preußens legte. Er schuf ein Adernetz von Straßen und Kanälen, das erst die richtige Durchblutung des gar zu schnell gewachsenen Gebildes ermöglicht hat. Nachdem schon vor dem Dreißigjährigen Krieg Oder und Havel vorübergehend durch eine Wasserstraße verbunden worden waren, baute er den Spree-Oder-Kanal, durch den nun ein Weg oberhalb Frankfurts an der Oder zur Spree und über die Berliner Schleusen zur Elbe führte. So wurde der Breslauer Handelsmarkt von Stettin weg zur Elbe geleitet, und zwar über Berlin, das im Netz der Wege und Wasserstraßen zur wichtigsten Handelsstadt östlich der Elbe wurde. Unter der Langen Brücke hindurch, auf der mit Recht dem Großen Kurfürsten das stolze Reiterbild errichtet wurde, führen die Schiffe von der Oder über die Spree und weiter elbabwärts zur Nordsee und über das Weltmeer zu eigenen Kolonien. Dazu machte der Große Kurfürst seinen Staat unabhängig von der vom Kaiser für das Reich eingesetzten Thurn- und Taxis-Post. Neben dem Feldmarschall Derfflinger, dessen kühnes Draufgängertum des Kurfürsten Schlachten gewann, neben Benjamin Raule, der dem Kurfürsten aus Holland den Grundstock zu einer Flotte verschaffte, neben Friedrich von der Groeben, der Guinea für Brandenburg gewann, steht der Postmeister Michael Matthias, der die Poststraßen und die Postbestellung entwickelt und in schwierigen Kämpfen sowohl gegen das Reich wie gegen Kursachsen auch hier die staatliche Selbständigkeit gewonnen hat.

Die Gegensätze wurden in der rauen Art der Zeit durchgeführt, etwa durch die Einbehaltung und planmäßige Verzögerung der Postsendungen, bis Kursachsen die Kurbrandenburgische Post zwischen Halle und Leipzig und ihr Postkontor in der Messestadt zuließ. Das Entscheidende war die gute Organisation, die Zuverlässigkeit, mit der das Räderwerk des Betriebes arbeitete. So brachte es Matthias dazu, dass die fahrende Post von Königsberg nach Berlin, auf einer Strecke also, die heute der D-Zug in

sieben Stunden erledigt, die für Pferde unglaublich kurze Zeit von vier Tagen brauchte, während die ähnlich weite Strecke von Berlin nach Kleve in sechs Tagen zurückgelegt wurde. Die reitende Post konnte einen Eilbrief von Königsberg bis an den Rhein in sieben Tagen befördern. Nicht nur zur Messestadt Leipzig dehnte sich das Netz der Postlinien über die Grenzen von Brandenburg aus, es umfasste 16 große Poststraßen von 400 Meilen Länge und beherrschte den gesamten norddeutschen Verkehr.

Die Entwicklung der Post kam dem Handel zugute, und so wurde Brandenburg ein Hauptziel der großen Wanderbewegung, die vom 16. bis 18. Jahrhundert viele der besten Kaufleute und Handwerker, die als Evangelische aus Frankreich und den flämischen Provinzen wie aus Salzburg vertrieben wurden, in die nordöstlichen Gebiete führte. Aus Holland und der Pfalz sowie aus Frankreich kamen die Reformierten in Land und entwickelten mit ihrem Können und mit ihren Beziehungen zum Westen Europas Handel und Gewerbe im Staat des Großen Kurfürsten. In wenig Jahren verdoppelte sich die Einwohnerzahl von Berlin; im letzten Jahre der Regierung des Großen Kurfürsten betrug sie immerhin erst 18.000, von denen etwa 4.000 auf westliche Emigranten gerechnet wurden. Der Anschluss an den Westen, den der Kurfürst suchte, erfolgte im wesentlichen auf der Straße zwischen Berlin und dem Niederrhein. Als Kurprinz hat Friedrich Wilhelm ebenso wie Zar Peter mehrere Jahre in Holland verbracht. Von hier holte er sich die Gattin, der er in Oranienburg ein Stück holländische Heimat erstehen ließ. Die Straße unter den Linden, 1647 durch freies Gelände errichtet, zeigt die Auswirkung der in Holland empfangenen Eindrücke: solche mit vier Baumreihen bepflanzten Alleen gab es in Holland, aber nicht auf märkischem Sand. Die Straße versinnbildlicht den starken Herrscherwillen, den der Große Kurfürst überall betonte. Berlin ist jetzt in erster Linie Residenz und Sitz der Regierung. Auch das Wirtschaftsleben seines Landes stellte er ganz auf die Autorität des Staates; durch Hervorhebung des staatlichen Gesamtwillens trat er der verzettelten Handelspolitik der Städte entgegen.

Er sorgte, das möglichst alles im eigenen Lande hergestellt würde. In Potsdam wurde die *Fayence-Manufaktur gegründet (1678), um „allein in dem Land *Delftisch Porzellain zu verfertigen“. Auf der Pfaueninsel richtete er dem geheimnisvollen Chemiker Kunkel eine Glashütte ein, in der das kostbare Rubinglas entstand, das dann in Potsdam und in der Zechliner Hütte hergestellt wurde. Er ließ auch bunte Glasperlen machen, denn für die Kolonien waren der Brandenburgisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft die billigen Perlen ein willkommenes Tauschobjekt.

Die Einheitlichkeit, die sich in der kraftvollen Außenpolitik, in der Schaffung der Wehrmacht und des Beamtenstaates, im Aufbau des Handels und Gewerbes, in der Ausgestaltung des Postwesens und der Wasserwege, wie auch im kulturellen und religiösen Leben ausprägt, offenbart die gestaltende Kraft, welche die Formung Brandenburgs als eine der größten Leistungen des deutschen Barock erkennen lässt. Der Doppeladler des Kaisers war durch den roten Adler von Brandenburg bedroht.

Der Fläming

Landschaft der Eiszeit, Granittürme Albrechts des Bären, Backsteingotik und Wegesäulen Augusts des Starken

Wer bei Wittenberg die Elbe überquert und mit der Bahn über Jüterbog oder auf der Landstraße über Treuenbrietzen oder aber auf der Reichsautobahn über Belzig kommt, durch fährt ein Stück Thüringer Landschaft mit gewellten Hügeln, deren Höhenrücken sich mehrfach überschneiden, mit behaglich kleinen Städtchen, geweiht durch Zeugnisse alter Geschichte, mit Burgen, deren aus Findlingsblöcken geschichtete Türme Albrechts des Bären Kampf gegen das Slawentum anschaulich darstellen, mit einem Stück Heidelandschaft, von Flugzeugen eines nahen Segelflugplatzes überflogen, der die Erinnerung an die Rhön erweckt.

Ehe die Reichsautobahn errichtet wurde, war dieses Gebiet dem Berliner wenig vertraut. Bestenfalls kannte er von den Bühnenbildern von Wildenbruchs Drama „Die Rabensteinerin“ deren Burg, oder er hatte davon gehört, dass Jüterbog nicht nur ein Artillerie-Schießplatz, sondern zugleich ein „märkisches Rothenburg“ sei, darin Hauptwerke kirchlicher Backsteingotik und alte Wohnhäuser mit steilen Giebeln und gewölbten Hallen sich mit Wehrgang, Mauern und Türmen der Stadtbefestigung zur geschlossenen Einheit formen. Vor allem kennt der Berliner die Stadttore von Jüterbog, weniger freilich wegen ihrer künstlerischen Schönheit als wegen der an ihnen zu lesenden Inschrift:

*Wer seinen Kindern gibt sein Brot
Und leidet nachmals selber Not
Den schlag man mit der Keule tot.*

An der Pfarrkirche von Jüterbog ist zu erkennen, dass sie vom romanischen Mittelalter in gotische Zeit aufwuchs: massige Granitquadern, Findlingsgestein, das in ferner Eiszeit vom Norden her auf dem Rücken der Gletscher hier angeschleppt wurde, geben den Unterbau, auf dem die schlanke Backsteingotik emporwächst. Die gleiche Verbindung zwischen Granit und Backstein zeigt Kloster Zinna. Die Kirche ist im Grundriss noch romanisch und somit an die Form des Quadrats gebunden. Nach der Höhe zu aber blüht die Wölbung in gotischer Freiheit auf, mit Rippen, die aus roten Mönchziegeln geschichtet wurden, mit Resten gotischer Glasfenster im Chor, mit Grabsteinen und altem Gestühl. Nahe der Kirche stehen die Reste der Abtei: das Fürstenhaus mit seinen gestaffelten Giebel, dazu ein Wohnhaus, so stattlich wie ganz Berlin aus gotischer Zeit keines besitzt. Aber der Berliner fährt an Kloster Zinna vorbei, ohne zu wissen, dass es mit Lehnin und Chorin gemeinsam ein bedeutsames Zeugnis alter Geschichte und Kunst für die Mark Brandenburg bedeutet: das Dreigestirn mittelalterlicher Klosterkultur im Umkreis der Hauptstadt.

Von hier geht es nach Luckenwalde, wo nahe der Pfarrkirche ähnlich wie in Halle ein freier Glockenturm ragt, zugleich zur Verteidigung und zur Feuerwache, wehrhaft und stolz.

Die östliche Verbindung führt über Treuenbrietzen. Zwei stattliche Kirchen, die eine im runden Chorabschluss urmärkisch zum Teil noch aus Granitquadern geschichtet, die andere ein Ziegelbau mit einem mächtigen *Vierungsturm, dazu ein spätgotischer Rundturm der Stadtbefestigung mit Zinnen und gemauertem Helm erinnern an die alte Geschichte der Stadt. Sie hieß ursprünglich nur Brietzen. Weil seine Bürger den *Mittelsbachischen Markgrafen im Kampf gegen den falschen Waldemar, den die

benachbarten Fürsten unterstützten, ergeben blieben (1350), während der Adel und die meisten Städte abgefallen waren, erhielt Brietzen zum Dank den Namen „Treuenbrietzen“. Westlich auf der Strecke von Wittenberg-Dessau nach Berlin liegen die Städte Riemegk und Belzig. Hier sind wir, wie in Wittenberg, auf einst kursächsischem Gebiet und nahe von Anhalt, dessen einstiger Herzog als Nachkomme der Askanier noch heute Burg Rabenstein besitzt. Dort besteigt man einen wohl erhaltenen Bergfried, einen Granit-Riesen von 30 m Höhe, der weithin auf Wälder und wogende Felder, auf Hügel mit Windmühlen bis ins Gebiet der beiden anderen Burgen des westlichen Fläming, der Wiesenburg und der Burg Eisenhart bei Belzig, schaut.

Fährt man hinter Dorf Raben in Richtung Wiesenburg ein Stück östlich, so erlebt man eine neue Überraschung: aus der Epoche Albrechts des Bären, der diese Gebiete den Slawen nahm, wird man zurück versetzt in die Eiszeit. Ein Labyrinth von Tälern, in denen keine Bäche fließen, nimmt den Wanderer auf, es sind Erdriffe, die durch den Druck der Gletscher entstanden. Wir befinden uns am Rand einer Moränenlandschaft, die nicht erst, wie unsere gewohnte Umgebung, vom Wasser, sondern von dem viel gewaltiger formenden Eis gebildet wurde. Die Landschaft der „Rommeln“, in deren Bezirk wir wandern, hat ihre eigene Stimmung: in die Erde eingegraben, daher leise und geheimnisvoll, aber auch wasserarm, wie man an vielen Anzeichen merkt. Strahlender Segen aber ist hier ausgebreitet, wenn im Herbst die Heide blüht und der karge Boden urplötzlich von Duft und Bienensummen überschüttet ist, und wenn auf Thymianpolstern die Schmetterlinge Korso halten, als schlössen immer neuen Blumen sich auf, aus Flügeln der Bläulinge erblüht.

Schön im Segen des Sommers ist die Parklandschaft um Schloss Wiesenburg, an deren Wiesenflächen und hohen Solitär-Bäumen die Straße von Köthen und Zerbst nach Berlin vorbei führt. Die alte Burg mit einem jener die Gegend kennzeichnenden gewaltigen Bergfriede, die den Ostwall der Askanier schützten, war in gotischer Zeit Besitz des Erzbischofs von Magdeburg, später ist sie von ihren adeligen Herren durch Umbauten zum „Sanssouci“ des Fläming verwandelt worden, ein Name den das Schloss durch die Terrassenlage über dem Park verdient.

Die Landstraße führt von hier aus an der höchsten Erhebung der Mark vorbei, die freilich nur 201 m beträgt. Man ist gespannt, den höchsten Gipfel vor Berlin zu sehen, aber meist wandert man an ihm vorbei, ohne ihn überhaupt bemerkt zu haben, so wenig zeichnet er sich im Gelände ab. Dafür sieht man auf einem nahen Hügel zwei Kanonen und das Standbild der Borussia: dieses Denkmal erinnert an die Schlacht von Hagenberg, als die preußische Landwehr im August 1813 hier die französischen Batterien verjagte und Berlin vor dem Angriff der Franzosen schützte. Wenig Tage vorher hatte General Bülow bei Großbeeren, das noch sehr viel näher vor den Toren der Hauptstadt liegt, den Vormarsch der französischen Truppen verhindert: so nahe Berlin spielte sich der vorletzte Akt des großen, in der Schlacht von Leipzig gipfelnden Drama ab.

Am Rande des Hügelgebietes, selbst von einem Burghügel überragt, liegt Belzig, eine der kleinen Städte, die lange vor Berlin im Burgenbezirk des Ostwalls gegründet wurden. Belzigs Geschichte reicht bis vor das Jahr 1000 zurück. 997, unter Kaiser Otto III., wurde seine Burg als Schutz gegen die von Osten andrängenden Feinde des Reiches errichtet. Diese Burg, der Eisenhart, wurde später besonders stark ausgebaut, als eine echte Bergfestung mit einem gewaltigen Bergfried, ein Denkmal des Abwehrkampfes, wie ihn vor allem Albrecht der Bär als Herr der Nordmark und als Gründer der Mark Brandenburg um

die Mitte des 12. Jahrhunderts führte. Als zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Hussiten in die Gebiete um Saale und Elbe einbrachen, hielt der Eisenhart hier ihren Ansturm gegen Magdeburg auf. 1450 wurde Belzig vom brandenburgischen Kurfürsten Friedrich II. Eingenommen, hab danach wurde seine Burg vom Kurfürsten von Sachsen durch die gewaltigen runden Ecktürme und die Torhalle vergrößert, als Schutz der nördlichen Hauptstraße seines Landes. Vom Turm überblickt man die verzweigte Anlage der alten Burg. An sieht auf die Höhenzüge des Fläming, dunkle Wälder wechseln mit dem im Wind erschimmernden Gold der Felder. Der Vergleich mit Thüringen und dem Harz erscheint vor der Anmut dieser Landschaft besonders nahe liegend. Man begreift, warum rings alle umliegenden Gebietsherren nach dem Fläming gegriffen haben: der Erzbischof von Magdeburg, die Askanier, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg.

Bevor das Land vor der Bedrohung durch *Magharen, Slawen und Hussiten gesichert war, haben die Plünderungszüge der Ostvölker hier oft dem Landmann die Frucht seiner Arbeit vernichtet. Die Opfer an Menschenleben waren im Mittelalter im Elbegebiet so groß, dass die Herren des Landes, Albrecht der Bär vor allem, nach Anlage der festen Burgen, deren runde Granittürme uns heute noch freuen, sich aus dem Westen Siedler holen mussten. Sie kamen aus Flämmland, und daher erhielt der Höhenzug, den sie nördlich der Elbe besiedelten, den Namen „Fläming“. Wie Dorf Flemmingen bei Schulpforta, wie die Namen Bitterfeld und Wittenberg, wie Lichterfelde im heutigen Berlin erinnert der Name an die Besiedelung durch niederländische Kolonisten und somit an einen Vorstoß vom Westen germanischen Landes nach dem Osten, wo freigewordener Boden und weite Ausdehnungsmöglichkeiten lockten.

Zu den geschichtlichen Denkmälern von Belzig gehört auch die Kirche mit dem aus Granitquadern geschichteten Turm. Hier, im kursächsischen Gebiet also, hat Martin Luther gepredigt und die Reformation eingeführt, und zwar im Jahre 1530, neun Jahre, ehe seine Lehre in Brandenburg Einzug hielt.

Ein ehrwürdiges Zeugnis der kursächsischen Epoche ist der etwa 4 m hohe Wege-Obelisk aus dem Jahre 1710, der an die Bedeutung der alten Handelsstraße nördlich der Elbe erinnert und in Riemegk einen Bruder hat. Wittenberg ist mit sieben, Dessau mit sechs, Magdeburg mit siebzehn Wegstunden angegeben. Aber die Stundenzahl für das eingemeißelte Wort „Berlin“ ist nicht ausgeführt; man wird sie in Dresden oder Wittenberg, oder wo sonst der Stein gemeißelt wurde, nicht gewusst haben.

Ein drittes Zeugnis der alten Verbindung mit Kursachsen, die erst 1816 gelöst wurde, bedeutet die Inschrift des Schulhauses neben der Marienkirche. Hier wurde im Jahre 1798 der Komponist Reissiger geboren, der in Dresden als Hofkapellmeister gewirkt hat. Vergessene Opernnamen klingen auf: „Libella“, „Helva“, „Dibone“. Den Zeitgenossen mag ihre melodienreiche Musik gefallen haben, bis Schumann und die Neuromantiker den Komponisten ebenso wie seinen Vorläufer Marschner, die beide uns heute so romantisch erscheinen, als „Klassizisten“ bekämpfen und verdrängten. Heute spielt vielleicht gelegentlich noch einmal die Orgel der Marienkirche eine der kirchlichen Kompositionen des Meisters von Belzig. Im übrigen ist er vergessen. Uns aber stimmt es nachdenklich, dass der letzte der Musiker des mitteldeutschen Gebietes, dass wir von der Werra bis zur Elbe durchwandert haben, bei der letzten Wegsäule geboren ist, welche die Grenze Kursachsens gegen Brandenburg bezeichnet. Mit solchen Gedanken schauen wir auf die drei spitzen gotischen Giebel der Südfassade der Kirche. Angesichts des hohen Birnbaums, der sie beschattet und auf dem einstigen Friedhof steht, denken wir an den Baum, den „Herr von Ribbeck im Havelland“ auf sein Grab hat pflanzen lassen, der

Jugend zur Freude.

So fühlen wir uns nahe der Mark, Theodor Fontane nimmt uns an der Hand, es ist seine besondere Leidenschaft, Geschichte und Denkmal, Menschen und Landschaft zu verbinden. Er führt uns durch Riemegk. Die Klostergebäude von Granit, das Rathaus mit den Sitznischen in dem noch ganz wittenbergisch anmutenden Portal, die Wegesäule Augusts des Starken: all das sind Zeugnisse, die ein Stück Vergangenheit lebendig werden lassen: Schön oder nicht – es ist sehenswert, weil es alt genug ist, um eine Geschichte zu haben.

In diesem Ausspruch Fontanes ist der Schlüssel zum Verständnis der Mark Brandenburg enthalten.

Der Meister von Naumburg

Eine Deutung der Naumburger Bildwerke aus ihrer Entstehungszeit

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts, in der Zeit zwischen 1249-1272, sind die zwölf Stifterfiguren von Naumburg geschaffen worden, das Grabmal des Bischofs und der Lettner mit den Bildwerken, die das Leiden Christi und die Kreuzigung darstellen. - Als nach Ende der Hohenstaufen-Herrschaft das Deutsche Reich verfiel, im Bezirk von Thüringen und Meißen aber die Macht der Wettiner sich festigte, schuf hier der deutsche Rembrandt, vor dessen Gekreuzigten nur noch ein Bildwerk standhält: die Kreuzigung des Matthias Grünewald.

Rembrandt und Matthias Grünewald, Dantes „Göttliche Komödie“ und Goethes „Faust“, Wolfram von Eschenbachs „Parzifal“, Michelangelos Grabmalfiguren und Fresken, Bachs Passionen, deren Verwandtschaft mit den Naumburger Bildwerken erstaunlich ist: das Maß ist bestimmt, aus dem heraus das Werk von Naumburg und der Meister, der es schuf, begriffen werden kann, das Maß – und die Luft der Einsamkeit, die Werk und Meister umhaucht.

Erwartend stehen zwölf Menschen um den Altar, auf dem sich das Opfer vollzieht. Die um der guten Werke willen ihre Stiftungen für den Dom gaben, sind vor dem Altar aufgesteckt, die Stifter, die durch ihre Gaben an die Kirche Entsühnung von lastender Schuld erwarten, haben ihren Platz hinter dem Opfertisch, auch sie der Gnade teilhaftig. Was sie innerlich sehen, ist vor dem Chor am Lettner dargestellt: es ist das Opfer selbst, das der Erlöser der Menschheit bringt. Das Opfer aber ist Leid, ist Hinnahme von Verrat und Verleugnung, ist das Sterben am Kreuz. Davon im Herzen erfüllt rufen diese Ritter, so deutlich Schwert und Schild ihre Bewegungen bestimmen, nicht zum Kampf, und über dem Ernst der Frauen zerflattert das Lächeln der Reglindis, das ohne Antwort bleibt.

So steht das Werk von Naumburg unter dem Bann der Tragik. Die kindliche Einfalt, mit der die Engel rechts und links vom Kopf des Gekreuzigten das Weihrauchgefäß schwingen, zeigt nur noch mehr die Einsamkeit des Schmerzes. Es ist die Einsamkeit, von der Rembrandt weiß, in dem Bild, da Saul den Vorhang greift, ungewohnt der Tränen, die er sich abwischen will.

Saul weint vor der Stimme der Musik; diese Stimme schwingt auch hier, schwingt und lebt in dem Wunder der Kunst, das dem Meister gelang: in der gewaltigen Einheit, welche die Stiftergestalten, Säulen und Baldachine, Reliefs und Ornamente, den Lettner und die Kreuzigungsgruppe, Plastik und Architektur, Gestalt und Raum verbindet und unter den Armen des Gekreuzigten die Pforte zum Altar öffnet. Nicht Schwert und Schild, nicht weltliche Macht gibt die Gnade – sie blüht aus der Versenkung in das Leid, aus dem Einswerden mit dem Schmerz, dem Mit-Leiden des Opfertodes.

Eine Melodie schwingt auf und wird zur tiefsten Deutung, die der Lettner von Naumburg fand, die Passionsmusik des Johann Sebastian Bach.

*Ich lebte in der Welt in Freuden
Und du mußt leiden . . .*

*

Aus ihrer Zeit geboren und doch jenseits jeder Bindung an Zeit und Geschichte stehen die zwölf Figuren der Stifter vor uns. Unmittelbar gegenüber dem Eintretenden, der die Tür des Lettner durchschreitet, ragt Gerbug auf, die Ruhe gebietend, soeben in den Chorraum einzutreten scheint, neben ihr Konrad, aus dessen Haltung beherrschte Sammlung nahe dem Altar spricht. Es folgen Hermann und Reglindis, Hermann als der Gründer der Stadt Naumburg, eine seelisch zart erfaßte Gestalt voll Schwermut, träumerisch und lauschend. Sein Blick ist nach dem Allerheiligsten gerichtet, er steht wie Parzival, ist auch wohl aus

Wolframs Welt und aus dem Wesen ritterlichen Minnesangs zu begreifen: voll Sehnsucht und voll Musik. Höchst weltlich erscheint neben ihm das fremde Lächeln der polnischen Herzogstochter Reglindis, und doch ist dieses Lächeln nicht nur als slawisch, sondern wohl auch religiös zu deuten: es ist dasselbe Lächeln, das bei den klugen Jungfrauen im Dom zu Magdeburg die Nähe der Himmelspforte verkündet.

Auf der gegenüberliegenden Seite steht Graf Dietrich, den der Bildhauer bewußt die Gegenbewegung zu Gerburg machen läßt: mit fast schroffer Wendung, jäh und überrascht, schaut er auf den Altar. Niemand aber ist in diesem Raume mehr zu Haus als Gepa-Adelheid, die verhüllt als Klosterfrau vor dem Altar steht, in den Händen das Gebetbuch oder aber – und wir werden später erkennen, warum – der Mechthild von Magdeburg „Fließendes Licht“.

Gegenüber Reglindis und Hermann ragt die ergreifendste Darstellung eines ritterlichen Paares, die je einem Meister gelang: Ekkehard und Uta, der Mann mit dem Schwert, „zum Schildesamt geboren“, die junge und liebevolle, in der suchenden Hingabe einsame Frau. Völlig verschieden sind die vier Figuren im Chor: Dietmar, der im Gottesgericht getötet wurde, erscheint in der lauernden Haltung des Kämpfers, wohl auch Verräters. Unvermutet und realistisch unmöglich zieht er unter dem gebogenen Schild das Schwert hervor. Dem mittelalterlichen Meister, der rundplastisch seine Figuren als ein Stück Säule sah, war es gleichgültig, ob das Schwert dabei richtig gegeben sei oder nicht. Er sah das Symbol.

Erschreckt fast steht neben Dietmar Sizzo von Kefernburg, der Ahne der Grafen von Schwarzburg. Auffallend erscheint, wie ähnlich dem Anführer der Gefangennahme am Lettner er ist. Mit scharfer Anspannung, welche die Falten über den Augen zusammenpreßt, konzentriert er seinen Blick auf den Altar. In des nächsten Ritters, in Wilhelm von Camburgs Schauen ist schwärmerische Hingabe. Wie Gepa der Maria der Kreuzigungsgruppe, so ist er dem Johannes ähnlich, er ist der Mystiker, während Hermann der Lyriker, Ekkehard der Mann der Tat ist. Thimo erscheint als der Gottlose, in dessen Herzen sich gegen seine Natur das Wunder vollzieht.

Jeder ist um seiner selbst willen dargestellt, und doch sind alle gemeinsam auf den Altar bezogen. Nach der Auffassung des Mittelalters wäre es undenkbar, daß der Künstler die Stifter, deren Darstellung an sich die Idee des Grabmals erfüllt, unmittelbar in handelnde Beziehung mit der heiligen Geschichte hätte bringen wollen: das Mittelalter empfand symbolhaft, aber nicht dramatisch. Und doch suchen wir nach der Einheit einer Idee in Werk und Wesen des Meisters, der hier schuf.

Die Frage, ob Lettner- und Stifterfiguren von zwei verschiedenen Meistern gefertigt sind und inwieweit mitunter Schülerarbeit hinter der Größe des Hauptmeisters zurücktritt, erscheint nicht so wichtig wie die Frage nach der Einheit des Auftragwillens, der von seiten des Bauherrn und der Gesamtidee, die von seiten des führenden Meisters hinter dem Ganzen steht.

Man möchte einen überragenden Meister annehmen, der mit seinen Gehilfen in der Domwerkstatt gearbeitet hat, und der wohl auch einen beherrschenden Einfluß auf die architektonische Gestaltung des Westchores hatte: die Baldachine aus Stein von Thüringen, mit den goldenen Schreinen und Lichtkronen des Rheinlandes wetteifernd, sind wie die Türme der himmlischen Stadt, die Barbarossas Kronleuchter im Dom zu Aachen darstellt. Vergleicht man die Stifterfiguren mit Werken des Naumburger Meisters im Westen: mit dem Martin zu Bassenheim, wie mit den Bildwerken vom einstigen Lettner im Dom zu Mainz, so wird man die zunehmende Meisterschaft wie auch die zunehmende Hinwendung zu tragischer Ausdruckskraft erkennen. Werke wie Hermann und Reglindis, Ekkehard und Uta knüpfen an diese frühe Epoche an, während die Bildwerke des Lettner und die ihnen nahe stehenden Stifterfiguren, besonders Gepa, der Mutter Gottes unter dem Kreuz verwandt, aus der festlichen Hohenstaufenzeit in die ihr folgende Epoche erregter Kämpfe auf geistigem wie auf politischem Gebiet hinüberleiten. In diesen Werken erscheint das Neue, das aus Zerstörung sich durchrang, vor Fehde und Verfall der kaiserlosen Zeit steht, groß und gewaltig, die erste ganz aus eigenstem Erleben gestaltete

Darstellung seelischer Vorgänge, die einem mittelalterlichen Menschen gelang. Das Werk von Naumburg ist Wegbereitung einer neuen Zeit, die vom Minnesang zur Mystik sich wandelt.

*

Es genügt nicht, vor den Stifterfiguren nach denen zu fragen, die sie darstellen sollen. Sie lebten zweihundert Jahre ehe der Meister schuf. Vom Markgrafen Ekkehard II. mag sein Bildner etwa gewußt haben, daß er als ein mächtiger Fürst zwischen Meißen und Wartburg geherrscht und von der Saale aus gegen die Feinde des Reichs gekämpft hat, die damals wie im 13. Jahrhundert von dort aus raubend und plündernd ohne Aussaat zu ernten suchten. Ein gewisses geschichtliches Traditionsgefühl war dem Mittelalter beim Rückblick auf frühere Epochen nicht fremd. Man erfüllte es, indem man nachträglich Personen, die als Ahnen des Geschlechtes oder als Stifter der Kirche dem Gedächtnis teuer waren, ein Grabbild widmete: so den Äbtissinnen von Quedlinburg, Frauen aus dem Geschlecht der Ottonen, so den Grafen von Wettin auf dem Petersberg bei Halle, so den Thüringer Landgrafen zu Reinhardsbrunn. In ähnlichem Sinne, auf das Bistum wie auf die Sippe bezogen, hat um die Mitte des 13. Jahrhunderts Bischof Dietrich von Naumburg vier Ekkehardiner und vier Wettiner Ahnen für den Chor von Naumburg darstellen lassen, Gründer und Stifter seines Bistums und Domes wollte er ehren, und zugleich das Geschlecht der Wettiner, dem er entstammte und das im 13. Jahrhundert die Machtentfaltung der Wartburg zu den Burgen im Gebiet der Saale und Elbe trug. Aus verschiedenen Gründen war eine solche Form des Rückblickes damals von Bedeutung. Die Vollendung des unter seinem Vorgänger begonnenen Neubaus brauchte reichliche Stiftungen, und so wollte er zeigen, wie die „Fundatores“ hier Ehre und Heil gewannen. Sodann war die Idee, der die Stifter von Naumburg im 11. Jahrhundert Leben und Wirken geweiht hatten, die Sicherung und Ausbreitung des Christentums in den heidnischen Teilen des Ostens, auch jetzt wieder Weckruf zum Kampf. Es wurde 1241 der Heerbann aufgerufen, weil ein Überfall der Tataren drohte, um 1260 unternahm der Deutsche Orden unter seinem aus Sangerhausen in Thüringen stammenden Hochmeister einen Kreuzzug gegen heidnische Völker des Ostens. Der Abwehrkampf gegen das Slawentum, Thüringens Schicksal, setzte fort, was König Heinrich und Otto der Große im 10. Jahrhundert, was die Markgrafen Hermann und Ekkehard im elften von der Saale aus unternommen hatten. Jetzt war die Abwehr und Festigung der Macht Sache des Stiefbruders des Bischofs, des Markgrafen Heinrich III. von Meißen, der zugleich die Landgrafschaft in Thüringen gewann.

„Mir ward befohlen mit dem heiligen Ernste, daß ich bete für die Not, die nun ist in Sachsenlanden und Düringslanden.“ Die Worte der Mechthild von Magdeburg, der Nonne im nahen Helfta bei Eisleben klingen auf.

Gefahr war im Westen und im Osten der Gebiete des Markgrafen von Meißen, der sich in stolzem Aufstieg der Wettiner als einziger Erbe des im Mannesstamm mit Heinrich Raspe erloschenen Thüringer Landgrafenhauses ansah und um die Mitte des 13. Jahrhunderts um Thüringen einen Erbfolgekrieg führte. Unter einen Gegnern war dabei auch der Graf von Kefernburg-Schwarzburg, den Heinrich der Erlauchte im Jahre 1249 zu Weißenfels an der Saale gemeinsam mit den anderen thüringischen Großen zur Anerkennung seiner Hoheit in Thüringen zwang. Ein Vorfahr dieses Grafen steht in Chor von Naumburg.

Der Markgraf nutzte die große Machtstellung nicht aus, die ihn in Deutschlands Mitte und an der Ostgrenze zum mächtigsten Herrn neben dem König von Böhmen, seinem Schwiegervater, machte. Träumerisch und versonnen, dem Minnesang und der Musik zugewandt, überwies er Hauptherrschaftsgebiete, darunter Thüringen, das Pleißeland und das Osterland, seinen Söhnen. Sein ältester Sohn, Albrecht der Unartige, machte ihm schwer zu schaffen. Glanzvoll hatte er als Gemahl der Margarete von Staufen, der Tochter Kaiser Friedrichs II., seine Herrschaft begonnen, dann geriet er mit seinem Bruder und später mit dem Vater in Streit. Er focht an der Spitze seines Heeres, unterlag aber und

wurde ein Jahr gefangen gehalten. Margarete von Hohenstaufen floh bald danach von dem Gatten, der die Kaisertochter vor aller Augen betrog. 1270 kam sie nach Frankfurt, wo ihr Leben erlosch.

Die Jahre, während deren Bischof Dietrich II. den Dom zu Naumburg zur Vollendung führte, waren mit Familienzweigen und mit kriegerischen Kämpfen erfüllt, die immer wieder unmittelbar ins Gebiet der Saale griffen. Etwas von der Unruhe der Zeit ist auch in der ritterlichen Versammlung im Westchor des Naumburger Domes zu spüren.

Denn wenn Bischof Dietrich, der Bauherr des Domes, hier auch Ahnen und Stiftern aus alter Zeit ihr Denkmal errichten wollte, so wird er dabei doch auch der Gegenwart gedacht haben. Vor allem aber muß man in dem Meister von Naumburg ganz einen Menschen des 13. Jahrhunderts erkennen, der sein Werk aus Vorstellungen, Geschehnissen und Gestalten seiner Zeit geschaffen hat. Es ist anzunehmen, daß er, im Dienste eines Bischofs aus dem Hause Wettin stehend, die Führergestalten der Zeit, welche die Geschichte im damaligen Ostraum des Reiches bestimmten, kennengelernt hat, und daß von deren Erscheinung und Art etwas in die Stiftergestalten des Naumburger Domes eingegangen ist: diese Überlegung aber bringt uns der Deutung des Werkes von Naumburg näher.

Unter diesem Gesichtspunkt bekommt besonders der Stiefbruder des Stifters, Heinrich der Erlauchte also, hohe Bedeutung. Er hatte in früher Jugend auf einer Preußenfahrt für die Kreuzzugs-idee im Osten gewirkt, so wie zwei Jahrhunderte vor ihm Markgraf Ekkehard. Ritterlich festliches Schaugepräge, wie es einst Friedrich Barbarossa und der Vater seiner Mutter, Landgraf Hermann, der Herr der Wartburg, geliebt hatten, übertrug er nun weiter östlich nach Thüringen und der Markgrafschaft Meißen, beides Gebiete seiner Herrschaft. Die Überlieferung weiß von Turnieren, die er um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu Nordhausen, Meißen und Merseburg abhielt. Sie erzählt auch von Beziehungen des Markgrafen zu französischen Troubadours, und davon, daß Heinrich der Erlauchte die Komposition einer Messe schuf, deren Einführung in den Ritus der Kirche um das Jahr 1253 vom Papst gestattet wurde. Es ist also anzunehmen, daß im Naumburger Chor die Messe nach der von ihm geschaffenen Komposition zelebriert wurde, wobei sein Stiefbruder als Bischof vor dem Altar stand, angesichts der Ahnen des Hauses Wettin.

Heinrich der Erlauchte war in zweiter Ehe mit der Tochter des Freundes der Minnesinger, des Königs Wenzel von Böhmen, vermählt, die er im Jahre 1269 verlor. Was vom Wesen Heinrichs des Erlauchten überliefert ist, entspricht, wobei aber von einer unmittelbaren Deutung abzusehen ist, etwa der Gestalt des an bevorzugter Stelle rechts vom Altar erscheinenden Stifters, des Gründers von Naumburg, Hermann von Meißen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß etwas vom Lächeln der böhmischen Königstochter im Antlitz der Reglindis blüht, in der die Tochter des polnischen Herzogs Boleslav darzustellen war.

Unter Gestalten der Zeit, die in Wesen und Neigung dem „erlauchten“ Markgrafen ähnlich waren, ist etwa der Fürst Heinrich von Anhalt, gestorben 1252, zu nennen, der selbst ein Minnesinger war und durch seine Gattin Irmingard in naher Verwandtschaft zu Thüringen und Meißen stand. Als Vertreter des Ideals der Minnesinger ist noch eines Vorläufers zu gedenken, dessen Name nicht ins Persönliche, sondern zum Inhalt führt: Heinrich von Morungen, der erste große Dichter, den Thüringen dem Stamme nach den seinen nannte. Er ist in der Nähe von Sangerhausen geboren, sein Leben und Wirken spielt sich in engstem Zusammenhang mit Thüringen und dem Hof von Meißen und schließlich im Bezirk des Thomasklosters zu Leipzig ab. Zur Zeit des Naumburger Meisters lebte sein Gedächtnis lebendig weiter in dem Ritter Gottfried von Neiffen, der um 1250 in Ostthüringen das Spielmannslied vom Edlen Morunger geschrieben hat. Kunde vom Morunger war in Naumburg mindestens dem Auftraggeber vertraut, dessen Ahnen der Ritter befreundet war. So ist anzunehmen, daß die Dichtungen dieses ersten großen Lyrikers von Mitteldeutschland im Kreise des Hofes von Meißen damals noch nicht verklungen waren. Die Besinnung auf Heinrich von Morungen ist deshalb wichtig, weil die Naumburger Plastiken in ihrer seelischen Haltung gleichsam den Weg von Heinrich von Morungen und dem ritterlichen Minnesang der Hohenstaufenzeit zu Mechthild von

Magdeburg und somit zur Mystik der thüringischen, altsächsischen und meißenschen Lande darstellten.

Dieselben Jahre, da der Naumburger Meister am Werke war, bezeichnen den Höhepunkt der größten deutschen Dichterin des Mittelalters, der Mechthild von Magdeburg: nach der heiligen Elisabeth, deren Wirken somit von der Wartburg und von Marburg in das Gebiet zwischen Harz, Elbe und Saale, nordöstlich also, übertragen wurde, neben Hildegard von Bingen und Herrad von Landsberg, hat Mechthild am stärksten auf das Geistesleben der frühen Gotik eingewirkt. Um 1250 bis 1270, gleichzeitig mit den Naumburger Bildwerken, entstanden ihre Offenbarungen, das „Fließende Licht“. Sie lehrte „mit den Augen der Seele sehen“, ihre Mystik ist ein Eines-Werden mit dem Leid, das Gottes Sohn auf Erden erdulden mußte: Du sollst das Wasser der Pein trinken, du sollst mit mir verraten, geschlagen, entkleidet werden.

Mit visionärer Kraft hat die Zisterzienserin von Helfta die Erlebnisse ihrer Seele, das Gottsuchertum ihres Herzens, verkündet. Ihre Visionen haben auf die Zeitgenossen eine ungeheure Wirkung ausgeübt, sie wurden als göttliche Offenbarung aufgefaßt. Dante kannte das „Fließende Licht“, und Mechthild von Magdeburg ist als Matelda in die „Göttliche Komödie“ eingegangen. So dürfen wir annehmen, daß man auch am Hof des Bischofs wie in der Bauhütte des Domes von Naumburg von Mechthild wußte. In der trauernden Frauengestalt mit dem Buch im Chor von Naumburg, welche neben der Uta ihren Platz hat, ist eine Frau dargestellt, in deren Wesen etwas von der Mechthild von Magdeburg gestaltet erscheint. Jedenfalls ist keine bessere Personifizierung der größten Mystikerin Deutschlands zu denken, als dieses Bildwerk, das historisch auf eine Stifterin aus viel früherer Zeit, auf Adelheid von Gernrode oder Gepa von Camburg bezogen wird, seelisch aber aus dem Geist der Epoche zwischen der heiligen Elisabeth und Meister Eckardt entstand – Mechthild von Magdeburg und der Meister von Naumburg gehören geistig in unmittelbare Nähe.

*

Es hat nicht weit von Naumburg noch eine andere Frau gegeben, an deren Trauer und Frömmigkeit wir vor der Gepa denken, wenn wir dies Bildwerk aus dem Wesen seiner Zeit erkennen wollen: Sophie von Weißenfels. 1268, vier Jahre also vor der von der Forschung angenommenen Entstehungszeit der Gepa, verlor Sophie, des Weißenfelser Grafen Tochter, ihren Verlobten. Sie war die Braut Konradins, des letzten Hohenstaufen, der damals, vom Haß des Papstes und des Königs von Neapel verfolgt, sein junges Haupt unter dem Beil des Henkers ließ. Es ist anzunehmen, daß man in Naumburg, dessen Bischof allerdings gegen die Hohenstaufen stand, von dem Schicksal dieser Frau wußte – ihre tiefe Religiosität, die sie später das Weißenfelser Kloster gründen ließ, ist ein Zeugnis für die Stimmung der Zeit, die dem Leiden vertraut war und deren Erleben die Kreuzigung und die Passion am Lettner zu Naumburg entsprach.

Wenn Phantasie sich ausmalt, ob eine Frau aus des Naumburger Meisters Zeit in der Uta dargestellt sein könnte, so darf die Erinnerung an Margarete von Hohenstaufen wach werden, die um 1255, blutjung, dem fünfzehnjährigen Albrecht, dem Sohn des Markgrafen Heinrich, vermählt wurde. Wir wissen nicht wie sie aussah, wir kennen nur in der Paulinerkirche zu Leipzig das Grabmal ihres Sohnes Diezmann, der 1307 starb, ein Bildwerk aus Holz, das im Anschluß an den Stil des Meisters von Naumburg entstand und sich an Ekkehard und Uta anreihet.

Die Uta im Chor zu Naumburg erscheint so ganz als Verkörperung des Frauenideals der Ritterzeit, daß es genügt, in ihr das edelste Bild einer deutschen Frau zu erkennen. Sie ist mehr als eine Einzelperson, ihr Wesen und ihre Gestalt sind aus dem Wesen des ritterlichen Minnesangs überpersönlich zu erfassen: sie verkörpert das Ideal des Minnesangs, im Bild erfaßt zu einer Zeit, da es im Wort verklungen war. Alle Lyrik, durch die gewohnheitsgemäß sonst nüchternste Erklärer vor diesem Bildwerk aus der Rolle fallen, wird hinfällig vor Worten, wie sie Heinrich von Morungen über die Hand seiner

Herrin gesagt hat:

*Wenn sie will, führt sie mich mit ihrer süßen Hand
hoch über die Zinne von dannen.*

Wägen wir das Wesen der vier Frauen im Chor von Naumburg gegeneinander ab: Gerburg, die den Eintretenden den Weg zum Heiligtum Ruhe gebietend weist, Reglindis, die Frau mit dem Lächeln, aus slawischer Herkunft, aber auch religiöser Stimmung zu deuten, Uta, die Erfüllung des Schönheitsideals der Zeit, Gepa, deren Wesen von dem Inhalt des Buches, das sie in Händen hält, erfüllt ist, so dürfen wir uns wieder an die Offenbarung von dem „Fließenden Licht“ der Mechthild von Magdeburg erinnern. Als die vier Stufen religiösen Erlebens unterscheidet Mechthild Erkennen, Schauen, Genießen und Empfangen, in der Sprache des 13. Jahrhunderts: Bekantnus, Beschowunge, Gebruchunge und Gegenwürtigkeit. Es ist die Empfindungsskala, die in dem Wesen von Gerburg, Reglindis, Uta und Gepa schwingt.

*

Somit haben wir das Recht, die Sifter des Naumburger Chores zu Menschen, Schicksalen und Schöpfungen der Entstehungszeit dieser Bildwerke in eine geschichtliche und seelische Beziehung zu setzen. Zu den Gestalten aber, die hinter den Bildwerken stehen, tritt noch eine weitere: Bischof Dietrich, der Auftraggeber des Werkes, der sein Thema ersann. Zur Darstellung seines Vorgängers, der nach Gründung von Naumburg hier erster Bischof wurde, ist vermutlich (und diese Auffassung finden wir auch in der letzten Zusammenfassung und Vollendung der Forschung über Naumburg durch Hermann Beenken) die Gestalt des Bischofs Dietrichs das Vorbild gewesen. Wie hätte der erste Bischof von Naumburg für den Meister anders aussehen können, als der zu seiner Zeit hier waltende Kirchenfürst? Im Ostchor ist der Grabstein wahrscheinlich erst im 14. Jahrhundert aufgestellt worden, er ist aller Logik nach für den Westchor gedacht.

Um die Einheitlichkeit des Planes zu erkennen, der nach dem Willen des Bauherrn das Ganze erfüllt, muß man sogar noch einen Schritt weiter gehen: wir lösen den toten Bischof von seinem Grab, er steht lebendig vor dem Altar; angesichts der Stifter seines Domes, die in Tracht und Gestalt seiner Zeit, eine Verkörperung der Epoche Heinrichs des Erlauchten, hier erscheinen, zelebriert Bischof Dietrich die Messe – und zwar in der Vertonung, die sein Bruder schuf. Die Gnade des Meßopfers aber offenbart den Eintretenden der Lettner, dessen Bildwerke das Opfer des Erlösers darstellen. Die Engel sogar, die zur Seite des Heilands ihr Räuchergefäß schwingen, stehen in unmittelbarer Beziehung zu den Chorknaben, die am Altar neben dem Bischof ihren Dienst verrichten. Ein Auftraggeber von schöpferischer Kraft, hat Bischof Dietrich von Meißen, bewußt oder unbewußt, seinen Plan so gefaßt, daß die Messe, im Rahmen des Westchores gelesen, ringsum die Gestalten aus Stein zu Leben rief.

Der Thomaskantor

In das Leipzig des Barock kam im Jahre 1723, vom Westen her, Johann Sebastian Bach, auf der Höhe seiner Kraft, um bis zu seinem Lebensende (1750) hier zu wirken. Unter der Aufsicht „einer wunderlichen, den Musen wenig ergebenden Obrigkeit“ lehrte und musizierte er im Bereich der Thomaskirche und der Nikolaikirche.

Leipzig war für Bach kein leichter Boden. Die Eigenart der Messestadt war auf Mode gestellt und ging darauf aus, das Neue von außen her möglichst zuerst aufzunehmen und in geschickter Verarbeitung darzubieten. Bachs Virtuosität im Orgelspiel und in der *Kontrapunktik wurde anerkannt, aber die schöpferische Tiefe seiner Kompositionen erweckte eher Misstrauen als Bewunderung. Er war dem Rat und den Herren der Universität zu sehr Musiker und zu wenig Schulmeister. Der Literaturprofessor Gottsched war ihr Mann, der die Kunst unter die Herrschaft der Vernunft stellte und als eine erlernbare Sache behandelte.

Johann Sebastian ließ sich nicht beirren: er kam als reifer und sich gefestigter Meister, der auf vorgeschriebener Bahn seine Sendung erfüllte. Weimar lag hinter ihm, wo er in der Kapelle des Herzogs virtuose Orgelmusik gepflegt und gelegentlich eine höfische Komposition gefertigt hatte, ebenso die schöne Zeit am Hofe des Herzogs zu Köthen, wo Bachs Instrumentation am meisten von Stil und Orgel abbog, um die höchste Blüte der Kammermusik zu erreichen. Nun ging er mit der inneren Notwendigkeit des Genius, den Schritt zur Vollendung – nach dem Abstecher ins Höfisch-Gesellschaftliche, den Köthen gebracht hatte, begann er den Anstieg zu dem dramatischen Stil seiner Passionen, als der Erfüllung kirchlicher Gemeinschaftsmusik: 1724 entstand die Johannis-Passion, sieben Jahre darauf die Matthäus-Passion. 1733 folgte die H-moll-Messe, und so ging sein Weg in ununterbrochener Folge bis zur tiefsten Vereinsamung, aus deren übermenschlicher Vereinigung mit dem Göttlichen als Abschluss seines Lebenswerkes „Die Kunst der Fuge“ entstand.

Keiner um ihn begriff, was dieses Schaffen der Welt bedeute: nach dem Niederbruch der deutschen Kultur in den Kämpfen des 16. Jahrhunderts und im Dreißigjährigen Krieg, wodurch das Land auch geistig unter Frankreichs Vormundschaft kam, rettete die deutsche Kirchenmusik die Sache des Protestantismus, zugleich aber auch Wert und Ehre der Nation.

Das Wort Gottes, das in Rembrandt Licht geworden war, wurde nun Klang. Kontrapunktisch, mit der Wucht der Antithese, gewaltig in den Gegensätzen, wird das Grundmotiv, der Satz, in Akkorden vereinigt, von Register zu Register getragen. Aufblühend verzweigen sich die Klangfiguren, bis alle Vielfalt zur Größe geschlossener Melodien sich vereint, bis die vielstimmige Gliederung aufsteigt zum gewaltigen Zusammenklang. In der weltumspannenden Größe seiner Musik beschließt Bach die Reihe der großen Schöpfergestalten des Barock, Calderon und Shakespeare, Rubens und Rembrandt, Johann Balthasar und Fischer von Erlach.

Sein Stil ist die Erfüllung des Barock, wuchtig, dabei von schlanker und mannigfaltiger Gliederung, eigenwillig und gegensätzlich, lebendig im Kontrast. Es ist gehörte Architektur, vertieft nach perspektivischem Gesetz, das in die Unendlichkeit zielt: räumliche Akustik, sich bewegend zwischen Nähe und Ferne, zwischen Zeit und Ewigkeit.

„Als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich`s etwa in Gottes Busen, kurz vor der Welterschöpfung möge zugetragen haben“, schreibt Goethe über den „Großmeister“ an seinen Freund Zelter.

Reformation zur Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes machte, Leipzig, die Buchhauptstadt der Welt.

Die Straße des Schrifttums ist auch die Straße der deutschen Musik: zwischen Werra, Saale und Elster, von Kreuzburg und Eisenach bis Halle, Weißenfels und Leipzig führt sie durch das Land, welches Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg die Wiedergeburt des künstlerischen Lebens aus dem Geist der Musik beschert hat: die drei großen „S“ der Barockmusik, Schütz, Schein und Scheidt, haben im Ostraum dieses Gebietes gewirkt, Händels Lebensbahn nimmt von Halle ihren Ausgang, Bachs Weg führt von Eisenach über Weimar nach Leipzig, der seines Sohnes Philipp Emanuel von Weimar nach Potsdam, an den Hof Friedrichs des Großen.

Von der Entfaltung der bildenden Kunst im Westen weisen die Wege zur Wartburg, von dort zu den Burgen des Markgrafen von Meißen, dessen Bruder den größten Bildhauer Deutschlands von Mainz nach Naumburg holte, wie später der Kardinal von Brandenburg Matthias Grünewald von Mainz nach Halle.

Die Blüte des Minnesangs auf der Wartburg erscheint zugleich als Wegbereitung für Weimar, dorthin führt, von Frankfurt, Goethes Weg.

Die Hauptstraße deutscher Geisteskultur ist zugleich eine Straße der deutschen Jugend. An ihr liegt Schulpforte, dessen Tradition die Namen Klopstock, Fichte, Ranke und Nietzsche nennt. Nahe liegt Freyburg an der Unstrut, dem Turnvater Jahn als Verbannungsort bestimmt, weil seine Begeisterung für Turnen als Demagogie galt. Die Lücke zwischen den ersten deutschen Universitäten, die östlich in Prag und Wien, westlich in Heidelberg und Köln entstanden sind, füllt noch im vierzehnten Jahrhundert Erfurt aus, als Universität des Humanismus die Wiege der Reformation; dann schließen sich Leipzig, Wittenberg und Jena an, mit Marburg und Tübingen die wichtigsten Hochschulen des Protestantismus. Ende des 17. Jahrhunderts folgt Halle und wird die Schule der brandenburgisch-preußischen Staatsgesinnung, 1810 ist der Weg vollendet: Erfurt und Wittenberg sterben ab, Berlin wird die Hochschule der Wiedergeburt Preußens.

*

Die Hauptstraße der Kultur und des Handels wurde immer wieder die Basis kriegerischer Operationen, so daß sie im Volksmund auch die „Heerstraße“ heißt. Unter Karl dem Großen war sie Aufmarschstraße zu den Kämpfen gegen die Wenden und Sorben, die vom Burgenwall der Saale aus immer neu zurückgewiesen wurden. Heinrich I. hat hier die Ostmark Meißen gegründet. Noch im 13. Jahrhundert versammelten sich zwischen Harz und Saale Thüringens Ritter, Gestalten, wie sie im Westchor des Naumburger Domes stehen, um „gen Osten“ in den Kampf gegen das Heidentum zu ziehen.

Der Bauernkrieg brandete im Jahre 1525 im Lande der Reformation; schon im 16. Jahrhundert, mit ihm beginnend und nach Unterbrechungen mit dem Augsburger Religionsfrieden im Jahre 1555 endend, durchlebte Deutschland seinen ersten „Dreißigjährigen Krieg“. Damals ritt Kaiser Karl V. an der Spitze der Scharen Albas an Elbe und Saale auf der Straße des Reiches, klein und gebrechlich, und nur der Idee nach als Sieger über die evangelischen Fürsten so kriegerisch und gewaltig, wie Tizian in seinem berühmten Bild ihn dargestellt hat (Abb. S. 342).

Mit sicherem Blick erkannte Gustav Adolf von Schweden die Bedeutung der Achse des Reiches. Er hat von Frankfurt an der Oder bis Frankfurt am Main, von der Ostsee bis an den Rhein, die Straße in seinen Machtbereich gebracht. Breitenfeld, wo Tilly nach der Zerstörung Magdeburgs vernichtend geschlagen wurde, liegt unmittelbar vor Leipzig, ebenso Lützen, wo der König die Leipziger Straße Wallenstein strittig machte.

Nach Gustav Adolf und Bernhard von Weimar manövrierte im Jahre 1757 Friedrich der Große mit seinen Truppen zwischen Gotha und Merseburg, bis er, am Rande der Vernichtung stehend, den Sieg von Roßbach erfocht. 1792 marschierten hier Preußens Bataillone zum Rhein gegen die Truppen der französischen Revolution. Als im Jahre 1802 der Dichter Johann Gottfried Seume von seinem „Spaziergang nach Syrakus“ zurückkam,

begegnete er hinter Weimar den preußischen Truppen, die das nach Beendigung der kurmainzischen Herrschaft an Friedrich Wilhelm III. gefallene Erfurt in Besitz nehmen sollten. Noch stehen viele der Pappeln, durch die Napoleon seine Heerstraße für den Weg von Paris nach Moskau kenntlich gemacht hat, nachdem er in den Doppelschlachten von Jena und Auerstädt die strategische Bedeutung Mitteleuropas erkannt hatte. Wie Gustav Adolf sicherte er die Straße von Erfurt aus, das mit Wittenberg noch lange nach der Schlacht von Leipzig als französische Festung sich hielt, den Weg nach dem Rhein hin erschwerend. Ein Denkstein an einer heute abgestürzten Biegung der Chaussee zwischen Erfurt und Weimar erinnert an die Begegnung der beiden Weltenherrscher, des Kaisers Napoleon und des Zaren Alexander, womit das Schauspiel des Erfurter Kongresses begann.

Es folgt der Rückschlag: nach dem Brand von Moskau kommt der Kaiser auf eiliger Flucht durch Weimar und bestellt vom Schlitten aus Goethe einen Gruß, nach der Schlacht von Leipzig führt er sein geschlagenes Heer längs der Saale und Ilm zurück, wobei ein Forstschreiber aus Weimar, von seinem Herzog, der in Wahrheit sein Vater war, zur Erkundung geschickt, die Stadt Goethes vor der Vernichtung durch die Franzosen bewahrte.

*

Die Geschichte der Straße nennt aber nicht nur Bewegung, hinter dem Weltenroman der Straße des Reiches stehen die großen Spannungen und Gegensätze des staatlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens: hier Erzbistum Mainz, hier Lutherstadt Wittenberg; hier Garnison Potsdam, hier Goethes Residenz Weimar; hier Bürgerkultur der freien Reichsstadt Frankfurt, hier die militärische Disziplin von Preußen.

Will man die Bedeutung in Namen ausdrücken, so wird man für Rhein und Saale Meister von Naumburg, für Mainz Gutenberg, für Weimar und Wittenberg Lukas Cranach, für Hanau und Berlin die Brüder Grimm sagen, für Leipzig Bach und Richard Wagner, für Erfurt Meister Eckhart und für Weißenfels Novalis, Beginn und Ausklang der deutschen Mystik. Zu Frankfurt und Berlin gehört Savigny, der das Recht aus der Geschichte erfaßte, aber auch Bettina Brentano, die ins Goethehaus zu Weimar ein Stück Frankfurter Erinnerung trug, dann aber ein Stück Weimar in das Berlin der Romantik brachte. Weimar wird Goethes und Schillers Welt.

In überwältigender Folge klingen die großen Namen der deutschen Geschichte auf: im Torweg des Merseburger Schlosses sind die Kaiser und Könige in ehernen Tafeln verzeichnet, die hier Einzug gehalten haben. In Wolfram von Eschenbachs Parzival wird Erfurt und sein Weinbau genannt. Im Kinzigtal tagt Ulrich von Hutten Burg; er ist als Junker auf unserer Straße hin und her gezogen, wie auch Melanchthon hier zu Pferde ritt, Wilhelm von Humboldt siedelte nach Jena über, um Goethe und Schiller nahe zu sein; dort lehrten Fichte und Hegel; dort übersetzte Schlegel die Dramen von Shakespeare. Zugleich aber vollzieht sich auf dieser Straße die große Resonanz, mit der der Osten auf die West-Ost-Bewegung der deutschen Kultur antwortet: dem Zug der Minnesinger vom Rhein zur Wartburg und zu den Burgen an Saale und Elbe entspricht der Weg des Frauenlob von Meißen nach Mainz entspricht Leibniz, der in Leipzig geboren war, aber Mainz im Dienst des Kurfürsten zum Mittelpunkt des deutschen Buchwesens machen wollte, ehe sein Stern ihn nach Hannover und Berlin rief. Herders Weg führte aus seiner baltischen Heimat nach Straßburg und schließlich nach Weimar, der Weg Schopenhauers von Danzig über Weimar und Berlin in das Haus nahe der alten Mainbrücke in Frankfurt. Viele der großen Männer Preußens kommen vom Osten, darunter die Sachsen Pufendorf, Leibniz und Lessing, Fichte, Schill und Treitschke, deren Wirken der Formung des Preußentums galt.

Die Geschichte der Straße des Reiches im 19. Jahrhundert zeigt Bismarcks und Moltkes Lebenswerk in neuem Licht: der Krieg 1866 geht nicht zuletzt um die Gewinnung der Linie von Berlin nach Frankfurt für Preußen. Und noch die neueste Zeit kennt eine gewaltige

West-Ost-Bewegung, die in den Namen IG Farben, Leuna, Bitterfeld und Agfa-Berlin zum Ausdruck kommt. Zu dieser Entwicklung gehören die Baumeister und Ingenieure, welche die Brücken und Eisenbahnen, die Autostraßen und Flugplätze errichtet haben und die Verbindung von Frankfurt nach Berlin von Tagen auf Stunden verringerten.

*

Die Lande aber, durch welche die Straße führt, sind so reich an Segen und Schönheit, daß sich zur Freude an Bewegung und Wanderschaft der Genuß des Verweilens gesellt. Der Römer zu Frankfurt, die Pfalz zu Gelnhausen, das südliche Barock von Fulda, die Brücken von Frankfurt, Kreuzburg, Erfurt und Kösen, die Wartburg, die Gruppe von Dom und Severi zu Erfurt, der Park von Weimar, als Naturborn der Goethezeit erschaut, die Stifterfiguren im Dom zu Naumburg, auf dem Markt zu Halle Deutschlands Campanile. Die Bürgerhäuser der Bachzeit in Leipzig, die Lutherstätten von Wittenberg, Schloß Hartenfels im nahen Torgau, die Terasse von Sanssouci, Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten, Schinkels Schauspielhaus zu Berlin und nicht zuletzt die gärtnerische Gestaltung der Ufer von Havel und Spree: diese Fülle der Motive gibt uns das Gefühl, daß die Straße des Reiches nicht nur einen geschichtlich geographischen Begriff bedeutet – in der Zusammenschau der Geschehnisse und Bilder, die sie uns gibt, wird die Straße vom Römerberg zum Brandenburger Tor zum Sinnbild von Wachsen und Werden des Reiches.

Die Straße

Das Zauberwort der Straße heißt Bewegung. Auch wer am Rand des Weges verweilt, tut es doch, um das Kommen und Gehen zu betrachten und den Zug zur Ferne zu spüren.

Die Straße, die wir verfolgen, stand als eine Reichsstraße unter Königsbann, auf ihr galt das Gebot des öffentlichen Landfriedens. Nach Karls des Großen Gesetzgebung wie nach salischem Volksrecht gehörte die Instandhaltung der Straßen, die Fürsorge für die Verkehrseinrichtungen und für die Sicherheit zu den Aufgaben und Rechten des Königs, den Regalien. Als Gegenleistung erhielt der König dafür den Zoll. Er belehnte die Territorialherren, durch deren Hoheitsgebiet die Reichsstraßen führten, mit Ausübung des Geleits. Ein Geleitsbrief, das tote Geleit, oder aber ein bewaffneter Schutz, das lebende Geleit, sorgte für die Sicherheit des Reisenden. Das Geleit wurde bei bestimmten Anlässen gegeben, unter denen der Zug zur Wahl und Krönung des Königs der vornehmste, der Zug zu Messe und Markt der häufigste war.

Nun aber sehen wir den Verfall des Reichsgedankens im Mittelalter, indem die Grundherren, die kleineren deutschen Fürsten also, aus der ihnen anvertrauten Reichsaufgabe eine Angelegenheit des Eigennutzes machten. Aus Straßenschutz wird ein Piratentum der Straße. Während es in dem um 1224 von Eike von Repkow aufgezeichneten Sachsenrechte noch heißt: „Was dem Kaufmann Schaden geschieht, den soll ihm der entgelten, der ihn da geleitet“, wurde um ein Menschenalter später, zur kaiserlosen Zeit, das Gut des Reisenden zur Beute des Geleitsherren: wenn ein Wagen zerbrach und die Achse den Boden des Grundherren berührte, war er ihm mitsamt der Ladung verfallen. Zwar verbot ein Reichsgesetz vom Jahre 1255 dieses Strandrecht der Landstraße, die „Grundruhr“, die aus der Berührung des Grundes ein Besitzrecht für den Grundherrn ableitete. Aber die Landesherrn kehrten sich nicht daran, das Reisen durch Deutschland wurde durch die, die es schützen sollten, übermäßig teuer, und die Gebietsherren hatten meist gar kein Interesse am guten Zustand der Wege, für deren Ausbesserung bestenfalls einige Bündel Reisig herbeigeschafft wurden. Ein Recht freilich behielt der Reisende nach wie vor nach altem, im Sachsenspiegel behandelten Brauch: für sein Pferd oder Maultier durfte er so viel mähen, als er vom Wege aus erreichen konnte.

Dafür hatte er aber im übrigen genug Kosten aufzubringen: für das Geleit, das an jeder Grenze neu zu entrichten war, für Brückenzoll, Pflastergeld und die Niederlagegebühr, welche die Städte erhoben. Sie betrug im 13. Jahrhundert in Erfurt für einen Wagen 4 Pfennig, für einen Karren 2 Pfennig; das war in einer Zeit, in der man für einige tausend Mark Silber eine Grafschaft kaufen konnte, keine geringe Gebühr. Die „Grundruhr“ aber hob erst Karl V. endgültig auf.

Mit der zunehmenden Ausdehnung des Handels trat im späteren Mittelalter eine wesentliche Besserung ein. Jetzt wurde das Geleitwesen, zu dem bei besonderen Anlässen auch ein feierliches Einholen der Gäste an der Gebietsgrenze kam, halb landknechtsmäßig, halb zunftmäßig ausgebaut.

Das berühmteste „Geleit“ ist wohl das Seligenstädter. Hier wurden die süddeutschen Kaufleute, besonders die Nürnberger, die zur Frankfurter Messe zogen, von Frankfurt aus feierlich eingeholt, wie es Goethe anschaulich in „Dichtung und Wahrheit“ beschreibt. Im stadthistorischen Museum zu Frankfurt liegt ein Löffel von ungeheurem Ausmaß, den man für den Suppenlöffel des Riesen Goliath halten möchte: aus ihm trank der Kaufmann, der zum erstenmal durch Seligenstadt kam und eine Runde bezahlen mußte.

*

Zeugnisse des Straßenbaues und der Straßengestaltung sind aus alter Zeit noch genug erhalten, Grenzsteine vor allem mit Wappen und Jahreszahlen, Meilensteine, „Wegesäulen“, welche an Straßenkreuzungen Richtung und Entfernung anzeigen; die schönsten Wegesäulen befinden sich im alten kursächsischen Hoheitsgebiet, Denkmale des zur Zeit Augusts des Starken hochentwickelten kursächsischen Postverkehrs.

Da es mit dem Wegebau im Mittelalter schlecht bestellt war, reisten die Kaufleute und Krämer meist in zweirädrigen Karren. Erst im 16. Jahrhundert wurden vierrädrige Wagen, die von einer Plane überdeckt waren, häufiger. Damals wurde auch die Vorderachse beweglich gemacht, so daß vierrädrige Wagen die Straßenbiegungen mitmachen konnten. Unter der niedrigen Plane des Rollwagen saßen die Kaufleute, wenn sie zur Messe nach Frankfurt fuhren und unterhielten sich mit Schnurren und Schwänken, wie der Meistersinger von Colmar und Stadtschreiber zu Burgheim im Elsaß, Jörg Wickram, sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts im „Rollwagenbüchlein“ aufgezeichnet hat: im Reisewagen wurde die deutsche Schwankdichtung geboren.

Während ursprünglich die Plane über einer Art Faßreifen lag, wurde im 17. Jahrhundert ein Schutzdach üblich, an dessen Pfosten Vorhänge angebracht waren. So reiste die Gemahlin Gustav Adolfs von Schweden nach zweijähriger Trennung ins Winterquartier nach Frankfurt. Der König kam ihr bis Hanau entgegen, wo die Begrüßung stattfand.

Wallensteins Reisewagen war eine Sänfte, die zwischen zwei Pferden getragen wurde; in einem ähnlichen Gefährt war Martin Luther, nach dem fingierten Überfall auf seinen Reisewagen, zur Wartburg gebracht worden.

*

Was heute für die Eisenbahn das Personal der Züge und Bahnhöfe bedeutet, das waren für die Zeit des Wagenverkehrs Fuhrleute und Postillone, Posthalter und Wirte. Die Fuhrleute waren nach Art der Zünfte organisiert. Weitgereist und viel erfahren, stellten sie ihren Mann und übten die Aufgaben ihres Berufes, nicht zuletzt das Peitschenschwingen, nach zünftiger Regel aus:

„Soll ein Fuhrmann, sobald er gegen eine Stadt oder auf ein Wirtshaus zufährt, seine Peitsche schwingen und zwei- oder dreimal klatschen, aber ja nicht öfter, damit man nicht glaube, es käme eine Herde Schweine gelaufen.“

Nicht nur in Seligenstadt wurden Kaufleute, die zum erstenmal zur Messe reisten,

„gehänselt“, das heißt in die Hansa, den Bund also, aufgenommen, bei Hersfeld mußte der Reisende durch einen ausgehöhlten Stein hindurch, dem Fuhrknecht, der zum erstenmal zur Leipziger Messe kam, wurde ein „Willkomm“ bereitet. Er mußte durch die Speichen eines Rades kriechen, indes der dabei nach oben gewölbte Körperteil die Peitsche kennenlernte.

Der Wirt war zugleich ein Spediteur. Er nahm die Waren an und sorgte dafür, daß die Fuhrleute eine Rückfracht bekamen. Der Fuhrmann ließ sich „auf die Staffel schreiben“, und nach der so vorgemerkten Reihenfolge bekam er seine Fracht. Wurde er als Pferdeschinder erlappt, so ging er leer aus.

Besonders kostbares Gut ließ man im Mittelalter infolge der schlechten Wege lieber in Ballen von zwei Männern auf der Schulter tragen. So wurde Albrecht Dürers Rosenkranzbild auf Geheiß des Kaisers von Venedig bis Prag „mit Teppichen und vielfältiger Baumwolle eingewickelt, in gewichstes Tuch eingerollt, von starken Männern an Stangen getragen“.

Vornehme Reisende fuhren in ihrem eigenen Wagen, auch im 18. und 19. Jahrhundert.

Entsprechend dem Aufstieg der Territorialgewalt entwickelten sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts die Landesposten, und zwar zunächst und vorbildlich in den beiden mächtigen Staaten des Ostens, in Kursachsen und Kurbrandenburg. Beide Staaten haben Wesen und Form der Post vor allem ausgebildet, wozu später noch ganz entscheidend die bayrische Post trat, entsprechend der süddeutschen Fähigkeit, volkstümlichen Einrichtungen ihre schönste Form zu geben.

Zu der Formgebung der Post hat die Musik beigetragen. Während früher jedermann ein Hornsignal anwenden konnte, verbot eine kurbrandenburgische Verordnung im Jahre 1694 das Horn allen Privatfuhrwerken, so daß es nur noch Zeichen der Staatspost war. Es wurde von der Einfahrt in das Stadttor bis zur Post geblasen: „Es macht die beste Musika / Der Bursch mit gelbem Kragen.“ - Aus dem kleinen Jägerhorn, das der mittelalterliche Briefbote trug, aus dem Signalinstrument der Metzger, die bei ihren Einkäufen weithin im Land einst gleichfalls Postdienste für Briefe und Waren besorgten, entwickelte sich das Privileg der Staatspost und der Reichspost. Die Festlegung bestimmter Signale war von besonderem Wert, man erkannte schon aus der Ferne Extrapost, Schnellpost oder Reitpost, vor allem aber wußte man in der Posthalterei bereits vor dem Einfahren durch die Signale, wieviel Pferde benötigt wurden, ob der Postillon einen neuen Wagen oder Ablösung brauche oder ob er ausspannen würde. Klang aber durch die Nacht die Septime zum hohen G geblasen, so hieß diese „g, b, g“: „zu Hilfe!“

Extraposten wurden besonders gute Bläser zur Unterhaltung der Reisenden gegeben. Bach hat bei Abreise des vielgeliebten Bruders die „Aria di Posiglione“ komponiert, Händel läßt im „Belsazar“ die Magier durch Hornsignale herbeiblasen. Adams Oper „Der Postillon von Lonjumeau“ (1836) zeigt die Beliebtheit der Post bis ins 19. Jahrhundert hinein. Robert Schumann schreibt seiner Braut Clara von einem Leipziger Postillon, seine lustigen Weisen hätten so anregend auf ihn gewirkt wie der beste Champagner.

Noch das 19. Jahrhundert erlebte im Wetteifer mit der neuauftkommenden Eisenbahn eine Renaissance der Post, so daß uns auch heute, nach Einführung der Kraftpost, in landschaftlich schönen Gegenden noch einige Postwagen mit Postillonen und Pferden im Stil der alten Zeit erhalten wurden.

Vielfach wurden Post und Bahn kombiniert. Von Berlin nach Erfurt fuhr man in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis Halle mit der Bahn, dann bis Weißenfels mit der Post. Nahm man die Schnellpost, so konnte man die Strecke in 19 Stunden zurücklegen, für die der FD -Zug heute freilich nur ein Sechstel der Zeit braucht. Man zahlte dafür nicht ganz 30 Mark: 8 Taler und 24 ½ Silbergroschen, ein bei der damaligen Kaufkraft des Geldes beträchtlicher Preis.

Bei Einführung der Eisenbahnen schien das Schicksal der Landstraße und ihres Fuhr- und Postverkehrs besiegelt. Heute aber ist zur Landstraße und zum Geleise der Eisenbahn noch eine dritte Strecke gekommen: die Reichsautobahn, auf der die Kutsche der neuen Zeit, das Auto, die Entfernungen überwindet. Auch die alte Landstraße ist zu neuem

Leben erwacht, es haben sich auf ihr wieder ähnliche Bräuche und Gewohnheiten entwickelt, wie zur Postkutschenzeit. Die Auto-Fernzüge haben ihre bestimmten Rastorte; Gasthäuser, die zur Zeit des Fuhrverkehrs berühmte Ausspannen waren, haben ihre magnetische Kraft erneut bewiesen: noch bis 1941 „Mutter Mochow“ am Weg zwischen Berlin und Potsdam, die berühmte Einkehr östlich vor Gotha und die Gaststätten der Fleischer in Naumburg, in denen der Berliner die erste Thüringer Rostbratwurst verspeist. Der Autofahrer, der häufig zwischen Frankfurt und Berlin hin und her fährt, kontrolliert Zeit und Schnelligkeit, indem er beobachtet, wo er an bestimmten Stellen bestimmten Zügen, ja auch bestimmten Flugzeugen begegnet. Auch dienen Meilensteine und markante Bäume zur Kontrolle der Fahrt: bei Vacha in der Rhön sieht der Fahrer auf die Uhr, sobald er in der Ferne des „Kameles“ ansichtig wird, eines wie mit zwei Höckern gewachsenen Baumes, der als Wahrzeichen gilt. An Stelle des Fuhrmanns aber ist der Fahrer des Lastautozuges getreten, der gewohnheitsmäßig in bestimmtem Abstand dieselbe Straße befährt und so auf ihr zu Hause ist.

Wie Eichendorffs „Taugenichts“ plötzlich von einer Kutsche auf Reisen mitgenommen und in das Land des Märchens gebracht wird, so hatte sich in modernerer Zeit an den Hauptverkehrsadern der Automobile ein System des abenteuerlichen „Trampens“ herausgebildet. Diese Freude an der Fahrt zu einem noch unbekanntem Ziel wird immer bestehen, solange erlebnisfrohe Menschen sich der Straße anvertrauen, dem Schicksal entgegen.

„Geh auf Reisen“ hat Goethe ein Epigramm genannt:

*In die Welt hinaus!
Außer dem Haus
Ist immer das beste Leben.
Wem's zu Haus gefällt,
Ist nicht für die Welt,
Mag er leben!*

Weltenlandschaft am Rhein und Main

Westlich von Frankfurt kündigt die Landschaft wie der Zug der Wege und Straßen die Nähe des Stromes. Wo als letzte Ausläufer des Taunus besonnte Rebenhänge sich breiten, von denen aus der Blick das Heranströmen der Rheines als das große Geschehen dieser Landschaft erfaßt, liegt Hochheim, das Weingut der Stadt Frankfurt, die hier ihren Anteil am Segen des Rheingaus sich holt.

Dem Wunder des Wachstums der Reben, die alle Strahlen der wärmenden Sonne in sich sammeln, entspricht im nahen Taunus das Wunder der warmen Quellen von Wiesbaden, die Tag um Tag Millionen Liter heilkräftiges Wasser aus heißer Erdtiefe sprudeln lassen. Hier ist das Stück Germanien, das den Römern als ein Gruß südlicher Heimat erschien.

Heut zieht nicht mehr die Römerstraße hinter dem hohen Grenzwall des Cäsaren-Reiches ihre einsame Bahn: die Verkehrsadern bilden ein dichtes Netz, und sieht man jenseits des Maines den Umriß der Opelstadt Rüsselsheim oder am Ostrand von Frankfurt den Bezirk der Adler-Werke, so denkt man wohl, daß von hier aus wie mit Riesen Händen unablässig Auto um Auto auf den Straßen der Welt geschüttet wird – in endloser Folge sausen sie ihre Bahn, von magnetischer Gewalt zu ihren Zielen gezogen.

Am Stärksten wirkt die Kraft der Anziehung in der Richtung zur Reichsautobahn. Unmittelbar vor den Toren von Frankfurt steht am Anfang des Stadtwaldes ihr denkwürdiges Monument: hier wurde im September des Jahres 1933 der Bau der ersten Reichsautobahn geweiht. Die erste Strecke des Wegenetzes wurde begonnen, das, in drei großen West-Ost-Zügen, von zwei Nord-Süd-Zügen gekreuzt, seitdem aber in immer

neuer Erweiterung Deutschland das Adernetz seines Fernverkehrs gibt. Ein ganz neues System der Fernstraße entstand, nachdem der europäischen Menschheit bereits um die Wende des 19. Jahrhunderts zum 20. verkündet worden war, Straßen seien nur noch für den Nahverkehr da, für die Ferne hätten sie durch die Schienenstränge der Eisenbahn ihre Bedeutung für immer verloren.

Verschärft wird der Magnet des Verkehrs am Südwestende der Stadt durch die Nähe des Weltflughafens Rhein-Main, der den Ausgang des deutschen Flugverkehrs in Überseefernen darstellt: so hebt der Weg zur Ferne sich über Erde und Meer und gewinnt die freie Bahn des Weltenraumes.

Die Energien des Verkehrs machen aus dem Städtedreieck Frankfurt-Mainz-Darmstadt und weiter aus dem ganzen Gebiet von Hanau bis Bingen, sowie rheinaufwärts bis Mannheim und Ludwigshafen und nördlich bis zu den Badeorten des Taunus eine in sich geschlossene Einheit. Die Hauptachse bilden die Täler von Main und Rhein, die hier, vom Taunus abgedrängt, ihren Lauf von Ost nach West mit südlicher Ausbuchtung nehmen. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, eine solche Zusammenstellung von Wohn- und Industriegelände mit Landschaft und Landwirtschaft, hier wie zwischen Hagen und Düsseldorf oder im mitteldeutschen Industriegebiet zwischen Halle, Leuna und Leipzig, als einheitlichen Organismus anzusehen.

Die höhere Einheit hebt die gewohnten Abgrenzungen durch örtliche Gemeinden auf und läßt Städtebau zur Landesplanung werden. Ein neues Denken bereitet sich vor, das über Kirchturm und Rathaus hinaus die großen Daseinsbedingungen der Gegenwart setzt: Schornstein, Kontor und Siedlung.

So sind für das Gelände um Frankfurt I G. Farben, Adler und Opel Energiezentren, die über den gewohnten örtlichen Bindungen stehen; die Erinnerung an Landesgrenzen, wie Kurmainz, die freie Reichsstadt Frankfurt, Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und Nassau oder die Grafschaften Hanau und Isenburg sie einst hier zogen, wird zur Komödie aus Biedermeiers Zeit vor dem Gebot von Lokomotive, Auto und Flugzeug.

Das Herausquellen der Städte über ihre Grenzen bedeutet keine gedankenlose Fortsetzung jenes blinden Dranges der Gründerjahre, der rings um die Städte die Natur wegfraß und zerstörte. Im Gegenteil: eine neue Zeit sucht den Ausgleich zu Asphalt und Beton, sie will eine spürbare Eingliederung in die Natur, deren Kraftenergien der Mensch bedarf.

So ist aus Bodenspekulation Siedlungspolitik geworden: die Zukunft wird Städte und Nebenhügel, den Strom und die Straßen, Wohnquartiere und Wälder nicht mehr als Feinde sehen, die sich wechselseitig im Wege sind, sondern als Teile eines Organismus, der zur Einheit strebt.

*

Im Gegensatz zu der großen Ausbreitung nach Westen verengt sich östlich von Frankfurt die Formation. Gegenüber dem Osthafen schon, bis zu dem die Nähe des Rheins spürbar bleibt, beginnt die Idylle: es ist die Landschaft des Osterspaziergangs von Goethes Faust, es ist der Bezirk der Silbermühle, wo der Dichter zur Zeit der ersten Jahresfeier der Schlacht von Leipzig der Befreiung der heimatlichen Gefilde sich freute, wo ein Jahr darauf Marianne Willemer ihm die Feier seines Geburtstages festlich bereitet hat.

Wohl ragen zwischen Erlen und Weiden die Schornsteine auf, als sei die Wachstumskraft, das Vorrecht der Erde, nur noch dem Bauwerk des Menschen geschenkt. Aber die Landschaft setzt sich doch immer wieder durch, sie wechselt mit Industrieanlagen und neuen Siedlungen in einem Rhythmus, bei dem die Gartenkunst das Ihre tat. Im Weichbild der Stadt Frankfurt dürfen der Bevölkerung keine Nutzgärten für Bauwerke genommen werden, ohne daß nicht im gleichen Umfang neues Gelände für Schrebergärten zur Verfügung gestellt wird. Vieles, was der Architekt verdarb, hat der Gärtner in Ordnung gebracht; die Gartenbauverwaltung der Stadt Frankfurt hat dabei eine besonders

glückliche Hand gezeigt. Der beste Former auf dem Gebiet der Landesplanung aber sind stets die Flüsse gewesen, hier also Main und Nidda, denen Frankfurt im Gegensatz zu dem, was Berlin der Spree angetan hat, stets ihre Rechte bewahrte.

All das aber gehört zu Frankfurt: die Nähe von Taunus und Main, die Zusammenballung von Organisation und Arbeit, gipfelnd in Hans Poelzigs als eine Bastion aus Türmen geformtem Verwaltungsgebäude von I.G. Farben, das Werklied der Gegenwart, von Industrie und Verkehr gesungen, darüber hin der Zug der Wolken, gleitend von West nach Ost, das Gefühl, daß der Umgebung der Stadt trotz der Ausdehnung der Fabriken ein Stück landschaftlichen Charakters erhalten blieb. Damit verbindet sich die Freude an dem Wachstum der blühenden Gärten, dazu der Widerhall einer heiteren Auffassung des Lebens, das hier noch vor den rauhen Winden des Nordens geschützt ist. Dieses Gefühl der Einbettung in die Landschaft, der Einheit von Mensch und Natur, gibt dem Vorgelände von Frankfurt im Gegensatz zu sonstigen Eindrücken am Rande einer Großstadt das freudige und gerade darum so durchaus frankfurtische Gepräge.

Ein leiser Wind, der vom Rhein her durch die Mainebene streicht, pflückt spielend den Rauch von den Schornsteinen ab und wandelt Schattenhaftes zu hellen Sommerwolken. Das Blau des Himmels, das Grün der Uferlandschaft, ein weißes Segel, das über den Weiden aufsteigt, formt sich zum Bild, den Landschaften gleich, wie sie Hans Thoma am Main gemalt hat: atmend in Sehnsucht und Traum, des Nahen freuend, aber auch der Ferne vertraut, heiter und doch durchwoben von einer Melodie, die um das Tiefste weiß. Es ist die Melodie der Gedichte Goethes.

Pforte des Westens: Frankfurt am Main

Die Brücke

Wie immer wir dem Main uns nahen: auf der alten Brücke, auf Schienen der Eisenbahn, im Flugzeug, von dem wir weithin den Silberweg des Flusses überschauen: stets erscheint die Ankunft in Frankfurt als etwas Endgültiges, das zunächst einmal erfaßt und verarbeitet werden will, selbst wenn die Fahrt zu neuen Zielen weitergeht. Auch der Frankfurter empfindet wohl den Rausch, den das Pulsieren so vieler Hauptadern des Verkehrs mit sich bringt, wenn er die Halle seines Bahnhofes betritt, nach dem Leipziger Bahnhof die größte Kopfstation in Deutschland, eine Kathedrale des Verkehrs, in deren dreifacher Wölbung Technik zur Kunst wird.

Dennoch ist nicht dieser Bahnhof das sinnfällige Bauwerk, das die Bedeutung Frankfurts für ganz Deutschland zum Ausdruck bringt: es ist die Brücke über den Main, die mit der Donaubrücke bei Regensburg, mit den Brücken bei Prag und Dresden und der Mainbrücke bei Würzburg zu den berühmtesten Flußübergängen im Wegenetz des alten deutschen Reiches gehört. Mit ihren achtzehn Pfeilern, mit den beiden Türmen am Ende, mit wehrhaften Bastionen, Brückenmühle, Kaiser-Karls-Denkmal, Kruzifixus und dem Wahrzeichen des Goldenen Hahnes, auf frankfurtisch dem „Brickegickel“, mit Treppen und kühn geschwungenen Treppenrampen aus der Zeit des Barock, mit Inselbauten und Brückenmühlen, mit Adlerwappen am einen und Sonnenuhr am anderen Tor war sie das großartigste Beispiel eines zum Denkmal gewordenen Zweckbaus ringsum im Land.

Der Wucht eines Domes vergleichbar, war die Brücke zu Beginn des 13. Jahrhunderts in dem warmtonigen roten Sandstein aus dem Spessart errichtet worden. 1342 wurde sie neu hergestellt und über 400 Jahre danach von Franz von Uffenbach, der uns auch als Berater des Vaters Goethe bei dessen Hausbau am Hirschgraben begegnet, für Zeit und Ewigkeit gegen jede Naturgewalt widerstandsfähig gemacht. In schwingender Kurve von 265 Meter Länge den Fluß überspannend, hat die Brücke durch sieben Jahrhunderte Eisgang, Überschwemmung und Kriegsgefahr überstanden. Nicht aber überstand sie die Großmannssucht des beginnenden 20. Jahrhunderts, als man den herrlichen Bau abriß,

weil die Schifffahrt des Main-Donau-Kanals, der auch heute noch nicht gebaut worden ist, höhere Brückenbogen, der Verkehr mit Sachsenhausen aber eine Verbreiterung des Fahrdammes verlange. Dabei führen noch sechs andere Brücken bei Frankfurt über den Main.

Wie in Dresden, dessen Augustusbrücke kurz vorher das gleiche Schicksal erlitt, hat man sich bei der Neuerrichtung dann besondere Mühe gegeben; man hat würdig und stattlich gebaut und das alte Bild möglichst wiederherzustellen versucht. Dennoch: es ist die alte Brücke nicht mehr, und die Benennung „Neue Alte Brücke“, welche die Stadtväter dem Volksmund ablauschten, „spottet ihrer selbst und weiß nicht wie“.

Die alte Brücke war ehrwürdig nicht nur durch die monumentale Größe und künstlerische Gestaltung, die Mittelalter und Barock ihr gegeben hatten, sie war es vor allem als lebendiges Zeugnis der Geschichte. Sie sah die Deutschen zur Wahl ihrer Könige ziehen und war der Handelsweg zur Messe, die Jahr um Jahr um Ostern und Michaelis Frankfurt zum Mittelpunkt des Welthandels machte. Sie ward zur Bastion und schützte Ludwig den Baiern vor dem Angriff seines Gegenkönigs Friedrich von Österreich, sie sah den Aufstieg und Niedergang der Geschichte, und die Geschehnisse waren vor ihr wie das Gleiten der Wellen, das ihre Pfeiler umspült. Die Straßen des Südens knüpfte sie an die westöstliche Hauptachse Deutschlands und leitete den Segen wärmerer Regionen in weniger begünstigtes Land.

Die erste Erwähnung der Brücke stammt aus dem Jahre 1222: nach berechtigter Deutung der alten Urkunden war sie damals bereits in Stein errichtet, doch in der Mitte aus Holz, damit sie zum Schutz der Stadt hier abgebrochen und verteidigt werden könne. Die Gotik gab ihr die beiden Türme an den Enden und die Brückenskapelle in der Mitte, so daß sie nun wirklich einer Kathedrale glich.

Das Einzigartige dieses Bauwerks hat wohl keiner so stark wie Goethe empfunden. Ihm bedeutet die Mainbrücke mehr als eine der vielen Kirchen am Ufer, er nennt sie „das einzig schöne und einer so großen Stadt würdige Monument aus der frühen Zeit“, und gern verweilt er in Dichtung und Wahrheit bei der Schilderung, wie er als Knabe über die Brücke ging, um dann mit der Sachsenhäuser Fähre zurück auf die Frankfurter Seite zu gelangen: „Am liebsten spazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr gutes Aussehen machte sie zu einem bemerkenswerten Bauwerk; auch ist es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorsorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern schuldig ist. Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachsenhausen spaziert und die Überfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genossen . . .
Brücke und Fluß kehren in Goethes Dichtung vielfach wieder, Sinnbild für das Wesen seines Schaffens, wie es in breitem Strom dahinfließt, Bewegung und Ruhe zugleich, von ewigen Gedanken überwölbt, weltverbindend.

Der Kaiserdom

Stätte der Wahl und Krönung der deutschen Kaiser, ist der Frankfurter Dom nächst dem zu Aachen das bedeutendste Denkmal des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. In Aachen erscheint die Nähe der kaiserlichen Macht auch heute spürbar: noch heute steht der Thron, zu dem Karl der Große von seiner Pfalz aus schritt, als deren Kapelle das Münster errichtet wurde. Im Gefühl der heiligen Gesinnung seines Amtes nahm der Kaiser auf der Empore des Domes seinen Thronplatz ein, dem Altar und somit Gott gegenüber. Dann wurde das Bronzegitter vor den Stufen beiseite geschoben, und durch die Wirkung der Perspektive saß nun für den Blick des Thronenden der Chorbogen über dem zu ebener Erde errichteten Hochaltar genau auf den Endigungen der Schranken rechts und links vom Sitz des Weltenherrschers. Eingefügt in die Architektur des Domes,

hatte der Kaiser somit die Kontrolle, ob sein gekröntes Haupt die Mission des Tragens der Krone auch genau in der Achse des Raumes und in kerzengerader Richtung erfülle. Das Kreuz auf dem Altar und das Kreuz auf der Krone bezeichnen die Einheit Kaiser und Gott. Erst die Einfügung des Reichsoberhauptes in die symmetrische Strenge der Architektur gab dem hohen Rundbau des Kaiserdomes die letzte Vollendung, wog Thron und Altar in gleicher Waage.

Ganz anders war es in Frankfurt. Wohl hatte Karls des Großen Enkel, Ludwig der Deutsche, der nach der Teilung des Reiches durch den Vertrag von Verdun im August des Jahres 843 Ostfranken, das Land zwischen Rhein und Elbe erhielt, in Frankfurt seine Residenz, wohl da, wo heute der Pfarrturm des Kaiserdomes ragt. Aber die Wiedererrichtung des Reichs unter den sächsischen Kaisern und die Abwehr der Raubzüge von Slaven und Magyaren verlegte wichtigste Aufgaben des Kaisers an den Grenzwall im Osten: Heinrich I. und Otto der Große sind in ihrer Pfalz bei Memleben zwischen Saale und Unstrut gestorben.

Der Dom zu Aachen blieb als Grabeskirche Karls des Großen für die Idee des Reiches von Bedeutung. Die Erinnerung an Ludwigs des Deutschen edle Herrschergestalt aber war infolge der Strreitsucht seiner Söhne, die das Reich untergrub, schnell verblaßt. Die alte Salvatorkirche, später zu Ehren von Sankt Bartholomäus neu errichtet, von dessen Haupt ein Schädelteil als Reliquie nach Frankfurt kam, war kein Kaiserdom wie der zu Aachen. Die Tatsache, daß Karl der Große zum zweiten Patron der Kirche bestimmt wurde, konnte daran nichts ändern. Es war die größte Kirche der Stadt, deren Turm der Frankfurter noch heute seinen „Pfarrturm“ nennt.

In der Bestimmung Frankfurts zur Wahlstadt drückt sich die Bedeutung der Kurfürsten aus, von denen die vier am engsten mit der Machtentfaltung des Reiches verbundenen auf fränkischer Erde am Rheine saßen: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, Erzkanzler für Deutschland, Burgund und Italien, und der Pfalzgraf bei Rhein; auf fränkischer Erde mußte auch der deutsche König gewählt und gekrönt werden, und hiervon leiteten Frankfurt und Aachen ihre Sonderstellung im Reiche ab.

Endgültig zur Wahlstadt wurde Frankfurt erst durch die Goldene Bulle vom Jahr 1356 bestimmt, von der im Stadtarchiv ein zeitgenössisches Duplikat verwahrt wird, das, wie das Original, in goldener Kapsel das Siegel Kaiser Karls IV. enthält. Durch diese Urkunde wurde der Wahlakt geregelt: wie die Kurfürsten in Frankfurt ankommem und was sie dort für Obliegenheiten wahrzunehmen haben. Sie sollen zur Messe nach Sankt Bartholomäus, „auf daß der heilige Geist ihre Herzen erleuchte und ihren Sinnen das Licht seiner Kraft verleihe, damit sie mit seiner Hilfe einen gerechten, guten und brauchbaren Mann als römischen König und künftigen Kaiser zum Heil der Christenheit küren“. Nach dem Eid, den sie vor dem Altar geschworen haben, sollen sie zur Wahl schreiten. Frankfurt aber sollen sie nicht verlassen, bevor sie nicht den König gewählt haben.

Zu den vier Kurfürsten des Rheinlandes traten die mächtigsten Territorialherren im Osten des Reiches: der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg, Erzschenk, Erzmarschall und Erzkämmerer des Kaisers. So hielten sich West und Ost die Waage.

Die Stadt Frankfurt, deren Einwohnerzahl im 14. Jahrhundert etwa auf 10 000 Seelen geschätzt wird, war in der Lage, zur Kaiserwahl oder zu Reichstagen, die mit Vorliebe hier abgehalten wurden, mehr als die gleiche Zahl von Fremden zu beherbergen, die dann in ihren Mauern zusammenströmten. Auf dem Reichstag des Jahres 1397 zum Beispiel erschienen außer den Kurfürsten 25 Herzöge und Fürsten, 150 Grafen, 1300 Ritter und 8000 Mann Gefolge. Der Markgraf von Meißen allein kam mit 1200 Pferden, der von Österreich mit 1000, der Landgraf von Hessen mit 500. Achthundert fahrende Frauen erheiterten die Gäste und zugleich auch die tugendsamen Bürger der Stadt.

So veränderte sich das Gesicht Frankfurts für Wahl und Reichstag, wie zweimal im Jahr zur Messezeit vollkommen. Es gab keinen Ort in Deutschland, der eine solche Zahl von Menschen, vor allem aber auch so viele Pferde ohne Schwierigkeiten in seinen Mauern hätte beherbergen können. Noch heute kann man in den Höfen alter Frankfurter Häuser,

vor allem im Bereich der einstigen Hauptverkehrsader, der Fahrgasse, welche die Mainbrücke fortsetzt, die Einrichtungen für Stallungen und Remisen sehen und sich einen Begriff machen, wie hier jedes Haus zugleich eine Herberge war.

In gleicher Weise mußte die Pfarrkirche der Stadt stets erst zur Wahlstätte und vom 16. Jahrhundert an auch zur Krönungskirche verwandelt werden. Dann errichteten die Zimmerleute die hohen Gerüste, auf denen die Zuschauer nach Rang und Würde saßen. Als die wahren Herren des deutschen Wahlreichs aber waren die Kurfürsten stattlich vor dem Altar aufgebaut: der Erzbischof von Mainz, als Erzkanzler des Reichs, der die Krönung vollzog, spielte die erste Rolle, nach ihm die anderen sechs Kurfürsten, zu denen im 17. Jahrhundert noch Bayern, danach Hannover und 1803, nach Ausscheiden von Trier und Köln, auch noch Baden, Württemberg und Hessen-Kassel sowie Salzburg kamen. Der Kaiser aber, der vor den Kurfürsten die Krone empfing, erschien als ihr Geschöpf – durch sie der Gewählte Gottes. Auch in der neueren Epoche war das nicht anders, so sehr die Auffassung des Barock eine übermenschliche Steigerung des Herrscherbegriffes brachte. Im Empfinden dieser Zeit war der Kaiser nicht mehr die Darstellung Gottvaters auf Erden, wie Karl der Große und Friedrich Rotbart im Bewußtsein des Volkes leben. Er war nun eine halb mythologische, halb allegorische Gestalt, mehr Fiktion als Wirklichkeit, eine Übertragung des Cäsarentypes in den Stil des Barock: Jupiter mit Perücke.

Wenn aber das Portal des Domes sich öffnete, wenn unter dem Geläut der Glocken der Kaiser durch die jubelnde Menge zum „Römer“ schritt, wenn er inmitten der Stadt die Huldigung empfing und an der Tafel im „Römer“ saß, indes die Kurfürsten dienend ihre Erzämter verrichten -

*Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rhein
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins -*

dann erst war das Wunder der Krönung vollzogen. Das Geschäft der Wahl mit Feilschen und Vorverhandlungen war vergessen, die Wähler waren Untertanen geworden, der Träger der Krone erschien in seiner göttlichen Majestät.

Das Wunder der Wandlung vom Fürsten zum Kaiser aber hatte aus alter, christlich-germanischer Vorstellung heraus, die unbewußt in aller Herzen lebte, das Volk vollbracht. Die Bürger von Frankfurt haben durch ihre Huldigung den Kaiser erst wahrhaft auf den Thron gehoben.

*

Trotz Bismarcks spürbarer Ablehnung gegen jede Erinnerung an die Tradition des alten Reiches wäre wohl weit mehr von Frankfurts alter Ehre in das Bewußtsein des 1871 gegründeten Deutschland übergegangen, hätte nicht der große Dombbrand des Jahres 1867 die Glocken aus dem Gestühl des Pfarrturmes zur Erde geworfen und die Zeugnisse einer reichen Vergangenheit auf den Altären, und mit ihnen die geheimnisvolle Stimmung des durch die Jahrhunderte Gewordenen vernichtet.

Der Brand brach aus, nachdem kurz vorher die Herrlichkeit der Freien Reichsstadt für Frankfurt ihren Abschluß gefunden hatte. Die deutsche Krönungsstadt hatte ihre Sonderstellung verloren, sie wurde der preußischen Provinz Hessen-Nassau eingefügt, um künftig von Wiesbaden, Kassel und Berlin aus regiert zu werden. Nun sank an dem Tage, an dem König Wilhelm von Preußen die Stadt betrat, um sich als ihr neuer Herr huldigen zu lassen, die Krönungskirche des deutschen Wahlkaisertums in Trümmer. Die Wahlkapelle fiel in Schutt und Asche, aus Feuergarben stürzten die Glocken zur Tiefe, die einst als erste dem deutschen Volk die Wahl des Kaisers verkündet hatten.

Die raunenden Stimmen, welche die Zerstörung des Domes mit dem Ende der alten Herrlichkeit in Verbindung brachten, waren bald verklungen. Die Zeit schritt weiter: vier Jahre nach dem Brand des Domes konnten die Frankfurter wieder einem Kaiser huldigen,

wenn er auch nicht in der alten Wahlstadt des Reiches gekürt und gekrönt worden war; aus dem Lorbeer des Sieges war dem greisen König vor den Toren von Paris die Kaiserkrone erblüht. Der Friede aber, der das Werk Bismarcks besiegelte, wurde im Mai 1871 in Frankfurt geschlossen.

Einige Jahre danach war der Dom aus Trümmern neu erstanden. Die großartige Raumwirkung seiner Gemälde war nicht zerstört: die weite Perspektive des Querschiffes, das länger ist als Chor und Mittelschiff zusammen, die kühne Verbindung von Halle und Kuppel, die Kraft der Gewölbe, die malerische Gruppierung von Kapellen und Kreuzgang. Der Ausbau des Turmes aber, der nach dem alten Aufriß des gotischen Meisters Hans von Ingelheim erfolgte, bedeutet sogar eine entscheidende Verbesserung gegenüber dem unfertigen Bild, das die Vorzeit nach dem Stillstand der Bauarbeiten im Jahre 1515 übriggelassen hatte.

Mit den Münstern von Freiburg und Ullm, die den Traum der Gotik erfüllen, gehört der Frankfurter Dom zu den Gotteshäusern, deren Baugedanke in nur einem Turm gipfelt. Doppeltürme bleiben mehr oder weniger Teile der Fassade, monumentale Rahmung zur Seite des Portals. Der Einzelturm aber gewinnt selbständiges Leben und wird im Bewußtsein des Volkes gleichsam personifiziert. So erscheint der Pfarrturm, wie der Turm des Stephansdomes zu Wien, als der wahre Schutzheilige von Frankfurt.

Die Messe

Anstelle der glanzvollen Herrscher des Mittelalters, die in kriegerischer Entfaltung ihrer Macht das Schaubedürfnis und das Verlangen des Volkes nach Höherem erfüllten, trat um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Kaiser, der in erster Linie Geschäftsmann war: Karl IV., der Luxemburger, in Prag und Paris aufgewachsen. Für das wirtschaftliche Leben Deutschlands, vor allem aber für die geschäftliche Seite seiner Hausmacht, hatte er mehr übrig als für das nutzlose Vergeuden der Kräfte an das Phantom der Weltherrschaft am Ufer des Mittelländischen Meeres. Er ist der erste Kaiser, dem es bewußt war, daß Deutschland an der Nordsee liegt; sein Blick zielt von Prag, dem Frankfurt des Elblandes, bis nach Hamburg, die Elbe wird durch ihn zur Achse der Reichspolitik. Die Straße aber, die von Prag über Leipzig und Frankfurt führt, ist als Verbindung zwischen Ost und West, zwischen Prag und Paris die zweite Hauptlinie seiner Handelspolitik.

Im Mittelalter durfte nicht von Stadt zu Stadt, von Herrschaftsgebiet zu Herrschaftsgebiet unmittelbar Handel getrieben werden; aller Handel ging über die vom Kaiser mit Privilegien für Messe und Märkte versehenen Orte, war somit auch an bestimmte Termine gebunden. Wie die Kaiser nicht seßhaft waren, so bewegte sich auch der Handel wechselnd von Ort zu Ort. Nur zur Messezeit konnte man in Frankfurt wie in Leipzig, in Braunschweig, in Antwerpen, in Köln, in Straßburg und Bozen oder Deventer oder in Lyon und in den Messestädten der Champagne alle Waren erhandeln und feilbieten, nur zur Messezeit gewährten die Straßen hinreichenden Schutz. So hatte sich ein ganz bestimmtes, an das Straßennetz und an die Entfernungen zwischen den Marktplätzen gebundenes System entwickelt, darin sich die ständige Bewegung ausdrückt, die dem politischen und wirtschaftlichen Leben des Mittelalters entspricht.

In der Mitte zwischen den wichtigsten Messestädten Europas lag Frankfurt an der Kreuzung von fünf Handelsstraßen, zu denen als sechster Handelsweg der Fluß hinzukam. Die Handelsstraße von Nürnberg, das selbst keine Messe hatte, zielt über Aschaffenburg und Seligenstadt nach Frankfurt. Zeugnisse alten Brauchtums im historischen Museum der Stadt Frankfurt – der bekannte Seligenstadter Löffel als Trinkbecher – zeigen die Bedeutung, die diese Straße hatte. Noch Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit“ vom Pfeifergericht, einem alten Brauch, der bei Einholung der Nürnberger Kaufleute geübt wurde: da zogen die Vertreter des Rates mit waffenfähiger Mannschaft den zur Messe kommenden Kaufleuten und Gästen bis an die Grenze des Stadtgebietes entgegen und gaben ihnen das Geleit, danach wurden im Römer die Vergünstigungen zwischen den

Städten feierlich bestätigt. Auch die Breslauer Kaufleute genossen bestimmte Vorrechte, da ihr Handelsweg „die hohe Landstraße“ fortsetzte, die über Prag den Osten mit Westeuropa verband. Polen und Rußland brauchten vor allem Tuch und Wein und gaben dafür Felle und Leder, Wachs für die Kerzen und Honig für die Backwaren und Getränke. Erfurt bot das Färbemittel Waid, das für die Tuchmacher im alten Europa vor Einführung des Indigo unentbehrlich war. Über Basel kamen aus Italien und Frankreich Brokat und Gewürz, über Mainz mündete der Handel von Paris und den Messestädten der Champagne ein, von besonderer Bedeutung waren die Straßen beiderseits des Rheines über Köln. Der venetianische Handel fand teils über Augsburg, teils über Nürnberg seinen Anschluß; Karls IV. Versuch, Prag zum Vorort der venetianischen Ausfuhr zu machen, mißlang. Nach Frankfurt strömten auf all diesen Straßen die Waren zusammen; und auch was außerhalb der Messezeit an Frachtgut durch die Stadt zog, mußte hier zunächst ausgedient werden, in den Messehallen des Römer, in besonderen Kaufhäusern oder in den Herbergen, in denen die Kaufleute abgestiegen waren.

Daß im Römer, der erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts zum Rathaus wurde, unter den Räumen für die Feste zur Kaiserwahl riesige Kaufmannsgewölbe lagen, erscheint – wie das zeitliche Zusammenfallen von Goldener Bulle und Meßprivileg – durchaus sinnvoll: zum Reichsadler, den die Stadt Frankfurt im Wappen führt, gehört, wie zum Wappen Karls IV., eigentlich noch die Waage des Kaufmanns dazu.

Heute, wo Frankfurt seine Messe verlor, heißt es wohl, der Jahrmarkt vor der großen Markthalle sei ihr Erbe. In Wahrheit findet – an keinen Termin und keine fremden Kaufleute gebunden – die Frankfurter Messe täglich statt: in Geschäften von alter Tradition, deren Ansehen und Behagen das Einkaufen in Frankfurt zu etwas Festlichem macht.

Der Weg des Buches

Es liegt in der Natur der Sache, daß Leipzig vom Augenblick an, da es im Osten des Reiches zentrale Aufgaben übernahm, der gegebene Rivale von Frankfurt wurde. Nicht vorauszusehen war, daß auch das große Spezialgebiet von Mainz und Frankfurt, der Buchdruck am Rhein, die Buchmesse am Main, so weit in östlicher Richtung abwandern würden.

Noch der Leipziger Leibniz wollte gegen Ende des 17. Jahrhunderts Mainz, wo er eine Zeitlang beim höchsten Gericht des Kurfürsten gewirkt hat, oder auch Frankfurt unter kaiserlichem Schutz zum Mittelpunkt des deutschen Buchwesens und der Buchbeprechung machen.

Die Buchmesse Frankfurts war logisch aus der Entwicklung des Buchdrucks in Mainz hervorgegangen, welcher um das Jahr 1440 der Welt eine der größten Wandlungen brachte. Sehr bald war Gutenberg, der das Martyrium des Erfinders mit aller seiner Härte durchleben mußte, dem die Habgier seiner Mitarbeiter die erste, der Krieg die zweite Presse nahm, mit Frankfurt in Verbindung getreten. Der Erzbischof holte ihn zwar 1456 wieder nach Mainz, aber Frankfurts Anteilnahme am Buchdruck war erweckt, es wurde der Vorort des deutschen Buchhandels und richtete nahe der Mainzer Gasse, in der „Buchgasse“, die Messestände der Verleger und Drucker ein. Hier hatten die Buchdrucker aus Mainz, Straßburg, Basel, Köln und Nürnberg während der Messe ihren Sitz. Zur Messezeit erschienen in der Buchgasse die Humanisten, besahen und besprachen die Neuerscheinungen und ihre Aussprache vor dem Buch stellt die erste Form der Buchrezension dar, durch die sich oft das Schicksal einer Neuerscheinung entschied. Hier zuerst erklang der Name Erasmus von Rotterdam, und das Lachen über sein Lob der Narrheit hallte unter den Gewölben der Buchhändler-Auslage wider. Unter den Lachenden war der Junker Ulrich von Hutten; am Erfolg des Erasmus lernte er die Kraft der Satire. Bis dann über die Briefe der Dunkelmänner, darin die Humanisten von Erfurt und mit ihnen wohl auch Hutten die Scholastiker von Köln verspotteten, homerisches Gelächter erklang. Bald aber lagen hier die Schriften des Doktor Martin Luther, der einen ganz anderen

Gebrauch von der neuen Erfindung machte: nun wurde das Buch zum beweglichen Gotteshaus, darin das Evangelium in deutscher Sprache zu jedermann gelangen konnte. Martin Luther kam auch selbst durch Frankfurt: im Jahre 1521, auf dem Weg nach Worms, hat er in der Buchgasse gewohnt, von der aus ein Teil seiner Schriften über Deutschland verbreitet wurde.

Im 16. Jahrhundert wurde Frankfurt selbst zur Buchstadt, in der sich Drucker und Verleger ansiedelten. Aus Straßburg kam Egenolff, aus Basel Feyerabend, so daß die Stadt zwei der größten Buchdrucker und Verleger erhielt. Sie arbeiteten mit den besten Holzschnitt-Meistern der Zeit, mit Dürers und Holbeins Schülern, den Kleinmeistern der deutschen Renaissance. In ihren Drucken, nicht zuletzt in der berühmten Prachtbibel mit den Bildern von Behaim, offenbart sich, ebenso wie in den Ornamentstreifen der Goldschmiede, der Zinngießer und der Hafner die volkstümliche Kraft der deutschen Renaissance, die mit Unrecht so oft als volksfremd hingestellt wird und überall, wo Holzschnitt blüht, hat deutsche Kunst ihr eigenstes Wesen erfüllt. Das hat sich auch zu Beginn des 16. Jahrhunderts bewährt, und schließlich ist ja auch der Druck mit beweglichen Buchstaben, die große Erfindung des Jahres 1440, ein Kind des deutschen Holzschnitts, dessen Typen Gutenberg auf den Guß übertrug.

Die Epoche der Kriege

Mit großem Geschick hat der Rat von Frankfurt, obwohl die Bevölkerung der Stadt evangelisch wurde, über die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts die Beziehung zum Kaiser und damit die Verwendung Frankfurts als Wahlstadt gewahrt. Als die deutschen Fürsten im Jahr 1564 zur Wahl des den Protestanten zugetanen Maximilian II. schritten, fand auch die feierliche Krönung in Frankfurt statt. Man sah von der Krönung im Aachener Kaiserdom ab, da Maximilian ja nur deutscher König wurde, während sein Vater Ferdinand, Karls V. Bruder, Kaiser und zugleich König von Böhmen und Ungarn war. Frankfurt hielt an den Habsburgern fest, die der Stadt die freie Ausübung der Religion nicht verwehrt.

Fünf Jahre nach der Niederwerfung der evangelischen Fürsten vor Mühlberg wurde Frankfurt von den Evangelischen im Bund mit den Franzosen belagert. Sachsenhausen wurde aufgegeben, die Brücke trennte zwei feindliche Ufer, und die Kaiserlichen wären wohl von den sächsischen und hessischen Truppen überrannt worden, hätte nicht die Nachricht vom Passauer Vertrag, zu dem der Kurfürst Moritz von Sachsen, diesmal Karls V. Feind, den Kaiser gezwungen hatte, die Stadt befreit. Dem Vertrag folgte der Friede, mit dem den deutschen Landen eine kurze Epoche der Ruhe und des Wohlstands kam.

Mit dem Augsburger Religionsfrieden begann eine Blüte vor allem der bürgerlichen Baukunst. Aus dieser Zeit stammt das Haus Silberberg und der von geschnitzten Galerien umgebene Hof des Hauses Wannebach, der jetzt dem Rathaus einbezogen ist. Aus gotischer Zeit steht noch Haus Fürsteneck in der Fahrgasse und zwischen Römer und Dom das Steinerne Haus mit Zinnenkranz und Ecktürmchen.

Schon einige Jahre vor dem Dreißigjährigen Krieg erlebt Frankfurt den Bruch zwischen alter und neuer Zeit. Das Volk war mit der Regierung des Rates nicht einverstanden, das *Noli me tangere*, der berühmte Reservefond des Stadtschatzes, Frankfurts Rührmichnichtan, auf das sich die Stadtväter einst soviel zugute getan hatten, war verschwunden. Die „Geschlechter“, die im Rat saßen, sahen die übrigen Bürger als ihre Untertanen an und spielten noch dazu die Juden, die auf alle Weise von ihnen begünstigt wurden, auf Kosten der Bürger und besonders der Handwerker aus. Die Bürger forderten zur Zeit der Wahl des Kaisers Matthias, im Jahre 1612 also, Verlesung und Erneuerung der Bürgervertrags, dessen Vorschriften gegen den Wucher der Juden und gegen Mißbräuche in der Verwaltung der Rat geflissentlich übersehen hatte. Die Unzufriedenheit machte sich ein Rebell zunutze, der Lebküchler Fettmilch; mit dem Schneider Schopp und

dem Schreiner Gerngroß gewann er die Herrschaft, bis der Kaiser eingriff und über ihn und seine Genossen die Reichsacht verhängte. Nun lief das Drama seinem Ende zu, die Führer des Aufstandes wurden ergriffen und (1616) auf dem Roßmarkt enthauptet. Noch Goethe sah auf dem nördlichen Brückenturm oberhalb des Reichsadlers die Köpfe der Hauptträdelsführer, die nach dem Rechtsbrauch der alten Zeit dort aufgesteckt waren:

„Da ich nun die näheren Umstände vernahm, wie alles hergegangen, so bedauerte ich die unglücklichen Menschen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen besseren Verfassung gebracht wurden, ansehen dürfte.“

*

Der Dreißigjährige Krieg schlug vom Jahr 1620 an seine Wellen in die Gegend von Frankfurt. Im Jahre 1631 erschien Gustav Adolf, der von der Oder bis zum Rhein die Haupthandelswege Deutschlands zu Heerstraßen machte und sich in Frankfurt festsetzte, um von da aus den Kurfürsten von Mainz niederzuzwingen und sich mit Frankreich die Hand zum Bund zu reichen.

Der Rat der Stadt zog dem König bis Offenbach entgegen und bat ihn, Frankfurts Stellung als Reichsstadt und seine Neutralität zu respektieren.

Gustav Adolf, dem unklare Zwischenformen nicht lagen, sagte ganz einfach den feierlichen Einzug der Schweden in Frankfurt an. Kurz vorher war er unerkannt mit zwei einfachen Soldaten in der Stadt gewesen und hatte sie sich angesehen: den Römerberg und im Gewirr der Gassen auch das Ghetto der Juden. Bei seinem Einzug wußte er dann schon gut Bescheid und kannte die Stadt, die er von nun an nicht mehr unbeachtet durchschreiten konnte. Es gelang ihm, den Widerstand des Rates Schritt für Schritt zu überwinden, sehr schnell erwarb er sich die Sympathien der Bürgerschaft: dem großen, stattlichen Kriegshelden, „dem Löwen des Nordens“, schlugen die Herzen entgegen.

Fast ohne es zu merken, kamen die Freien Reichsstädter nun wieder in ihre gewohnte Lage: Zaungäste fürstlichen Gepräuges und geschichtlicher Ereignisse zu sein. An Stelle des Kaisers war es ein König, der Unterschied war nicht groß. Er griff nach Frankfurt wie später nach Nürnberg als nach des Reiches besten Städten. Vor dem Fahrthor konnte man das Schiff halten sehen, auf dem der König nach Mainz fuhr, in Sachsenhausen lagen die Truppen. Die Begeisterung der Frankfurter erreichte ihren Höhepunkt, als Gustav Adolf auch die Königin nach Frankfurt kommen ließ. Im Januar 1632 fuhr er ihr nach Hanau entgegen, zwischen Hanau und Gelnhausen hob er sie aus dem Wagen, nachdem er sie zwei Jahre nicht gesehen hatte. Damals kam das Reisen der Frauen auf, die ihren Gatten in den Krieg oder ins Winterquartier folgten.

Die Königin Maria Eleonore gewann die Herzen des Volkes, wo immer die Brandenburgerin erschien: mit Perlen und zackigem Spitzenkragen geschmückt, an Stelle eines Kammes die Zackenkrone weit hinten auf dem Haupt, „ein sehr schönes Weibsbild, von Person zart“.

Ende März ritt der König an der Spitze seiner Truppen nach Kreuznach, das er im Sturm nahm. Kam er von solchen Kämpfen zurück, so bestellte er den Frankfurter Prediger, den berühmten Doktor Heinrich Tettelbach, zur Predigt im Haus Braunfels, dem Quartier des Königs. Im Frühjahr 1632 zog der König mainaufwärts, die Königin fuhr nach Mainz, dann kam sie noch einmal nach Frankfurt und reiste mit dem Kanzler Oxenstierna dem Heer nach Würzburg nach.

Im Jahre 1634 erschien der bei Nördlingen geschlagene Herzog Bernhard von Weimar mit seinen Truppen vor den Toren der Stadt. Er zwang den Rat, den rückständigen Sold zu bezahlen, während gleichzeitig die kroatischen Hilfstruppen des Kaisers die Friedberger Warte zum Zeichen ihres Kommens in Brand steckten. Um den Besitz der Mainbrücke wurde im Jahr 1635 zwischen Schweden und Kaiserlichen heftig gekämpft, nachdem die Stadt, wie Kursachsen und die Thüringer Herzogstümer, mit dem Kaiser Frieden geschlossen hatten.

*

Im August 1649 flammten die Freudenfeuer auf dem Main, und waren doch nur eine Vorahnung der Kriegsfackel, die die Franzosen vom Jahre 1673 an unter Turenne in die unmittelbare Nähe von Frankfurt trugen und der das Heidelberger Schloß wie das blühende Speyer und fast alle Burgen am Rhein und in der Haardt zum Opfer fielen.

Im Siebenjährigen Krieg kamen die Franzosen noch einmal – jetzt als Verbündete des Kaisers. Der Rat konnte ihnen daher den Durchmarsch nicht verweigern, die Franzosen verpflichteten sich aber, daß immer nur ein einzelnes Bataillon über die Brücke und durch die Fahrgasse heraus zum Stadttor marschieren dürfe. Statt dessen ließen sie eine Abteilung auf die andere folgen, so daß sie bald die Übermacht hatten. Dann entrollten sie die Fahnen, besetzten Brücke und Tor, drangen zur Hauptwache und behaupteten nun durch vier Jahre die Herrschaft über die Stadt.

Vater Goethe geriet in schwere Bedrängnis, weil er in seiner leidenschaftlichen Parteinahme für die Preußen seinen Zorn vor dem Königsleutnant Grafen Thoranc nicht verbarg: „Ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!“

Die Furt

Im Stadtgeschichtlichen Museum in Frankfurt hängt, seit kurzem erst, ein Bild, das gleichsam den Henkel bedeutet, an dem die Darstellung der Mainstadt unter dem Gesichtspunkt ihrer Lage angefaßt werden kann: eine Ansicht des Mainufers aus dem Jahre 1757, gemalt von dem aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“ bekannten Frankfurter Meister Friedrich Wilhelm Hirt. Dieses Gemälde zeigt das Frankfurt, dem der Dichter in der Darstellung seines Lebens die schönste Verherrlichung gab, durch die je eine Stadt in Verbindung mit der Geschichte eines ihrer Söhne in das Reich der Dichtung gehoben wurde.

Der Beschauer des Bildes erlebt das Gewimmel am Landungsplatz vor dem Fahrtor, am Hafen des alten Frankfurt, der an dem nahe am Römer gelegenen Teil des Flusses sich ausdehnt. Umrahmt von zwei Zeugnissen mittelalterlicher Zeit, dem Befestigungsturm und dem Kran, spielt sich das Getriebe der Landungsstelle ab: das Einholen, Wiegen und Verladen der Waren, aber auch die Promenade vornehmer Spaziergänger, die das Schauspiel des Hafenlebens anlockt; unter ihnen mag auch der damals achtjährige Sohn Wolfgang des kaiserlichen Rates Johann Caspar Goethe gewesen sein. Im Hintergrund des Bildes läßt sich der Zug der Straße verfolgen, die von Süden her an der Sachsenhäuser Warte vorbei durch Sachsenhausen und von da über die Mainbrücke führt.

Nahe dem Turm fährt der Galawagen des Herzogs Ulrich von Sachsen-Meiningen, der fern von seiner Thüringer Residenz, mit deren Adel er sich überworfen hatte, dem Frankfurt der frühen Goethezeit das Schauspiel einer fürstlichen Hofhaltung bot. Er ist auch der Auftraggeber des Bildes gewesen.

In der Mitte des Ausschnittes zwischen Turm und Kran hält das Marktschiff Frankfurt-Mainz, an Deck eine vornehme Dame, der zwei Musiker die Fahrt angenehm machen. Vor dem Kranz aus Wagen und Pferden, der den Vordergrund umschließt, sitzt genau in der Mitte der Maler, der sich voll Stolz als Frankfurter bezeichnet.

Die Schiffe erscheinen mit vielem Rauch, und wer das Bild, an einem Sonntag etwa, im Museum besieht, kann wohl vernehmen, daß interessierte Besucher von „Dampfern“ sprechen, die sie zur Zeit des Knaben Goethe auf dem Main vermuten. Was sie sehen ist nicht der Rauch von Schornsteinen, sondern von Schiffskanonen, die den Hafen mit

Salutschüssen grüßen, um so die Fahrtrichtung auf dem schmalen Rücken der Furt zu regeln. Was aber kaum einer der Betrachter des Bildes zu beobachten scheint, ist die Tatsache, daß mitten im Main mehrfach und stets nur bis zur Kniehöhe Pferde gelenkt werden, welche die Schiffe ziehen: von Mainz her kommend verlassen sie den Treidelpfad am rechten Ufer und werden durch die Furt langhin zur anderen Seite des Mains gezogen. Als die alte Brücke schon weit über ein halbes Jahrtausend stand, hatte der Gründungsname der Stadt noch seine Bedeutung bewahrt: der Franken Furt! Im Flußbett läuft hier die Schwelle eines Höhenrückens, der die Tiefe des Wassers auf 50 bis 80 Zentimeter verringert. Die Stelle bedeutet also keine „Querfurt“, die durch die Brücke längst zwecklos geworden wäre: es ist eine Längsfurt, die zur Zeit als noch Pferde, nicht aber Maschinen die Frachtschiffe bewegten, Frankfurt zum wichtigsten Umschaltplatz zwischen Süd und Nord, West und Ost gemacht hatte. Daher findet sich auf den Ansichten der Stadt auch immer wieder der Saumpfad dargestellt, welchen die Schiffe ziehen, und fast jedesmal deuten Reiter oder Gespanne im Wasser auf das, was von der frühen Frankenzeit bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Entscheidende der Mainstadt blieb: die Furt.

Goethes Heimat

Das Doppelmotiv Dom und Brücke, Land und Wasser, welches das Bild von Frankfurt bestimmt, wirkt auch in Goethe. Die Erde ist ihm das Feste, das Wasser das Lockende, aber auch das Zerstörende, sein ganzes Leben ist ein Gegensatz zwischen Beharrlichkeit und Wandel. Immer wieder zieht es ihn fort, die Unruhe des Franken, die Beweglichkeit des Rheinländers wirkt auch in ihm, die Gegensätzlichkeit im Seelenleben des Menschen, den Kontrast zwischen väterlichem und mütterlichem Erbe hat er zum Grundgedanken dramatischer Polarität gemacht: Götz von Weißlingen, Tasso und Antonio sind Spaltungen seines Wesens und Erlebens, die aneinander scheitern und doch Versöhnung wollen, so wie er selbst nach dem Frieden in der eigenen Brust sich sehnt.

Man sucht nach Künstlergestalten, die wie er von fränkisch-hessischer Art und ihm wesensverwandt sind: Ulrich von Hutten ist sehr viel mehr von der inneren Unruhe des Franken bestimmt, ebenso Grimmelshausen, Einsiedel und Abenteurer zugleich. Den Malern des Mittelrheins, auch Memling, der von Seligenstadt kommt, ist Goethe stammverwandt, und Klinger, sein Freund aus der Epoche von Sturm und Drang, Dichter und Offizier, Tasso und Antonio in einem, ist ebenso sein Landsmann wie Adam Elsheimer, der Maler, der nach Rom zog und dessen künstlerisches Problem es wurde, Gestalt und Raum, Mensch und Natur, Landschaft und Stimmung zur Einheit zu verbinden. Elsheimer erstrebte als Maler, was Goethe als Dichter vollendet hat: die Beseelung der Welt.

Im Grunde aber versagen vor der übergroßen Erscheinung die Vergleiche, doch der Zusammenhang mit der Landschaft seiner Heimat hält stand, deren Wesen im Dichter Ereignis wurde. Im tiefsten wurzelt die innere Spannung seines Charakters in der Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit der Eltern, die er nur in schweren inneren Kämpfen als Polarität überwand. Vom Vater her ist etwas vom Nordthüringer in ihm, wozu etwas vom Handwerkerberuf der Ahnen kommt: die feste und besinnliche, auf Ordnung als oberstes Lebensgesetz gestellte Art. Das Wesen der Mutter ist, trotz einiger Thüringer Ahnen, die nach Jena und Gotha weisen, durch und durch süddeutsch, heiter, beweglich, voll Freude am Dasein, an der Fülle und Schönheit des Lebens; was beim Vater Ordnung ist, heißt bei Frau Asa Harmonie.

Künstlerisch gesehen hat der Dichter von der Mutter die Freude am Stofflichen und an der sinnlichen Erscheinung, wo im Wesen des Vaters, der eines Hufschmieds Enkel war, das Gesetz des Lebens auf Pflicht und Arbeit steht.

Daß es Goethe in Thüringen hielt, daß die Landschaft um Weimar, Berka und Ilmenau, die Landschaft auf dem Weg zum Harz die Heimatlandschaft seiner Dichtung wurde, mag

man immerhin aus der Verbindung seiner Ahnen mit Artern, Gotha und Jena erklären. Der Zug nach Osten, oder richtiger gesagt: die westöstliche Polarität seines Wesens, ist doch vor allem auch Frankfurter Erbe, das nicht so sehr von einzelnen Familienmitgliedern kam als aus dem inneren Erlebnis vom Wesen der Stadt und der ihr eingeborenen Bewegungsmotive.

Um so mehr Gewicht dürfen wir auf das unmittelbare Erlebnis legen: wie der Knabe als Zuschauer der Feierlichkeiten zur Kaiserkrönung Weltgeschichte symbolhaft sah, und wie das Gefühl von der Größe der Reichsidee tief in sein Wesen einging und das in ihm formte, wofür er den Begriff Deutschland geprägt hat. Dieses ihm eingeborene Reichsgefühl ist heimatischer Besitz. Goethe trug es als Frankfurter in sich; nicht als Untertan, sondern als freier Reichsbürger empfand er sich, als er in Weimar am Fürstenhof eintrat, als er in Erfurt und Weimar Napoleon gegenüber stand. Patrizisch-frankfurtisch ist sein Auftreten, das in Weimar, nahe den höflichen Sachsen, oft als Steifheit mißverstanden wurde. Westdeutsch ist auch seine Freude an der Meisterung gesellschaftlicher Form, die nicht zwischen Unterwürfigkeit und Grobheit wechselt, sondern stets liebenswürdig bleibt, auch wo sie abweist.

*

Frankfurter Tradition und Bewußtseinsinhalt ist im Werk des Dichters vielfach zu spüren: ohne den Hintergrund Frankfurts, der dem Faust die Kulissen gibt, ohne die lebendige Erinnerung an die Vaterstadt wäre das Übermenschliche undenkbar: daß der Dichter des Faust durch sechzig Jahre seines Lebens hindurch die Schöpferkraft für ein einzelnes Werk behielt und es somit in jedem Sinne zu seinem Lebenswerk machte.

Die Grundidee seines Lebens, das Motiv vom Faust, dessen strebendes Bemühen durch Tat und Gnade zur Erlösung führt, verband sich mit dem Grundinhalt seiner Erinnerungen: es sind die Gassen zwischen Dom und Römer, es ist die Landschaft vor den Toren mit Gartenhaus und Richtstätte, es ist die Landschaft nahe der Gerbermühle am Ufer des Main, wie sie zu Ostern Auferstehung kündigt, es ist auch das Bildwerk der Magdalena unter dem Kreuzifix des Domes, die wie Goethes Gretchen und in deren Tracht vor der Gottesmutter kniet, es ist die hochüberwölbte Einsamkeit der Hallen des Domes, es ist der Prunk der Krönungsstadt, das Festliche, aber auch das kriegerische Gepräge in der Nähe der Majestät: das ganze Frankfurt ist es mit der Kirchen ehrwürdigen Nacht, mit dem Rauschen seiner Brunnen und der behaglichen Räumlichkeit des Platzes vor dem Römer, es ist Geschichte und Wesen seiner Heimatstadt, was der größten Dichtung des deutschen Volkes, Goethes Faust, die Luft und das Raumerlebnis gibt.

In unmittelbarer Anschaulichkeit erhebt das alte Frankfurt in „Dichtung und Wahrheit“, wo Goethe aus der Ferne mit aller Zärtlichkeit der Erinnerung den Rückweg zur Heimat findet. In den „Wilhelm Meister“ ist ein Stück Frankfurt eingegangen, und selbst das Geschick Egmonts und Klärchens scheint in Szenerie der Stadt und in der Wesensart der zuschauenden, aber nicht handelnden Bürger unbewußt ein Stück Frankfurter Luft nach Flandern zu übertragen.

Frankfurtisch ist vor allem aber die Freude am Getriebe der Welt, der Sinn für die Kraft zur Selbstdarstellung der Gemeinschaft in Zunft, Schützenfest und Volkstum, die volkstümliche Art überhaupt, die das Schaffen des Süddeutschen erfüllt. Süddeutsch ist die reine Menschlichkeit, die die scharfe Trennung nach Kasten nicht kennt.

Goethes Frankfurter Kamerad, der als Dichter von „Sturm und Drang“ und später als Abenteurer und General in Rußland sein Leben erfüllte, öffnete dem Freund ein gar ärmliches Haus: in enger Umgebung sah er die Eltern, Vater Klinger, der Konstabler der Wache war, und Mutter Klinger, die als Waschfrau dem kärglichen Einkommen des Mannes aufzuhelfen suchte. Während der Knabe als Enkel des Stadtschulheißes an den Ereignissen der Krönungsfeier teilnahm und ungehindert durch die festlichen Säle schritt, spielt gleichzeitig die Geschichte seiner Liebe zu einem einfachen Mädchen, von deren

Wesen etwas in die Gretchen-Gestalt eingegangen sein mag.

Das tiefste Erlebnis Goethes in Frankfurt, seine Liebe zu Lili Schönemann, führte zugleich die Trennung von der Heimat herbei. Er vermochte es nicht, zu bleiben und sich zu begnügen, im Strömen des Flusses klang seine Melodie, die in Mahomets Gesang dichterische Form gewann.

Frankfurter Bankiers und ihre Frauen

Nicht nur Waren, auch Währungen aus aller Welt kamen auf der Frankfurter Messe zusammen, und so hat sich die Stadt zum Vorort des Bankgewerbes entwickelt. Da Gold und Silber ursprünglich die Zahlungsmittel waren, auf denen aller Handel beruhte, ist der Ahnherr des Bankiers der Goldschmied gewesen. Im Dreißigjährigen Krieg, als das Metall sich verschlechterte, kam der Juwelenhändler dazu: Edelsteine und Perlen galten als wertbeständig: Gürtel, Knöpfe und Agraffen, der Zahnstocher sogar, wurden reich mit Juwelen besetzt. Den großen Handelsherren und den Juwelenhändlern des 17. Jahrhunderts stellte der lange Krieg große, für die Entwicklung des internationalen Kreditwesens entscheidende Aufgaben.

Gustav Adolf und sein Kanzler Oxenstierna konnten so fern ihrem Land den Krieg nicht lange ohne Kredit führen, sie brauchten Vorschüsse, und so hat die Kreditgewährung im Dreißigjährigen Krieg das Bankgewerbe blühend entfaltet. Bezeichnenderweise wählten die Schweden für ihre Geldgeschäfte unter anderen Kreditgebern auch einen aus den Niederlanden stammenden Frankfurter Goldschmied namens De Biers. Der zeitgemäße Bankier wahrte die Neutralität, indem er auf beide Parteien setzte: er lieb dem Kaiser wie dem König, den Schweden und Bernhard von Weimar ebenso wie Wallenstein und Piccolomini, man hat sein Hauptbuch mit dem Theaterzettel von Schillers Wallenstein verglichen. Dieser Bankier brachte mit einigen anderen die Mittel auf, aus denen das schwedische Heer gegen Kredit mit dem nötigen Gold versehen wurde.

Zum Goldschmied kommt aber noch ein anderer Anherr des Bankiers und vor allem des Frankfurter Finanzmannes und Geldwechslers: der Postmeister. Im 16. Jahrhundert hatte der Kaiser das Amt des Reichspostmeisters für das deutsche Reich eingerichtet, dessen Gerechtsame der spätere Fürst von Thurn und Taxis verliehen bekam. Die weite Ausdehnung des Habsburger Reiches, vor allen Dingen der Wunsch nach einer schnellen Verbindung zwischen den österreichischen und den niederländischen Erblanden, zwischen Wien und Brüssel, war das Grundmotiv zur Ernennung des deutschen Generalpostmeisters, eines Amtes, das 1806 mit dem Reich, in gewissem Sinne aber erst mit den großzahligen Thurn-und-Taxis-Marken im Jahre 1867 erlosch, die bis dahin noch in wenig Kleinstaaten und in Frankfurt geklebt wurden.

Durch den Generalpostmeister erhielt die Wahlstadt zu ihrer politischen Bedeutung und zu ihrer Funktion als Messestadt noch die Aufgabe, Mittelpunkt des Postverkehrs im Reich zu sein. Aus allen drei Motiven heraus hat sich Frankfurts Hauptstadt-Bedeutung und in Folge dessen das Frankfurter Bankwesen blühend entwickelt. Die Gunst der Lage im reichen Westen kam dazu, ebenso wie die Nähe von Paris. So war bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Frankfurter Messe in Deutschland führend. Die Bedeutung Frankfurts im Handelsleben der Welt führte ganz von selbst dahin, daß das Geld vom Westen und Süden in Gegenden wanderte, die zuvor Rohstoffe und reiche Entwicklungsmöglichkeiten hatten, selbst aber nicht über das Kapital verfügten, das zur Erschließung nötig war.

*

Die älteste Verbindung der Frankfurter Geschäftswelt nach Osten hin bestand mit Leipzig. Zur Zeit, als Leipzig immer mehr in wirtschaftlichen Wettkampf mit Frankfurt trat, haben die Frankfurter als kluge Geschäftsleute Leipzig nicht etwa bekämpft, sondern im Gegenteil

dort Zweigstellen gegründet. Sie haben auch die Töchter reicher Leipziger Kaufleute zu guten Frankfurter Bürgersfrauen gemacht; die Gontards zum Beispiel gibt es in einem Frankfurter und in einem Leipziger Zweig.

Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts entwickelte sich die Verbindung zwischen Frankfurt und Berlin. Eine bekannte Frankfurter Persönlichkeit der Goethezeit, Johann Jakob Willemer, ist hierfür bezeichnend. Als junger Mensch, Sohn eines Bankiers, der seinerseits aus einer lutherischen Pfarrfamilie stammte, reist er mit sechzehn Jahren nach Berlin und ist nun mehrfach auf der Straße zwischen Frankfurt und der preußischen Hauptstadt zu finden, auch bei Goethe kehrt er mit Bestellungen von Frau Rat ein.

Im Jahre 1776 fällt er dem alten Fritz durch vorlaute kritische Bemerkungen bei einer Parade unliebsam auf. Vor allem aber scheint der große König nicht einverstanden damit gewesen zu sein, daß der junge Frankfurter eine reiche Berlinerin, die Tochter des dortigen Bankiers Lang, mitsamt ihrer stattlichen Mitgift aus dem preußischen Gebiet fortführen wollte, er ließ ihm nahelegen, er möge sich doch lieber in Berlin niederlassen. Aber Willemer reiste nach Frankfurt zurück und machte unterwegs mit seiner jungen Frau auch Goethe seine Aufwartung. Die Verbindung mit Berlin hielt er aufrecht: unter Friedrichs des Großen Nachfolger wurde er preußischer Agent in Frankfurt. In den Strudel der politischen Ereignisse wurde er hineingezogen, als 1792 die Truppen der Französischen Revolution das Rheinland überfluteten. Mit Umsicht rettete er die bei ihm deponierten Gelder, aber er wurde vom General Custine als eine der führenden Frankfurter Persönlichkeiten als Geisel verhaftet; der Tod seiner jungen Frau, von der er vier Töchter hatte, war durch die Aufregungen dieser Zeit verursacht.

Willemer konnte dann durch Unterbringung preußischer Staatsanleihen seinerseits den Krieg Preußens gegen Frankreich finanzieren. Er wurde auch von Berlin stark beansprucht: Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der im Kampf gegen die Truppen der Französischen Revolution die Feuertaufe erhielt und im Laufgraben vor Mainz Goethe kennen lernte, hatte beim Bankhaus Willemer ein Schuldkonto von fünftausend Gulden. Es war nicht das einzige Debet in der Bilanz des preußischen Alcibiades.

Neben seinem Bankgeschäft widmete sich Willemer mit besonderer Freude künstlerischen Fragen. Er schrieb Theaterstücke gegen die Revolution und trat ehrenamtlich in die Direktion des Theater ein. Aber das Erstaunlichste für die Frankfurter war, daß er am Mainufer ein Badehäuschen für seine Familie aufbauen ließ, das sogar von Frauen benutzt wurde, eine damals ganz unerhörte Tatsache.

Nachdem Willemers Bankhaus durch die Folgen der Schlacht von Jena große Verluste erlitten hatte, wurde, nach dem Gesetz des historischen Undanks, nicht Willemer, der als Bankier die Opfer gebracht hatte, sondern der Jude Rothschild bestimmt, die neue Anleihe für Preußen unterzubringen, womit ein großer Gewinn verbunden war.

Willemer ging von nun an andere Wege. Reich und unabhängig, wie er war, widmete er sich seinen künstlerischen und erzieherischen Neigungen. Auch nahm er die anmutige Marianne Jung ins Haus, die schon als Kind die Frankfurter durch ihren Tanz bezauberte, die er aber vor den Gefahren der Bühne und des Balletts bewahren wollte, sich selbst zur Freude.

*

Für die Stadt Frankfurt und für ihr kulturelles Leben wurden drei Frauen aus Häusern der Frankfurter Geldaristokratie bedeutungsvoll: Sophie Bethmann-Metzler, die mit dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen einen Roman erlebte, Susette Gontard, die Diotima Hölderlins, und Marianne Willemer, die Suleika Goethes.

Am 6. Januar des Jahres 1793 gibt Friedrich Wilhelm II. für seine Söhne im Palais Thurn und Taxis einen Ball. Eine Stunde nach Mitternacht fahren in der Großen Eschenheimer Gasse Schlitten vor, von Berittenen mit Fackeln geleitet: der König fährt vom Ballsaal zur

Schlacht. Die Frankfurter hören im Morgengrauen den Beginn einer Kanonade. Der Donner der Ferne verstärkt sich, er wandelt sich in schmetternde Musik. Um Mittag schon reitet der König als Sieger ein, vierundzwanzig erbeutete Kanonen hinter sich.

Aber Friedrich Wilhelm träumt nicht vom Lorbeer des Sieges: wenige Stunden, ehe er sich in den Kampf begab, hat er Sophie gesehen, schön, von hohem Wuchs, die regelmäßigen Züge von blonden Locken umrahmt, das Ideal der Zeit. Erst später im März bei einem Reiterausflug im Stadtwald begegnet ihm eine Amazone: sie ist es, nach der er im Getriebe der Geselligkeit immer wieder gesucht und gefragt hatte.

Eine Tragikomödi beginnt: Friedrichs des Großen Neffe, der stattliche, aber gar zu massiv aufgeschwemmte König Friedrich Wilhelm II.. halb herrischer Genußmensch im Stil Augusts des Starcken, halb hingeebener Schwärmer im Stil der Leiden des jungen Werther, wirbt um die Tochter eines Frankfurter Bankiers. Er will sie zur Gräfin Brandenburg machen und heiraten. Es beginnt ein Hin und Her von Werbung und Ablehnung, und auf dem Maskenball, der in Frankfurt zur Feier der Verlobung der beiden preußischen Prinzen mit den Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg stattfindet, erscheint der König als leidenschaftlicher Liebhaber. Er hat Frankfurt von den Franzosen befreit, hat bei Hochheim als Führer der Truppen die Franzosen, die Feinde verjagt; ruhmvoll und strahlend schien der Sieger und Befreier in dieser Zeit der höchsten Steigerung von Kriegeruhm und Lebensgenuß das Schönste fordern zu dürfen, was Frankfurt für ihn besaß.

Aber an dem Schrecken des geliebten Mädchens, bei jedem Schritt, den sie tut, die Augen ganz Frankfurts auf sich gerichtet zu sehen, geht ihre Liebe zugrunde. Im Hintergrund steht ein Frankfurter Bürgersohn, ihr Verlobter, der Sophie mit Vorwürfen überschüttet und nur nach einem strebt, ihren Ruf in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Sie bricht mit ihm. Drei Tage, ehe Mainz den Sturm der verbündeten Heere erliegt, besucht Sophie mit ihrer Mutter den König im Lager. Kurz nach der Einnahme von Mainz, die neuen Ruhm um die Stirn des Königs flicht, hält er um die Hand Sophiens an. Der Vater ist nicht dagegen, die Mutter sagt nach Art der Mütter bald ja, bald nein. Sophie lehnt ab: die Erlebnisse der letzten Monate haben ihr gezeigt, daß sie zwar im Liebenden den König nicht fürchtet, doch ihre Scheu vor den Augen der Welt nicht überwinden kann. Noch einmal kommt Friedrich Wilhelm nach Frankfurt und trifft Sophie. Am 3. Oktober früh bricht er mit seinen Truppen auf. Drei Jahre schreibt er ihr aus der Ferne Briefe der Werbung, Briefe voll Liebe und Geduld. Sophie lehnt ab. Sie vermählt sich und erlebt als Frau des in Frankfurt tätigen großbritannischen und braunschweigischen Residenten Joachim von Schwarzkopf ein Glück, das ihr nicht durch übergroße Anteilnahme der Mitmenschen entweiht wird. Auf ihrem Gut besucht sie im Jahre 1797, im Todesjahr des Königs, Goethe; Sophies Mutter war die Freundin seiner Schwester Cornelia gewesen.

*

Ein Frauenantlitz taucht auf, auffallend schmal und fein gezogen, mit großen dunklen Augen und einer wunderbar aufgewölbten, nachdenklichen Stirn, halb Griechin, halb Madonna: Susette Gontard, eine Hamburgerin, die dem Frankfurter Bankier Jakob Gontard vermählt ist. Er ist ein guter Geschäftsmann, der seinen Beruf freilich mehr im Sinn handwerklicher Technik und ohne den Weitblick und politischen Wagemut ausübt, der Frankfurt sonst auszeichnet. Für die Erziehung der Kinder ist die Frau da, auch hält man einen Hauslehrer, der aber nicht aus der Stadt sein darf. Schwaben gelten als besonders geeignet für diesen Beruf. 1796 kommt Friedrich Hölderlin als Hauslehrer der drei Gontardschen Kinder nach Frankfurt am Main. Er assimiliert sich in nichts der neuen Umgebung. Er bleibt der Stadt fremd, von der Bettina gesagt hat, daß es in ihren Gassen nach Schacher riecht.

Der Dichter findet in Susette Gontard die gleiche Haltung gegenüber der Welt: „Du

schweigst und duldest, denn sie verstehen dich nicht.“ Er schafft sich mit der Kraft der Phantasie eine Welt, in der sie beide herrschen: die Welt des Griechentums, neu gestaltet im Herzen des Deutschen. So vollendet der Dichter in Frankfurt sein größtes Werk, eine hymnische Briefdichtung wie Werthers Leiden, den Hyperion. Es ist das Griechentum eines Romantikers, der wahrhaft das Land der Griechen mit der Seele gesucht und erfaßt hat, dem es nicht äußere Kunstregel, sondern innerstes Erleben ist: das Werk eröffnet eine heißblütige Auseinandersetzung mit der Welt der Antike, an deren Ende Nietzsches „Geburt der Tragödie“ steht.

Hölderlin ist drei entscheidende Jahre seines Lebens in Frankfurt gewesen, er hat auch seinen Freund, den Philosophen Hegel, hierher geholt: aber außer der einen Frau, die schweigend und dulddend abseits stand, hat damals niemand begriffen, daß mit ihm der Genius in Frankfurt zu Gast gewesen ist.

*

Im Januar 1814 kommt Goethe nach Frankfurt. Er besucht Willemer in der Gerbermühle, denselben jüngeren Landsmann, der ihn auf der Durchreise von Frankfurt nach Berlin in seiner ersten Weimarer Zeit mit Gaben der Frau Rat besucht, ihm dann auch seine erste Frau zugeführt hat. Nun lernt Goethe Marianne kennen, die Willemer gerade damals heiratete. Im nächsten Jahr wiederholt sich Goethes Besuch, er zieht in die Stadtwohnung der Familie Willemer, ins Haus „Zum roten Männchen“, dann in die Gerbermühle am Main. Es beginnt das hohe Lied der Liebe in Goethes Leben, und es kennzeichnet die menschliche Güte und Höhe Johann Jakob Willemers, wie er als Freund neben Goethe steht. Zweieinhalb Jahre nach Goethes Abreise, die ihn so plötzlich von Heidelberg nach Weimar zurückführt, schreibt Willemer ihm einen Brief, der zu den edelsten Zeugnissen menschlicher Güte gehört. Er schildert ihm, „daß unsere gute Marianne kränkelt, daß sie leidet, und es nicht mehr ist, wie sie war. Die frischen Blüten unbefangener Jugend sind entflohen und haben ein verwundetes Herz zurückgelassen.“ Und er bittet um recht baldige Rückkehr, zu der sich Goethe nie zu entschließen vermochte.

*

Sophie Bethmann-Metzeler, Diotima, Suleika – vor ihnen Sibylle Merian und die Frau Rat, danach Bettina: diese Frauen sind Frankfurts Ruhm. Ein Jahrhundert vor Goethe wurde hier Sibylle Merian geboren, Tochter des berühmten aus Basel nach Frankfurt verzogenen Meisters der deutschen Städtedarstellung, Schwester des Frankfurter Porträtmalers der Rembrandtzeit. Sibylle ist die berühmte Blumenmalerin, die auf diesem der Kunstübung der Frau so angemessenen Gebiet in liebevoller Beobachtung und Hingabe das Höchste leistet.

Ihr folgt des Schultheißen Textor Tochter, Elisabeth Goethe, die Frauengestalt, in deren gesunder, in sich gefestigter Art das Wesen der Frankfurterin, das Wesen einer Frau und Mutter, zur Vollendung kam.

Elisabeth Schönemann, Lilly genannt, war Goethes Braut, und noch lange über die Trennung hinaus blieb ihr „süßes Bild“ in seinem Herzen.

Diotima war Hölderlin, Suleika Goethe „Widerpart“, Bettina Brentano, von Goethes Mutter erfüllt und geleitet, ist die warmblütige Dichterin der deutschen Romantik.

Für Frankfurt ist es kennzeichnend, daß das Wesen der Stadt nur der erfaßt, der über der kraftvollen Kontur, die Geschichte und Wirtschaftsleben hier zeichnen, den Reiz der Farbigkeit nicht vergißt, den die Frauen dem Bilde ihrer Heimatstadt geben.

Romantik in Dichtung und Geschichte

Die Generation der Romantik brachte in Frankfurt drei führende Gestalten hervor: Clemens Brentano, in dessen Kunst Musik und Sprache zur Einheit wurden, Savigny und Bettina Brentano, später Arnims Frau.

Brentano, selbst voller Gegensätze, prophetisch und religiös, auf der anderen Seite aber ohne Gefühl für Gewissen und Wahrheit, gelang im Lied und im Märchen der Aufstieg vom Unbewußten zur Schöpfung. Dann aber ist es, als würden alle festen Gedanken und Formen aus der Dichtung gelöst; die selbstzerstörerischen Züge seines Wesens gewinnen die Oberhand, die Verzückungen der Nonne Anna Katharina Emmerich sind ihm mehr als jeder Aufstieg schöpferischer Kraft. „Nie ganz bewußt, nie völlig unbewußt“, so hat Ricarda Huch in ihrem Buch über die Romantiker ihn gekennzeichnet. Unruhvoll geht sein Weg zwischen Frankfurt und Prag, zwischen seiner Heimat und Berlin hin und her. Aber er hat nicht die Kraft Goethes, seine Heimat und sein Heimatgefühl in sich selbst zu tragen:

*Nun soll ich in die Ferne ziehen,
Ich, der die Heimat nie gekannt,
Soll meine liebe Heimat fliehen . . .*

Das ist das Grundmotiv der Tragik, die schon Goethes Mutter mit ihrem sicheren Blick und wohl auch voll Verständnis für die Gegensätzlichkeit der Eltern Brentanos empfunden hatte: „Dein Reich ist in den Wolken und nicht auf der Erde, und so oft es sich mit dieser berührt, wird es Tränen regnen.“

Savigny, der zweite große Frankfurter in der Reihe der Romantiker, ist ein Mann der Wissenschaft. Er hielt sich an den Inhalt der Geschichte und an die historische Forderung des Rechts, darin ein echter Erbe der lebensvollen geschichtlichen Tradition seiner Vaterstadt. Sein Leben vollendet sich in Berlin, wo er die Grundgedanken der Romantik voll und ganz erfüllt und als Lehrer der Universität wie als Justizminister das Ideal einer geschichtlich begründeten Rechtssauffassung verwirklicht. Er ist der erste Frankfurter, der ganz zum Preußen wird.

Neben Clemens Brentano steht seine Schwester Bettina, die als Frau die Romantik erfüllt. Ihre Meisterin ist Frau Asa. Durch diese mütterliche Frau, deren Wesen mit Genialität geladen ist, wird Bettina schöpferisch. Was sie in Frankfurt von der Mutter empfing, gibt sie dem Sohne zurück.

Sie trägt ein Stück Frankfurt in das vornehm-kühle Haus am Frauenplan zu Weimar. So entsteht auch ihr in Wirklichkeit phantastisch umrankendes Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, ein Denkmal der Romantik, dem Altmeister errichtet.

Während Goethe 1815 zum letztenmal in seiner Heimat ist, blüht am Rhein und Neckar die Romantik. Der Kreis umfaßt bekannte Namen: Jacob Grimm, der eine Zeitlang mit dem Reichsfreiherrn vom Stein in Frankfurt lebte, sein Bruder Wilhelm, Clemens und Bettina Brentano, Savigny, Achim von Arnim, Sulpiz Boisseree, Johann Jacob und Marianne Willemer. Nicht zuletzt aus den Anregungen des Frankfurter Kreises und dem Zusammensein dieser Persönlichkeiten ging Steins Begründung des großen Sammelwerkes deutscher Geschichtswerte hervor, der Monumenta Germaniae Historica: die Hauptsadtbedeutung Frankfurts erfüllt sich auch hier in der Erwärmung für große gesamtdeutsche Aufgaben.

Die nächste wichtige Epoche in der Geschichte der Stadt geht um den Deutschen Bund, die Nationalversammlung und die Versuche einer neuen Zusammenfügung der deutschen Staaten zum Reich. Wurde während der Anwesenheit des Freiherrn vom Stein Romantik zur Geschichte, so wird nun Geschichte zur Romantik. Man lebte dem Irrtum, aus Einsicht und Idealismus heraus das Deutsche Reich begründen zu können. Durch Verhandlungen des Deutschen Bundes, durch Reden des Parlaments hoffte man der Verwirklichung der

Reichsidee zu dienen.

„Es muß sich entscheiden, ob Preußen in Deutschland aufgeht, oder ob Deutschland preußisch werde“, sprach hier als Abgeordneter von Leipzig der Kölner Robert Blum. Ein Redner verkündete das prophetische Wort: „Die Dynastie des Volkes wird künftig herrschen.“ Ein anderer berief sich auf das Goethewort „vom Rechte, das mit uns geboren ward“, einer bezeichnete den Gewerbefleiß, die Arbeit also, als die Grundlage der Nationalkraft. Hier auch sprach Jacob Grimm, hier Ludwig Uhland, hier erschien der Turnvater Jahn, an dem Huldigung und Begeisterung nun gutzumachen suchten, was die Zeit der Reaktion durch seine Entlassung ihm angetan hatte. Fast achtzigjährig stand Ernst Moritz Arndt, der zur Zeit der Freiheitskriege mit dem Freiherrn vom Stein den Rhein heruntergefahren war, als Redner in der Paulskirche:

„Ich komme mir vor wie ein altes gutes deutsches Gewissen.“ Und dann begann er den Satz, den er vor dem Jubel der Versammlung und vor den Tränen der Ergriffenheit nicht zu Ende sprechen konnte, und der doch schon in seinem Anfang den Inhalt seines Lebens und seines Schaffens ausdrückt: „Wer an die Zukunft seines Volkes glaubt . . .“

Das Haus zur schönen Aussicht

Zeitlos steht Schopenhauers Gestalt über Geschick und Geschehnis der Stadt Frankfurt. Es ist, als ob er immer noch am Fenster des Hauses zur schönen Aussicht stünde, den Blick auf die alte Mainbrücke gerichtet, deren Abbruch er nicht mehr erlebt hat. Mit ihm kommt ein Stück aus Goethes Welt nach Frankfurt zurück. Er hat den Forscher Goethe kennengelernt und mit ihm gemeinsam Experimente zur Farbenlehre angestellt. Was für Goethe Betrachtung und Anschauung war, daraus machte freilich der junge Philosoph abstrakte Begriffe, eine Theorie, aus der er die Erscheinungen erst ableiten wollte. Mit Unmut sah Goethe dies abstrakte Denken seiner beobachtenden, der Natur hingeebenen Art entgegengesetzt:

*Trüge gern noch länger des Lebens Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.*

Aber sie hielten einander hoch, und Schopenhauer trat, nach Wilhelm von Humboldt und den Dichtern der frühen Romantik, in die Reihe der wenigen, welche den Magier in seiner Gesamterscheinung begriffen – nach der Sprache der Zeit also: in seiner Totalität.

Als Schopenhauer 1831 nach Frankfurt zog, hatte er sein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ schon lange vollendet (in Dresden 1818), war Privatdozent der Philosophie in Berlin gewesen und hatte eingesehen, daß sein Gegensatz zur Schulphilosophie unüberbrückbar sei. Seitdem verband sein Haß zwei höchst verschiedene Ziele: die Frauen und die Philosophieprofessoren. Nach weiten Reisen wählte er, vor einer Pestepidemie im Nordosten Deutschlands fliehend, Frankfurt zum Aufenthalt. Mit seinem Pudel schritt er dann mittags zur Table d`hote im „Englischen Hof“ und schaute sich die Gäste an. So blickte er auch 1848 auf die revolutionären Kämpfe, die Frankfurt heiß durchtobten, um dann in seinem Testament der Hinterbliebenen der gefallenen Soldaten zu gedenken.

Goethes Erkenntnis von den zwei Seelen in der Brust des Menschen, die der Dichter im Schaffen überwand, hat Schopenhauer forschend ausgebaut und in seinem Denken gegensätzlich gestaltet. Wille und Vorstellung, Lebenstrieb auf der einen, Erscheinung auf der anderen Seite, sind ihm die großen Gegensätze. Auf Kants Erkenntnis, daß Raum und Zeit nicht Wirklichkeit, sondern nur Formen menschlicher Betrachtung der Welt sind, auf Fichtes Gegensatz von Ich und Nicht-Ich weiter bauend, sah er im Drang der Ideen nach Verwirklichung zugleich ein Leiden. Auf der Überwindung des Willens, aber auch auf der Fähigkeit zum Mit-Leiden begründet er seine Ethik. Es sind Ideen, die aus des Philosophen Werk in Richard Wagners Parsifal eingingen.

Als eine große Absage an das Getriebe der Welt erscheint das Bild Schopenhauers, eine grandiose Absage an die Alltäglichkeit, eine Absage, die in der Hinwendung zur gestaltgewordenen Idee und im Aufstieg in das Reich ewiger Gedanken zur Größe wurde. Das Gewirr der Straßen übertönt nicht den Satz, der Schopenhauers Gedanken über das Getriebe der Welt ausspricht: „Die Spieler auf der wohlgezimmerter Bühne mit ihrem Egoismus, ihrer Bosheit, ihrem Haß und Neid, der dem einen Menschen den anderen zum Wolfe macht, geben keinen Anlaß zu Hallelujahs.“

Drei Jahre nach der Revolution kommt Bismarck nach Frankfurt, zunächst als Geheimer Legationsrat und Sekretär des preußischen Gesandten am Bundestag. Er wohnte in der Hochstraße bei einem Kaufmann, dessen Frau Berlinerin war, so fühlte er sich zu Hause.

Mit Bismarck kommt ein herzhafter frischer Wind, und als er dann selber Gesandter im Bundestag wird, erhält er Preußens wichtigsten diplomatischen Posten: die Auseinandersetzung mit Österreich beginnt. Sie hat ein Vorspiel, das wenig bekannt ist: im Sommer 1851 besucht der neu ernannte Gesandte den alten Metternich auf seinem heimatlichen Sitz, dem Schloß Johannisberg am Rhein. Sie sprechen über den Gegensatz Österreich-Preußen. Metternich versichert Bismarck seines Wohlwollens für den Hohenzollernstaat, Bismarck spricht von dem alten Gefühl für Österreich. Zwei Diplomaten unterhalten sich, dahinter aber steht ein großes Motiv: zwei Zeitalter lösen sich ab. An Stelle Metternichs, des Führers der Reaktion und des Legitimismus, der Deutschlands Geschicke von 1815 bis 1848 von Wien aus bestimmt hat, tritt der große Realist, der vom Preußentum aus die Entscheidung bringt.

Acht Jahre, ein Fünftel seiner gesamten politischen Laufbahn, hat Bismarck in Frankfurt, oder, wie er es in einer Titelüberschrift zu „Gedanken und Erinnerungen“ ausdrückt, „zwischen Berlin und Frankfurt“ verbracht. Er fuhr von Frankfurt nach Berlin über Gießen, in Gunterhausen, südlich von Kassel, stieg er um; es kam vor, daß er in Halle übernachten mußte, wenn er hier den Anschluß verpaßte. Dann legte er sich dort ein paar Stunden schlafen und fuhr mit dem Güterzug früh einhalb ein Uhr nach Berlin. Auf der Fahrt entzündete er eine Zigarette an der anderen und hat sich wohl so das Kettenrauchen angewöhnt.

Echt bismarckisch, junkerhaft und voll Humor, spielt sich sein Leben in Frankfurt ab. Fastnacht gibt er seiner Dienerschaft ein Fest nach heimatlicher Sitte, zu Königs Geburtstag erscheint er bei der preußischen Garnison in der Bundesfestung Frankfurt, handfesten Pommern, als Landwehrleutnant. Auf „Seine Exzellenz, den Herrn Leutnant“ bringen die Soldaten ein Hoch aus.

Vor Tisch kann man den Gesandten ausreiten sehen, wobei er an dem schnellen Wechsel der Grenzsteine die Lächerlichkeit der Kleinstaaterei täglich empfindet. Er führt das Rauchen, das sich bisher nur der österreichische Gesandte erlaubte, bei den Verhandlungen des Bundestages ein, um Preußens Gleichberechtigung sinnfällig zu machen. Als der Vertreter Österreichs ihn an einem Sommertag in Hemdsärmeln empfängt, zieht der Preuße stillschweigend auch seinerseits den Rock aus.

Hinter den Geschichten und Anekdoten, die vom Frankfurter Bismarck erzählt werden, steckt ein tiefer Sinn: Preußen setzt seine Gleichberechtigung neben Österreich durch. So meldet sich Berlin in Frankfurt, ein Stück Wirklichkeit dringt ein, der Weg zur Schaffung des Reiches liegt frei.

Die Befreiung

Es gehört zu den großen Lehrern der Geschichte, dass geistige Kräfte es waren, denen nach einer Zeit der Zerrüttung die Wiedergeburt Preußens gelang. Fichte hielt seine „Reden an die deutsche Nation“, der Freiherr vom Stein verwirklichte seine Reformen, deren Ziel die Entfaltung der freien Kräfte des Volkes war. Die Selbstverwaltung der Städte und die Aufhebung der Hörigkeit der Bauern schufen ein neues Staatsgefühl, das aus Untertanen und Leibeigenen freie Bürger machte, die handelnd das Leben der Nation bestimmten. Für die Jugend dieses Staates gründete der Kultusminister Wilhelm von Humboldt die Berliner Universität, um derentwillen Erfurt und Wittenberg dann abstarben. Das lag im logischen Gang der Entwicklung und im Sinne der West-Ost-Bewegung der deutschen Kultur: das Erbe des Humanismus und der Reformation, zugleich aber auch der geistige Idealismus von Weimar und Jena kamen nun nach Berlin und formten die Jugend Preußens, die Jugend der Befreiungskriege.

Weggenosse und getreuer Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein ist Ernst Moritz Arndt. Der Romantiker von der Insel Rügen fand in der Echtheit seiner Vaterlandsliebe und in der Kraft seines Deutschtums die richtige Sprache, die in jedermanns Herzen widerhallte. Er schuf die Grundlage zu einer geschichtlichen und volkstümlichen Auffassung des Staates, die den Ideen des Freiherrn vom Stein entsprach. Weit mehr als dieser war der Dichter dem Wesen des Volkstums verbunden, darin dem Turnvater Jahn verwandt, der in der Hasenheide bei Berlin aus der Kraft des Idealismus heraus die Jugend ans Turngerät führte. Als Dichter begleitete Arndt die Geschehnisse der Zeit. Was die Romantiker in Heidelberg rückblickend gesammelt hatten, das Erbgut der deutschen Sprache an Liedern, von Arnim und Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“ seit 1806 neu gehoben, das wirkte nun weiter auf die Dichtung der Freiheitskriege, auf Hörner und Schenckendorf, aber vor allem auf Ernst Moritz Arndt. Volkslied und Ballade verbindend, fand er eine neue Form, die aus Frage und Antwort Geschehnis lebendig macht. Dann aber ließ er die Sprache Luthers neu erbrausen:

*Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte...*

Groß und unerbittlich, die Menschen hinreißend mit der heroischen Kraft seines Pflichtgefühls, so hatte Fichte neben Arndt und sehr viel tiefer als der Dichter, die heilige Flamme entzündet, mit einer Glaubenskraft, die an die Frühzeit der Reformation, an Luther und Hutten erinnert: „Die Begeisterung siegt immer und unbedingt über den, der nicht begeistert ist.“ Aber Fichte erlebte nur die erste Hälfte des Krieges. Als Landsturmmann tat er in Berlin seine Pflicht, ein Vorbild auch hier. Aus dem Lazarett, darin seine Frau Verwundete pflegte, wurde ihm der Keim zu einer Thyphuserkrankung zugetragen. Noch erhielt er Kunde von Blüchers Übergang über den Rhein, dann folgte er Scharnhorst, der schon im Juni 1813 seiner Wunde erlegen war.

Scharnhorsts Gestalt gehört in die erste Reihe der Großen dieser Zeit. Sohn eines Pächters aus dem Hannoverschen Land, trat er erst mit 45 Jahren in das preußische Heer. Als Generalstabschef des Herzogs von Braunschweig wurde er in der Schlacht bei Auerstädt verwundet, als er, mit dem Gewehr in der Hand, den Vorstoß erzwingen wollte. Aus dem Krieg zurückgekehrt, wurde er der Neugestalter des Heeres, auf das er die Reformideen des Freiherrn vom Stein übertrug. Er beseitigte das Werbewesen, verwirklichte den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht und schuf der akademischen

Jugend die freiwilligen Jägerkorps, in denen ihre Begeisterung und Bereitwilligkeit eine schnelle selbständige Ausbildung erhielt. Dem Verteidigungswillen der Väter des Landes schuf er gemeinsam mit Blüchers Freund, dem General von Boyen, die Landwehr als Organisation. Sie trug das am Geburtstag der verstorbenen Königin Luise am 10. März 1813 vom König gestiftete Eiserne Kreuz als Ehrenzeichen am *Tschako.

Es wird immer zu den Wundern dieser Zeit gehören, wie dem Preußentum mit einem Schlag die großen Führer erwachsen und wie das selbe Heer, dessen Ruhm auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt zusammengebrochen war, bereits sieben Jahre später den Regimentern Napoleons siegreich gegenüber trat. Als hätte ein Dramatiker sich überlegt, auf welche Weise er den Thypus von Führer und Held in mehrfacher Ausprägung wiederholen könne, so entstanden dem Heer seine Generäle, und auch der König Friedrich Wilhelm III., gerade weil er sie gewähren ließ, im Hintergrund aber in Ruhe und Würde das Bleibende darstellte, war nun am Platze.

Volksheld im Sinn der Arndtschen Gedichte war der Feldmarschall Blücher, auch er kein Preuße, sondern Mecklenburger wie nach ihm Moltke. Husarenoffizier aus der Zeit Friedrichs des Großen wurde er als Freiherr die Verkörperung des Willens zum Angriff, und gerade in der Verbindung ursprünglichen Humors mit unbeirrbarer Zielsicherheit vertrat und erregte er jene Begeisterung, deren unbedingten Sieg Fichte verkündet hatte.

Scharnhorsts wahrer Erbe ist Blüchers Generalstabschef August Neidhart von Gneisenau, süddeutscher Herkunft, wenn auch als Soldatenkind auf dem Kriegszug in Sachsen geboren. Während Napoleons Generäle mehr oder weniger nur die Werkzeuge seines diktatorischen Feldherrnwillens waren, ist Gneisenau sein eigentlicher Schüler. Von der Kampfweise des großen Gegners lernte der preußische Heerführer, wie der Korse zu besiegen sei. Die Verwirklichung seiner Pläne lag in den Händen großer Generäle, wie Jorck von Wartenburg, Bülow von Dennewitz, Kleist von Nollendorf, die als Vorbilder von Truppenführern ihre ungeheure Willenskraft der Erfüllung des Gesamtplanes unterordneten. So entsprach es der Idee des Preußentums, die Kleists Prinz von Homburg aus der Sehnsucht des Dichters nach der Vereinigung von Genius und Staat verkündet hatte. Wie aber die Kraft zum Sieg vom Geistigen ausging, so führte der große Theoretiker der Strategie, Karl von Clausewitz, die Taten und Erfahrungen des Kampfes zurück auf das Gebiet des Geistigen. Sein Werk „Vom Krieg“ gehört in seiner bis auf die Gegenwart wirkenden traditionsbildenden Kraft zu den größten Leistungen der Epoche.

Im Osten von Preußen, wo der Druck Napoleons geringer lastete, leuchteten die ersten Flammenzeichen auf: nach der Aussage der Heeresfolge Preußens an Napoleon begann in Ostpreußen und Schlesien die Befreiung. Berlin und die Gebiete bis zur Saale waren am meisten bedroht, hier setzte Napoleon ein, gewillt, das Schicksal Europas nahe der Elbe zu entscheiden.

Die Namen der Schlachten: Großheeren, Hagelberg, Dennewitz bezeichnen als Orte in nächster Nähe der Hauptstadt die Größe der Gefahr. Der Tod Scharnhorsts nennt das Opfer, das ihre Abwehr gefordert hat. Bis zum Oktober 1813 stand der preußische Staat im Zeichen einer Bedrohung, die seine völlige Zerstörung bedeuten konnte. Bernadottes schwankendes Vorgehen zeigt, wie unsicher die Aussichten Preußens erschienen. Bis März war Berlin von 24.000 Franzosen besetzt und auch sonst das Land in der Hand Napoleons. Aber die Erhebung war nicht aufzuhalten: das ganze Leben des Staates war eine Vorbereitung auf den Befreiungskampf. Am Willen des Königs vorbei hatten seine Staatsmänner und Generäle gehandelt. Jorck ging kühn über eine etwa gegebene

Instruktion über das Verhalten der preußischen Truppen bei einem Rückzug Napoleons hinaus. Aber seine Übereinkunft, die das Bündnis mit Russland vorbereitete, bedeutete für ihn nicht Frieden, sondern Krieg mit neuer Front. Der von Jorck geschlossenen Konvention von Tauroggen folgte unmittelbar danach das begeisterte Zusammenströmen der Freiwilligen, die ihr Vaterland befreien wollten: das war die preußische Form der Revolution.

Erst die Schlacht von Leipzig hat das immer wieder bedrohte Berlin befreit. Noch zu Beginn des Jahres 1814 waren Wittenberg und Erfurt in französischer Hand und sperrten die Straße von Berlin zum Rhein an zwei strategisch wichtigen Stellen.

So ist es zu verstehen, dass Preußen bei Friedensschluss das das Gebiet zwischen Wittenberg und Erfurt verlangte. Nun war es bis Thüringen Herr der Straße des Reiches. Es herrschte zugleich in Koblenz, Köln und Düsseldorf: der Flug des Adlers war gegen Westen gerichtet, große gesamtdeutsche Aufgaben zeigten sich an.

Die Drei Gleichen

Ein Märchen von Musäus und ein Drama von Goethe

Der Wanderer bekommt zwischen Gotha und Erfurt plötzlich einen Begleiter: groß und stattlich, mit Perücke und Zopf, tritt Johann Carl August Musäus auf, einst im Eisenachischen Predigtamtskandidat, nun aber Professor am Gymnasium zu Weimar. Mit dem geistlichen Beruf hatte er kein Glück gehabt. Wohl war er zum Pastor erwählt, sah sich schon in der Pfarre mit Haus und Hof, eine richtige Thüringer Pfarre mit Buchsbaum an den Wegen des Gartens, mit einem Nußbaum und einer Wiese voll blühender Obstbäume. Aus Freude, daß die Zeit des Hungerleidens und Probepredigens nun zu Ende gekommen sei, hatte er am Tage nach der Wahl bei einer öffentlichen Lustbarkeit getanzt. Als aber die Bauern erfuhren, daß ihr Pfarrer auf den Tanzboden ging, zogen sie ihre Wahl schleunigst zurück. Vielleicht war es Sorge um die Weiber und Töchter. Die „Menscher“ im Eisenacher Land sind gar hübsch, und das Heilmittel gegen die Eifersucht, ein Span aus der Bettstelle des Grafen von Gleichen, hilft nur Frauen, für die Ehrfurcht der Männer ist kein Kraut gewachsen.

Musäus brauchte nicht lange der verlorenen Pfarre nachzutruern: die Herzogin Anna Amalia, die damals für den jungen Prinzen Carl August in Weimar und Eisenach regierte, hörte von dem tanzfrohen Theologen und berief ihn nach Weimar. Dort wurde Musäus Professor am Gymnasium und Lehrer am Pageninstitut. Weil er aber Dichter war, bekam er von der Herzogin einen schönen Garten, hoch über dem Wehr der Ilm auf dem Weg nach Tiefurt. Dahin ging er jeden Nachmittag mit einer großen Kaffeekanne und begann die Volksmärchen der Deutschen, nicht ohne vorher Spinnweiber und Veteranen eingeladen zu haben, um zu hören, was im Volke noch an Märchen lebendig sei. Dann erst schrieb er mit der Erzählerfreude des echten Thüringers, ließ aber auch das Salz des Spottes nicht fehlen. Darin war er ein Kind seiner Zeit, deren allbestimmendes Wort „Aufklärung“ hieß. Wir leben ja alle, auch wenn wir es mitunter vergessen, mit den Augen unserer Epoche, deren Kind wir oft mehr sind als das unserer Heimat.

Nun also wollte er, der Thüringer, Märchen schreiben, dafür aber war die Epoche der Aufklärung zu reif. Vielleicht auch war sie nicht reif genug, denn erst die Brüder Grimm, um zwei Generationen nach Musäus geboren, haben die Menschen wieder fähig gemacht, aus dem Brunnen des Märchens und der Sage zu schöpfen. Wie dem auch sei, Epoche oder nicht Musäus erzählt seine Märchen, erzählt munter darauflos, und wenn er zwischendurch einmal über die Vernünftelheit seiner Zeit stolpert, so ist auch das bei ihm so lustig, daß es ein Tanzen wird.

Jetzt also geht der einzige Thüringer unter Alt-Weimars Dichtern neben uns des Weges. Er redet uns zu, ein wenig nur von der Landstraße zwischen Gotha und Erfurt abzubiegen, südwestlich gegen Arnstadt. Der Name des Dorfes, wo wir ihn trafen, sei Wandersleben, das Wort sei Gebot. Und er macht sich zur Wanderschaft bereit: der dicke Knotenstock wird Garderobeständer, er hängt daran auf, was ihm zuviel wird: die Pakete, die ihm die Eisenacher Verwandten mitgegeben haben, den dicken Schoßrock, der ihm längst schon gar lästig wurde, das buntbemalte Steckenpferd, das er von einem Schnitzer aus der Rhön für sein jüngstes Söhnchen gekauft hat, dazu auch die Perücke, so daß er nun kahlköpfig ist. So schreitet er fröhlich durch das Dorf. Da er die Angewohnheit hat, beim Gruß jeden, der ihm begegnet, durch eine Standeserhöhung zu ehren, den Bauern also Herr Pächter, die Bäuerin Frau Gvatter, den Sergeanten Herr Wachtmeister, den Postillon Herr Postmeister nennt, zieht ein Strahl der Freude hinter dem Dichter her.

Ein gut Stück hinter Wandersleben setzt sich der Märchendichter am Wegrand nieder. Erfreut sich an der weiten Schau, die von der Wartburg bis zu den Türmen von Erfurt reicht, er zeigt nach Süden, wo der Thüringer Wald, teifblau und feierlich, in seiner ganzen Entfaltung den Horizont begrenzt, überagt vom Inselsberg. Dessen höchste Spitze ist nie ohne Wolken, und davon hat er seinen Namen. Die drei spitzen Bergkegel im Vordergrund aber, die auf den leuchtenden, von rotem Mohn durchwirkten Feldern wie Kronen ragen,

nennt Musäus nicht Wachsenburg, Mühlberger und Wanderslebener Gleiche, wie sie doch auf der Landkarte heißen. Er gibt ihnen Menschnamen: Otilie, Ernst, Melechsala.

Wie diese drei Burgen, so lebten hier zur Zeit Kaiser Friedrichs II. von Schwabenland drei Menschen, so erzählt er. Aber schon winkt er mit der Hand ab, lacht, daß das Bächlein zu unsern Füßen die Apfelstedt heißt, nimmt eine Pfeife Schnupftabak und schaut dann weit in die Ferne, als ginge sein Blick durch die Mauer der Berge hindurch. Dann niest er gewaltig und beginnt von neuem:

Papst Gregor, des Namens der Neunte, sitzt auf Peters Stuhl. Nach einer schlaflosen Nacht, welche die Sorge über die zunehmende Macht des Kaisers ihm bereitet hat, will er dem deutschen Adler einmal recht tüchtig die Schwungfedern rupfen, und so brütet er den Gedanken zu einem neuen Kreuzzug aus. Eine schwere Wolke zieht nun von Rom nach Neapel, wo der Kaiser Hoflager hält. Von da zieht der dunkle Schatten weit über die Berge und legt sich auf die deutschen Lande, wie vom Inselfberg eine lange Wolke sich löst und die Zinnen der Burgen verdunkelt, die der Dichter Ernst und Otilie genannt hat. Die strahlende Landschaft, die eben noch in der Sonne sich breitete, Täler und weite Ebenen, atmend im Segen des Reifens, Felder, aus deren bewegten Wogen die Lerchen sich heben, Wälder, in deren Hut der Friede das Land umschirmte, ist plötzlich verändert, Trompeten erklingen, die Sturmglocke läutet, Boten reiten über Land. Der Kaiser schickt dem Landgafen, der Landgraf seinen Grafen Botschaft, diese bieten ihre Ritter und Knappen auf, die Ritter ihre Reisingen und Knechte, und so sammelt sich das Heer zum Kriegszug gegen die Ungläubigen. Laut klingt das Schmettern der Trompeten und das Wehen der Banner. Aber der Dichter weiß auch von den Tränen der Frauen, von Bräuten, deren Kränzlein nun welkt, von Mädchen, deren Schönheit dem Bräutigam vergebens entgegenwuchs, von ungeborenen Enkeln. Er denkt an Elisabeth von Thüringen, die von ihrem Gatten, dem Landgrafen Ludwig, sich losreißen mußte, er denkt der Otilie von Gleichen, „zwar nicht im Geruche der Heiigkeit, welche aber in Absicht der Leibesgestalt und ihres tugendsamen Wandels keiner ihrer Zeitgenossinnen nachstand“. Still und freudlos wird es im Thüringer Land, still auch um den Grafen Ernst von Gleichen, der nach tollkühnem Kampf mit seinen getreuen Knappen vom Feind umzingelt und sieben Jahre als Gefangener schmachtet.

Melechsala heißt des Sultans Tochter, die dem Gefangenen ihre Liebe schenkt. Sie ist bereit, ihn zu befreien, wenn er sie dann nicht verläßt. Der Graf vergißt wohl eine Zeitlang die Felder und Wälder um seine Burgen, wie der Erzähler uns weit weggeführt hat, so daß wir die Landschaft vergessen, auf die unser Auge doch schaut.

Ein Signal ertönt, zwei Reiter jagen auf eilendem Pferd durch die Landschaft, auf der Burg weht die Fahne mit dem Leoparden der Grafen von Gleichen als Bild. In dem schönen Tal, das seitdem den Namen Freudental führt und zu dem wir nun wandern, begegnen sich die Gatten, zwie Kinder freuen sich der Heimkehr ihres Vaters. Da aber entschleierte sich die geheimnisvolle Gestalt auf dem Zelter. Graf Ernst erzählt seiner Gattin, daß er ihr die Rettung verdanke und daß sie sein Weib geworden sei. Der Papst von Rom hat seinen Segen gegeben, nicht ohne daß ein Teil der Juwelen dafür im Vatikan geblieben wäre, welche die Sultanstochter bei sich trug.

Und die Gräfin Otilie nimmt Melechsala als ihre Schwester auf, der Dichter läßt die drei sich herrlich vertragen und weiß auch von der Wunderkraft des grügestrichenen Ehebettes: ein Span davon, in das Mieder eingenäht, bewahrt Frauen vor Eifersucht.

So erzählt Musäus, und wahrscheinlich hat er auch selbst seiner Eheliebsten, deren Geburtstag er Jahr um Jahr so freudig besang, ganz heimlich und ohne daß sie es je erfuhr, ein Stück von dem wundertätigen Holz ins Mieder genäht.

Das Bett mit seinem von vier Säulen getragenen Himmel aber wurde noch lange nach der Wanderung des Musäus im Junkerzimmer der Burg gezeigt. Auf ihrem Rückzug nach der Schlacht von Leipzig haben die Franzosen es mutwillig zerschlagen und ihr Lagerfeuer damit gemacht: sonst würde wohl heute noch mancher Gatte seine Frau zur Burg Gleichen geleiten. Das steinerne Bild der drei, wie der Dichter sie sich in der grünen Bettstelle dachte, stand einst in der Peterskirche zu Erfurt und ist heute daselbst im Dom

zu sehen: ein Grabstein mit drei Gestalten, die den Stifterfiguren im Chor des Naumburger Doms ähnlich sehen, rechts und links zwei Frauen, Ottilie, ein frommes Buch vor sich haltend, Melechsala, mit der Spange ihres Mantels spielend, dazwischen der Graf, den gelöwten Leoparden, wie die Heraldik das nennt, auf seinem Schild. Die Aufklärung, und nicht einmal die Zeit, da ihr eine ganze Epoche zu eigen war, hat das Rätsel des Grabsteins und das Geheimnis der Sage erklärt: der Graf hatte die beiden Gräfinnen von Gleichen gar nicht zur gleichen Zeit, er hatte sie hintereinander, wurde aber im Tod mit ihnen gemeinsam dargestellt, so wie er auch im Himmel nun beider Gatte ist. Das Volk hat erst viel später zur Deutung des Bildwerks die Sage erfunden, und die Kraft solcher Erfindung erscheint wohl größer als der Vernunft, die das Märchen zerpfückt. -

Musäus aber hat lange schon von uns Abschied genommen, er wird noch in Schlesien erwartet, von seinem Freund Rübezahl, und dann in Böhmen von der Fee Libussa, der er verhelfen muß, die Burg von Prag zu begründen.

Begleiter unserer Wanderschaft bleibt uns ein kleines Buch: Stella, ein Schauspiel für Liebende, von Goethe. Über aller Aufklärung und Deutung besteht noch eines: die Vertiefung des Märchens im Werk des Dichters, der es aus der Not des eigenen Herzens erlebt. So klingt die Erzählung der Legende auf, die Cäcilie dem zwischen der Liebe zu zwei Frauen stehenden Fernando erzählt. Die alte Sage scheint die Kraft zu haben, den Herzen der nach reiner Menschlichkeit strebenden Zeit des Dichters Heilung zu bringen:

„Er fühlte Menschheit! - er glaubte an die Menschheit, und nahm sie mit“. So heißt es von dem Grafen von Gleichen, und dann klingen die Worte auf, mit denen der Graf seine Retterin bei der Hand faßt und der Gattin entgegenführt: „Sie hat die Ketten von meinem Halse geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben – hat mir gedient, mein gewartet! - Was bin ich ihr schuldig? - Da hast du sie! - Belohn sie.“ Und die deutsche Frau reicht der Sarazenin die Hand, ganz wie es im Märchen geschah.

„Und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Statthalter sprach seinen Segen aus. Und ihr Glück und die Liebe faßte selig Eine Wohnung, Ein Bett und Ein Grab.“ -

Sage wird Dichtung, wird tiefstes Erlebnis der Seele.

Aber der Dichter weiß auch von der Dämonie des Lebens. Im Drama Goethes fällt ein Schuß, Stella schickt Cäcilie, die Melechsala des Märchens, zu dem sterbenden Gatten, dem sie vermählt war, sie aber sinkt zusammen und stirbt allein. Aus ferner Sage starrt das Medusenhaupt des Tragischen uns an. -

Der dunkle Zug der Wolken ist verweht. Es bleibt die Landschaft mit dem Wellenschwung der Hügel, mit dem Ragen der Burgen und der fernen Gebirgskette, über deren tiefem Blau ein heller Himmel leuchtet.

Die Schlacht von Lützen

Zwei gewaltige Schwerter, aber nicht die schirmenden Wappen des Kurfürsten von Sachsen, kreuzen sich über Deutschland, als der Dreißigjährige Krieg seinen Höhepunkt erreicht. Die Hauptsache der strategischen Bewegung ist seitens der Schweden von Stettin und Spandau auf Leipzig gerichtet, während die Kaiserlichen von Böhmen her zum Schlag auf Magdeburg ausholen. Im Sommer 1630 war Gustav Adolf auf der Insel Usedom gelandet, hatte Stettin besetzt und ein Bündnis mit dem Pommernherzog geschlossen. Trotzdem wollte ihm nicht gelingen, seinen Schwager von Brandenburg und den Kurfürsten von Sachsen zum aktiven Anschluss an die evangelische Sache zu gewinnen. So konnte er den Schlag gegen Magdeburg nicht auffangen. Erst als Tilly nach der Vernichtung Magdeburgs seinen Vorstoß elbeaufwärts gegen Leipzig und Dresden richtete, rief Kurfürst Johann Georg von Sachsen notgedrungen die Schweden zu Hilfe. In der Schlacht von Breitenfeld am 7. September 1631 folgt auf die Niederwerfung der Sachsen durch Tilly Gustav Adolfs Sieg. Er gewinnt durch die Plötzlichkeit seines Vorstoßes und durch den jähen Wechsel im Angriff der Reiterabteilungen und Scharfschützen, also durch die Überlegenheit der schwedischen Taktik.

Leipzig, das sich der katholischen Liga ergeben hatte, wird zurückgewonnen; der Rat befreit die Stadt durch ein hohes Ehrengeschenk an den Kurfürsten vor den Folgen einer peinlichen Auseinandersetzung über die voreilige Öffnung der Tore an den Feind. Nun ist der sächsischen Armee der Weg bis Prag frei, während der Finnländische Reitermarsch der Schweden siegreich die Saale aufwärts ertönt.

Der Zug Gustav Adolfs geht von da über Thüringen zum Main, Erfurt wird schwedische Festung, Frankfurt über den Winter Gustav Adolfs Residenz. Im Frühjahr 1632 stehen die Schweden an Lech und Donau, dann liegen sich sieben lange Wochen die beiden größten Feldherren der Zeit, Gustav Adolf und Wallenstein, bei Nürnberg gegenüber, zwei Feinde, deren jeder die Kraft des anderen kennt. Mit plötzlichem Entschluss zieht Gustav Adolf zur Donau, Wallenstein wendet sich zum Vorstoß gegen Sachsen. Wiederum ruft der sächsische Kurfürst notgedrungen den Schweden zur Hilfe, und wiederum zielt die Hauptbewegung des Krieges gegen Leipzig.

Als Wallensteins Heer durch Abzug der Pappenheimer zur Elbe verringert ist, wagt Gustav Adolf den Angriff bei Lützen, um den verminderten Gegner von Leipzig abzudrängen. Statt aber vor Tagesbeginn angreifen zu können, wird er vom Novemberwetter gehindert, „alldieweil der fast übernatürliche Nebel so groß gewesen“. Endlich gibt der König das Zeichen zum Angriff: „Nun wollen wir dran, das walt der liebe Gott!“

Es beginnt ein heißes Ringen: Wallensteins Reiter brechen über die schwedische Garde her, die völlig aufgerieben wird. Da führt der König, die Schlachtfront drehend, die Reiter des zweiten Treffens zum Flankenangriff über eine schmale Brücke heran, die er in dem von trennenden Wassergräben durchzogenen Gelände erspäht hat. Er ist nicht nur der Lenker der Schlacht, er ist zugleich der unmittelbare Führer der angreifenden Truppe, der seinen Impuls jeder Formation immer neu einflößt. In dem Verlangen, die Kraft des Angriffs aus eigener Willensanspannung zu steigern, wagt er sich zu weit vor die Front. Ein Schuss zerschmettert ihm den linken Arm, er verliert die Herrschaft über sein Pferd, das mit dem Verwundeten über das Kampffeld jagt. In dem Augenblick, der den Sieg seiner Sache entschieden hätte, erliegt der König, vor den Feinden hinsprengend, dem Schuss eines kaiserlichen Reiterführers, der nicht einmal weiß, welch kostbares Leben seine Kugel vernichtet. In den Armen seines Pagen Leubelfing haucht Gustav Adolf seine Seele aus. Der Page wird bei der Verteidigung des Toten gegen plündernde Feinde tödlich verwundet und starb, so dass von den letzten Worten des Königs keine Kunde kam.

Als die Schweden erfahren, dass ihr König gefallen ist, wollen sie den Kampf sofort abbrechen. Aber Herzog Bernhard von Weimar, der auf dem linken Flügel nahe bei Lützen

gegen des Friedländers Neffen, Berthold von Waldstein, die Front behauptet hat, übernimmt die Führung. Pappenheim ist mit seinen kampfbereiten Truppen erschienen, nur ein schneller Angriff kann die Sache der Evangelischen vor der Vernichtung retten. Es bedarf der ganzen hinreißenden Kraft des jugendlichen Reiterführers, um bei dieser Lage die Ordnung wiederherzustellen und die Zügel der Leitung in seine Hand zu zwingen. In leidenschaftlicher Erregung reitet der Herzog durch die Glieder der Schlachtordnung:

„Ihr Schweden, ihr Finnen, ihr Deutsche! Euer und unser Verfechter der Freiheit ist tot. Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! Greift unverzagt den Feind an! Wer beweisen will, dass er den König lieb gehabt, der tue es jetzt! Folgt mir, und fechtet als echte Soldaten!“

Erst setzt der Herzog alles an die Wiedergewinnung der verlorenen schwedischen Geschütze, die er kampfbereit aufstellen lässt. Dann jagt er zum linken Flügel, erstürmt den Windmühlhügel, führt die Reiterei zum Angriff und lässt gleichzeitig die Artillerie die Pulverwagen hinter den feindlichen Reihen in Brand schießen. Pappenheims Angriff kommt zu spät, der General wird schwer verwundet und stirbt am nächsten Tag auf der Pleißenburg in Leipzig.

Mit zielsicherer Schnelligkeit hat Bernhard von Weimar den Schlachtenplan weiter entwickelt: in neu geregelter Aufstellung, als ginge es zur Truppenschau, führt er einen letzten geschlossenen Angriff aller Fronten durch, der seinem Heer den Kampfplatz erobert.

Die Phantasie der Zeitgenossen wie der späteren Geschlechter hat sich mit dem Tod Gustav Adolfs auf mannigfaltige Weise auseinander gesetzt. Der Nebel, der über den Schlachtenplan Gustav Adolfs das tragische „Zu spät“ verhängte, wurde von der abergläubischen Soldateska als Teufelsspek Wallensteins angesehen, in dessen dämonischer Gestalt die Menschen eine Verbindung mit überirdischen Mächten wirksam sahen. Lange Zeit unausrottbar war das Gerücht, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der wenige Monate vorher noch auf der Seite des Kaisers stand, habe Gustav Adolf aus persönlicher Rache von rückwärts erschossen. Conrad Ferdinand Meyer hat die Legendenbildung durch seine Novelle „Gustav Adolfs Page“ vermehrt, indem er den Pagen Leubelfing, dessen Grabstein in Naumburg erhalten ist, zu einem Mädchen macht und Wallenstein am Abend von der Schlacht den Schwedenkönig aussuchen lässt, um ihn vor seinen Verräter zu warnen. Das Motiv, dass den Tod des Königs tragisch verklärt, liegt in dem Fatalismus des Zeitalters begründet, dessen Menschen „dem Ruf der Fortuna folgten und sich fast mehr dem Schicksal hingaben, als dass sie es aus eigenem Willen gestalteten. Dieser Fatalismus liegt in Gustav Adolf ebenso wie in Wallenstein, und beiden Helden bereitete er ein tragisches Ende.

Der Schwedenkönig kam als Retter der evangelischen Sache und somit als ein Gottgesandter auf deutschen Boden. Aber er konnte in dem Kampf, in den er eingriff, der Versuchung nicht widerstehen, nun selbst die Rolle eines Kaisers zu spielen. Gerade darum hatte er die deutschen Fürsten nicht voll und ganz auf seiner Seite, die in ihrem Kampf für die Freiheit der Religion und die Freiheit der Landesgewalten doch an der Idee des Reiches festhielten. Vor allem aber wollten sie, die selbst ihre Macht gegenüber dem Kaiser verteidigten, nun nicht in eine Untergebenenstellung dem Schwedenkönig gegenüber kommen. Selbst Herzog Bernhard von Weimar, der doch nicht Landesherr, sondern nach späteren Begriffen bloß Prinz war, hat sich der Krone Schweden nur unter Wahrung seiner Fürstenrechte angeschlossen. Von ihm ist ein geheimnisvoll tiefes Wort über den Tod Gustav Adolfs überliefert, dem er durch die Vollendung des Sieges eine so gewaltige Totenfeier bereitet hat:

„Sobald das Volk mehr auf den König als auf Gott sah, musste er sterben“.

Was von den Helden bleibt, ist die Erfüllung seiner geschichtlichen Sendung. Gustav Adolf hat nicht nur die Sache der Evangelischen gerettet, er hat das Geschick Europas auch

politisch bestimmt. Durch die Tatsache, dass der Schwede auf dem Festlande erscheint, dreht sich die Blickrichtung für ganz Europa um. Das Ziel der Politik ist nun nicht mehr nach Süden und über die Alpen zum Mittelländischen Meer gerichtet, der Pfeil weist in nordöstlicher Richtung. Diese Umdrehung der Achse Europas, die Gustav Adolfs Wirken teils schafft, ersichtlich macht, ist das wichtigste Ereignis der Epoche.

Einst war der Rhein das Rückrad des Reiches, Mitte zwischen der deutschen und der französischen Hälfte der Karolinger, Hauptader für den Verkehr und die Kultur in dem am meisten gesegneten Gebiet Deutschlands. Frankfurt und Aachen, Wahlstadt und Krönungsstadt, lagen in unmittelbarer Nähe des ewigen Stromes, von den sieben Kurfürsten saßen vier an seinen Ufern. Noch war um einen dieser Kurfürsten, um den Pfälzer, der Krieg im Jahre 1618 ausgebrochen, aus dem Grund freilich, weil er vom Rhein und Neckar den Blick nach Osten lenkte und König von Böhmen werden wollte.

Mehr und mehr verlegte sich seit dem Jahrhundert der Reformation das Schwergewicht im Kollegium der Kurfürsten nach dem Osten: Sachsen und Brandenburg waren vom 16. Jahrhundert an die mächtigsten deutschen Gebiete. Auch Bayern entwickelte unter seinem ersten Kurfürsten seine Tendenz zur Großmachtstellung durch Aufgaben, die nach Osten hinwiesen. Das Übergewicht des Westens wurde durch das Hervortreten des Ostens ausgewogen, mehr wie je war die Straße Frankfurt – Leipzig die Hauptader innerhalb der Lebenszirkulation des deutschen Reiches.

Während das Rheinland und Frankfurt bei diesem Prozess der Belebung des Ostens durch den Westen in unerschöpflicher Quellkraft gebend und spendend sind, erscheint Leipzig als Nutznießer nehmend und verarbeitend. Sogar die schweren Schicksalsschläge der evangelischen Sache: die Zerstörung Magdeburgs, die Zersplitterung der Thüringer Länder, der Abstieg von Wittenberg und Torgau: all das wirkte sich so aus, dass Leipzig den Vorteil davon hatte. Dabei hatte die Stadt im Dreißigjährigen Krieg weit mehr als der Osten Sachsens zu leiden. Immer wieder wurde Leipzig bedroht, 1633 von Holck, dem grausamsten Führer der Kaiserlichen, 1637 durch die Schweden unter Banèr, der nach dem Friedensschluss des Kurfürsten mit dem Kaiser nunmehr als Feind erschien, nach der zweiten Schlacht von Breitenfeld (1642) durch Torstenson. Gegen die Schweden konnte sich die Stadt nur durch Opfer, die bis ans Weißbluten gingen, vor dem Schicksal Magdeburgs, der völligen Plünderung und Zerstörung, bewahren.

Bis zum Jahre 1650 blieb Leipzig von den Schweden besetzt, lange schon des Krieges müde:

*Dieser Helm wird nütze sein,
Das die Schwalben nisten drein,
Das man, wann der Frühling kimmmt,
Junge Vögel drin vernimmt ...*

So erklang schon zum Gruß des Jahres 1633 des Leipziger Studenten Paul Flemming Friedenslied. Niemand ahnte, dass mit diesem Jahr erst die Hälfte des Krieges zu Ende ging, noch weniger aber, dass zu Beginn des 18. Jahrhunderts wieder ein Schwedenkönig, Karl XII., bei Leipzig mit seinen Truppen Quartier nehmen und ein Jahr lang von dem kleinen Ort Altranstädt aus Ost-Europas Geschicke bestimmen würde.

Die Völkerschlacht

Man muss die Karte von ganz Deutschland aufschlagen, um die Kriegszüge zu überblicken, die zur Schlacht bei Leipzig geführt haben. Napoleons Plan war, von Magdeburg aus nördöstlich vorzustoßen, Berlin zu nehmen und sich zwischen Elbe und Oder festzusetzen. Seine Marschälle waren durchaus gegen diesen Entschluss. Sie fürchteten ein zweites Moskau. Ihnen lag alles an der Sicherung der Heerstraße Leipzig-Frankfurt und an der Erhaltung der Verbindung nach Frankreich. Sie vertraten ihre Auffassung so schroff und leidenschaftlich, dass der Kaiser, gewohnt, in ihnen nur ausführende Organe seiner Befehle zu sehen, zum ersten mal einer spürbaren Opposition gegenüberstand. Er war auf das äußerste erregt. Zwei Tage schloss er sich ein, Tage, die unwiederbringlich verloren waren, weil die Armeen der Gegner inzwischen Zeit zum Anmarsch gewannen. Endlich gab er den Befehl: Marschroute nach Leipzig.

Aber noch immer saß der ursprüngliche Plan in ihm fest, sich mit kühnem Griff die Elbfestungen zu sichern und Bernadotte jenseits des Stromes zurück zu drängen. Jetzt aber entstand dem Korsen in Gneisenau ein ebenbürtiger Gegner. Die schlesische Armee, deren Generalstabschef der große preußische Feldherr war, wich in westlicher Richtung aus. Scheinbar zurück gehend, schloss seine Strategie das Rund, das Napoleon einkreisen sollte, nur fester zusammen. Lords Sieg vom 3. Oktober bei Wartenburg machte den Weg nach Leipzig frei; aber noch waren Wittenberg und Torgau von den Franzosen besetzt, noch war Dessau und das Flusstal der Mulde in französischer Hand, noch wollte Bernadotte westlich von Dessau über die Elbe zurück. Da marschierte Blücher kurz entschlossen auf Halle, um von da den Vormarsch auf Leipzig zu beginnen. Bernadotte blieb gegen alle Vernunft eines einheitlichen Schlachtenplanes bei Wettin an der Saale. Dafür marschierte von Böhmen her die Hauptarmee unter dem österreichischen Generalfeldmarschall Schwarzenberg heran, um die Vereinigung mit Bernadotte und Blücher zu erreichen. Nun setzte Gneisenau alles daran, den Feind in den Kampf zu verwickeln, damit er der Umklammerung nicht entginge. Er wagte die Schlacht bei Möckern, das Vorspiel zur großen Völkerschlacht. Am 16. Oktober morgens befeuerte Blücher den Angriffsgeist der schlesischen Armee:

„Wer heut abend nicht tot ist oder wonnetrunken, der hat sich geschlagen wie ein Hundsfott ...“

Nach schwerem Kampf, den Lords Angriff entschied, war der Sieg der Preußen über die Franzosen errungen.

Napoleon hatte am gleichen Tag südlich von Leipzig den Kampf geleitet. Vor dem Grimmaschen Tore, nahe der Heerstraße, war auf offenem Feld ein Tisch mit einem Stuhl aufgestellt und ein Wachtfeuer angezündet. Die Karten des Geländes wurden auf den Tisch genagelt, dann kam der Feldherr. Er war sehr unruhig, saß nie länger als zwei Minuten, zu der Hast und Unruhe seiner Bewegungen stand der gefrorene Ausdruck in dem maskenhaften, herrisch-ernsten Gesicht in unheimlichem Gegensatz. *Bertyier war bei ihm. Um neun Uhr früh begann der Kanonendonner.

„Die Würfel für Europas Gestaltung scheinen zu liegen. Unser Los wird wohl nebenbei sich von selbst finden, wie des Frosches im Sumpf wo Eber kämpfen“, notiert Friedrich Rochlitz in seinem „Tagebuch der Leipziger Schlacht“, dass die schicksalvollen Tage anschaulich miterleben lässt. Murats Kavallerieattacken setzen ein. Die Truppen Schwarzenbergs können keinen Erfolg erzielen und werden an mehreren Stellen zurückgedrängt. Um zwölf Uhr fallen die ersten Kugeln in die Stadt, die Napoleons Stellung im Rücken deckt. Aber es folgt kein Angriff, die Franzosen halten Stand. Schon glaubt *Bertyier den Sieg errungen und verlangt Glockengeläut, als Blüchers Preußen im Norden der Stadt vor dem Halleschen Tor

in unaufhaltsamem Vordringen erscheinen. Der Sonntag bringt eine Pause. Napoleon gibt den am Tag vorher gefangenen österreichischen General Merveldt frei, schickt ihn zum Kaiser Franz, seinem Schwiegervater, mit einem feierlichen Friedensangebot. Er sei bereit abzuziehen und einen Teil seiner Eroberungen aufzugeben.

Die Verbündeten benutzen die Zeit. Am Abend des 17. haben die drei Hauptarmeen einen Kreisbogen um Leipzig geschlossen. Eine Viertelmillionen Mann stark, umzingeln sie Napoleons Heer, der nur 160.000 zur Verfügung hat. Im Westen bleibt eine Lücke in der Umklammerung offen, aber Napoleon tut nichts, die Rückzugslinie zu sichern – der Fatalismus, der über ihn gekommen ist, erscheint wie eine Herausforderung an das Geschick.

Am 18. Oktober beginnt mit Tagesanbruch von seiten der Verbündeten die Kanonade. Napoleon hat seine Truppen ein Stück zurückgenommen, er selbst steht nahe der Höhe, auf der sich heute das Völkerschlachtdenkmal erhebt. Gegen Mittag schlagen die ersten Granaten in die Stadt. Gegen vier Uhr beginnt der Rückzug der Franzosen, die durch die von Verwundeten und Wagen verstopften Straßen zum Ranstädter Tor zu gelangen suchen. Nach mehrfach erneutem Angriff auf Probstheida, das die Franzosen mit zäher Energie verteidigen, gelingt es endlich den Verbündeten, die Fronten der Gegner einzudrücken. Bei Paunsdorf, östlich von Leipzig, gehen die Sachsen, deren König untätig die Entscheidung in der Stadt abwartet, und ebenso die Württemberger zu der Seite, auf die sie als Deutsche gehören.

Am nächsten Tag wird Leipzig von den verbündeten Heeren erstürmt und besetzt, der König von Sachsen gefangen genommen. Blücher schreibt in seiner waghalsigen Orthographie darüber an seinen Freund, den General Bonin:

„Den 19. wurde zu Ende des Kampffs Leipzig mit Stuhm und großer auf-Opffrung genomen. Man wollte Leipzig in brand schißen, ich wider setzte mich die Russischen Batterien und sie durften nuhr mit kugell Schißen. An meiner seite drank die Russische Infanterie zu erst in die stadt, an der andern seite die brawn Pomern, es wahr ein kampf ohne gleichen, 100 Kanonen sind in Leipzig genomen. Unsre monarchen, daß heist der ostreichsche, der Russische kaiser und unser könig haben mich auf öffentlichen markte gedankt, Alexander drückte mich ans Herz. So Fihl der große Colosh wie die Eiche vom Stuhm, der große Tiran, hat sich gerettet, aber seine knappen sind in unsern henden.“

Etwa 100.000 Mann vom Heer Napoleons entkommen der Schlacht, sie beginnen den Rückzug, der durch voreilige Zerstörung der Elsterbrücke zur Katastrophe wird. Der Neffe des letzten polnischen Königs, Fürst Stanislaus Poniatowski, findet bei dem Versuch, die Elster zu Pferd zu durchschwimmen, den Tod.

Die Straße zwischen Leipzig und dem Rhein wird zum Schauplatz des Rückzugs der geschlagenen Armee. Er erfolgt zunächst in erstaunlicher Ordnung, mit klingendem Spiel marschieren die Regimenter durch die Ortschaften. Noch sind Wittenberg und Erfurt in französischer Hand und halten sich bis Anfang 1814. Der Zug Napoleons geht weiter auf der alten Straße des Reiches, es gelingt seiner Strategie, das Heer durch ganz Deutschland hindurch über den Rhein zu retten.

Napoleon blieb in Leipzig wie in Deutschland eine volkstümliche Gestalt. Noch im Jahre 1815 verkaufte ein Kunsthändler aus Hamburg das Bild des Korsen auf der Messe. Da aber kam die Nachricht von der Rückkehr des Verbannten aus Elba und damit ein unerhörter Rückschlag auf das Messegeschäft. Der Verkäufer ließ die Unterschrift eiligst in einer Leipziger Druckerei ergänzen, und mit dem Aufdruck „Der Messeverderber“ fand sein Napoleon-Porträt reißenden Absatz.

Die Wandlung

1838 Nahe Kohlhasenbrück steht diese Jahreszahl in der schönen klaren Schrift der Schinkelzeit im Mauerwerk der Eisenbahnbrücke. Sie ist das letzte Zeugnis der Eisenbahn, die damals zwischen Berlin und Potsdam als erste Bahn in Preußen gebaut wurde. Die Fahrt ging vom Potsdamer Tor über den Schafgraben, den heutigen Landwehrkanal, über Steglitz und längs der Potsdamer Chaussee über Zehlendorf. Lokomotiven, Wagen und Schienen waren aus England bezogen. Drei Jahre vorher hatte Nürnberg-Führt seine Eisenbahn bekommen, 1837 war auf Friedrich Lists Betreiben der Bau der Strecke zwischen Leipzig und Dresden gefolgt. Berlin schloss sich also ziemlich bald an, obwohl der König und die staatlichen Stellen sich zurückhielten.

Der Generalpostmeister Nagler prophezeite, die Bahn werde nicht benutzt werden, er lasse doch jeden Tag zwei schöne Postkutschen zwischen Berlin und Potsdam verkehren: „Und es sitzt nie ein Mensch drin“. Der Potsdamer Pfarrer Großner aber warnte von der Kanzel herab „die Schäflein inständigst, sich ja von dem höllischen Drachen, dem Dampfwagen, um ihrer Seligkeit willen fern zu halten“. Die Bahn fuhr doch, sie fuhr und führte sich ein. Schon bald verkehrten zwei Züge am Tage, aber es folgten noch mehr. Der Fahrpreis betrug erster Klasse 17,5, zweiter Klasse 7,5 Silbergroschen. Die Postkutsche verlangte 28 Silbergroschen und brauchte dafür dreieinhalb Stunden. Die Bahn brauchte „bei vorschriftsmäßig temperierter Schnelligkeit“ 71 Minuten, in der Dunkelheit 88. Der Kronprinz von Preußen saß im ersten Zug, der die Fahrt wagte. „Diesen Karren, der durch die Welt läuft, hält kein Menschenarm mehr auf“, sagte er beim Aussteigen in Potsdam.

Die Militärs waren begeistert. Ein junger Major, Helmuth von Moltke, schrieb eine Abhandlung über die Verwendbarkeit der Eisenbahn für die Truppen, und schon im Jahre 1839 wurden mehrere Garderegimenter von den Potsdamer Herbstübungen mit der Eisenbahn nach Berlin zurück befördert. Potsdam war zum Vorort Berlins geworden, etwa 3000 Personen benutzten täglich die Bahn, das Aktienkapital verzinste sich gut. Immerhin musste man die Berliner an das neue Verkehrsmittel gewöhnen, und so gründete die Eisenbahndirektion im Sommer 1840 in Steglitz ein Theater zur Werbung von Fahrgästen, die freien Eintritt zu den Vorstellungen hatten. Es war eine poetische Zeit – die erste Lokomotive hieß „Pegasus“.

Vor den Lokomotiven schon kamen die ersten Dampfer auf. Zum Erstaunen der Bevölkerung fuhren nun Schiffe aus eigenem Antrieb, unabhängig von Ruderkraft und Wind. Die Fahrt war Selbstzweck in sich. Aber „von den Brücken“, so ist in alten Schilderungen überliefert, „spuken die Gassenjungen und ernten die Verwünschungen der Luftwanderer“.

Ein Jahr vorher hatte in der Nähe des Oranienburger Tores das Eisenwerk von August Borsig seinen ersten Guss einer Maschine vollendet. In Bretterbuden war die Werkstatt errichtet, an Stelle der Kraftmaschine musste ein Göpelwerk benutzt werden, Soldaten waren abkommandiert und bedienten die Blasebälge für die Gießerei: Borsig begann seine Schienenstränge für die deutschen Eisenbahnen herzustellen, es folgte 1841 der Bau der ersten Lokomotive, wodurch die deutschen Bahnen von England unabhängig wurden. Schnell entwickelte sich das Borsigwerk zum Großbetrieb mit Kohlenfeldern in Schlesien und mit zunehmendem Absatz im Ausland, in das dann der größere Teil der Lokomotiven ging, die Albert Borsig, der Sohn, hier konstruierte. So hängen die Anfänge des großen Borsigwerks bei Tegel und Borsigwalde mit den Anfängen der deutschen Eisenbahn zusammen.

Die Geschichte nennt das Jahr 1840 eine Zeitwände. Friedrich Wilhelm III. Starb, sein Sohn trat die Regierung an. Es war ein Jahr voll Hoffnung und Tatendrang. Begeistert huldigten die Berliner dem neuen König. Er begann mit einer politischen Amnestie, die das

Unrecht aus der Epoche der Reaktion wieder gut machen wollte. Der Turnvater Jahn und Fritz Reuter erhielten endlich ihre Freiheit wieder, der Dichter Ernst Moritz Arndt wurde neu in sein Amt eingesetzt. Die verhafteten Erzbischöfe von Köln und Gnesen kehrten in ihre Diözesen zurück.

Noch lebte Alexander von Humboldt, der Berater des Königs, dessen Uneigennützigkeit und Fürsorge alle benutzten, der Repräsentant eines ungeheuren Willens: „Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unter zustellen braucht, wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegen strömt“, so hatte Goethe von ihm gesagt.

Im Berlin Friedrich Wilhelms IV. gab es keine bekanntere Persönlichkeit. Überall war er zu sehen, stets helfend und fördernd, ein echter Berliner, der die Geselligkeit brauchte und nicht fehlen konnte, wo er Menschen versammelt wusste. Nachts aber saß er vergraben in seiner Wohnung in der Oranienburger Straße, die eine Bibliothek und ein Museum war, und schrieb seine Werke.

Das Jahr 1840 bringt eine Reihe von Berufungen, darunter eine, die ganz besonders zeigt, dass die Akademie der Wissenschaften sich auf die Bedeutung der ihr von Leibniz gegebenen Tradition erneut besinnt.

Im Dezember fährt morgens 4.45 Uhr die Postkutsche von Kassel in Berlin ein. Ein würdiger Herr entsteigt ihr, dessen scharf gezogenem Kopf man die Beschäftigung mit geistigen Dingen anmerkt. Er nimmt eine Droschke, einen „Rippenbrecher“, wie der Berliner dieses Gefährt hieß, und fährt zur Karlstraße, zum Freiherrn Meusebach, dessen Name als der eines Forschers für deutsche Vorzeit bekannt ist. Die Hausnummer ist schwer zu finden, weil im Mondlicht die Schatten stark fallen und keine Zahlen erkennbar sind. Endlich wird mit Hilfe des Nachtwächters das Haus gefunden, der Mantelsack wird abgelassen und der Fahrgast beginnt „mutig den Klingelzug zu bewegen“. Es dauert eine halbe Stunde, bis die Haustür sich öffnet, aber wer es getan, ist nicht festzustellen. Übermüdet und verfroren bleibt der Gast auf der Treppe. Gegen sechs Uhr früh flimmert im ersten Stock ein Licht. Ein unbekannter Mann steht vor dem Reisenden, er erfährt dessen Namen und ist nun entsetzt, einen der berühmtesten Geister der Zeit so lange auf der kalten Treppe gelassen zu haben. Der Gast ist Jacob Grimm, der Märchendichter“, wie der Herr ihn nennt, er wird eilends in die Küche geführt, wo unter eifrigem Gespräch ein Männer-Kaffee bereitet wird.

Um acht Uhr wird in dem darüber liegenden Stockwerk Licht. Frau von Meusebach ist erwacht, Jacob Grimm hat sein Obdach. Noch am selben Tage beginnen die Verhandlungen wegen seiner Berufung. Jacob und Wilhelm, die unzertrennlichen Brüder, werden mit einem gemeinsamen Gehalt von dreitausend Talern angestellt.

Von ihren Berliner Wohnungen ist die bekannteste im Haus Linkstraße 7. Wie die Brüder früher zusammen ihr bescheidenes Stübchen und den selben Tisch gehabt hatten, so liegen auch jetzt ihre Zimmer nebeneinander. Die Bibliothek ist gemeinsam, und nur die Bücher, die jeder gleich zu Hand haben muss, werden doppelt gekauft.

Sie bringen nach Berlin die begonnene Arbeit für das Werk, das Jacobs Schaffen bekrönt: „Das Wörterbuch der deutschen Sprache“, heute ein Institut im Rahmen der Akademie der Wissenschaften, das in Fortsetzung des von den Brüdern Begonnenen der Aufzeichnung aller deutschen Worte unter dem Gesichtspunkt ihrer Entstehung und ihres Wandels im Gebrauch der Jahrhunderte dient.

Der Freundeskreis, der sich um die Brüder Grimm schließt, bezeichnet den Weg zwischen Frankfurt, Thüringen und Berlin: Savigny, den Friedrich Wilhelm IV. Zum Justizminister machte, Bettina von Arnim, dazu vor allem Leopold von Ranke, Alexander von Humboldt

und Schelling. Neue Namen treten hinzu: der Dichter Rückert und der Meister der Monumentalmalerei Peter von Cornelius, Vollender der Romantik und des Klassizismus auf ihren Gebieten, zu Leopold Ranke später auch Theodor Mommsen.

Fast zwanzig Jahre noch wirkten die Brüder in Berlin, und der Einfluss, den sie als Vertreter der deutschen Altertumskunde und Sprachwissenschaft ausübten, ist unabsehbar. Sie haben die Wissenschaft vom deutschen Volkstum begründet, haben vollendet, was Herder, Goethe und die Romantiker vorbereitet hatten, dazu hat Jacob Grimm das Gebäude der deutschen Sprachwissenschaft errichtet, und hat aus Sprachdenkmalen der Vorzeit die Mythologie gleichsam von neuem ausgegraben und dem Volk die Gestalten seiner alten Götter wieder lebendig gemacht.

Auf der einen Seite Borsig, auf der anderen Seite die Brüder Grimm: neue Motive und altes Erbe treten in Wechselwirkung und bestimmen die Atmosphäre von Preußisch-Berlin. 1847 hält der sechszwanzig jährige, in Potsdam geborene Militärarzt Helmholtz in der Physikalischen Gesellschaft seinen berühmten Vortrag über die Erhaltung der Kraft; das Gesetz, dass er fast gleichzeitig mit dem schwäbischen Arzt Robert Mayer, aber unabhängig von ihm, verkündet, leitet ein neues Zeitalter ein. Bald danach entdeckt der frühere Artillerieoffizier Werner Siemens das dynamo-elektrische Prinzip, die Grundlage der modernen Elektrotechnik. Die Drähte seiner Apparate begleiten die Schienenstränge der Eisenbahnen, die nun ganz Deutschland umspannen, und zwar zuerst die Strecke Berlin-Frankfurt.

Bald nach 1840 schafft Peter Cornelius seine Bilder für Berlin, die Konzerte von Franz Liszt entfesseln einen Taumel der Begeisterung. Als Mitglied des ersten vereinigten Landtags erscheint in Berlin der Abgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen. Der Gegensatz zwischen realistischem preußischen Staatsgefühl und romantischem deutschen Idealismus spitzt sich zu. Von der Wirklichkeit Berlins haben die Abgeordneten keinen Begriff, die von Frankfurt aus nach Berlin kommen, um dem König die deutsche Kaiserkrone anzutragen. Der Präsident der Nationalversammlung, Heinrich von Gagern, betrat damals zum ersten mal in seinem Leben die Stadt, die er zur Hauptstadt des Reiches machen wollte – was hätte ein Süddeutscher vorher in Berlin gesollt? Aber noch waren die Gegensätze zwischen romantischem Deutschtum und nüchternem Preußentum unvereinbar, auch im Wesen Friedrich Wilhelms IV. Selbst, der zwischen den Gegensätzen hin und her trieb, voll guten Willens aber dem Neuen mißtrauend. 1849 lehnte er die Kaiserkrone aus den Händen der Frankfurter Nationalversammlung ab. Ein Jahr danach wich Preußen, das schon mobilisiert hatte, in Olmütz vor Österreich zurück – noch war die Zeit zur kriegerischen Auseinandersetzung nicht reif. Innerpolitisch beginnen Militarismus und Sozialismus das Kräftespiel ihrer Macht, wirtschaftlich entscheiden die Fortschritte der Wissenschaft und der Technik.

Unabsehbar erscheint die Zahl der Erfindungen und Leistungen dieser Epoche. 1847 beginnt Birchow seine Tätigkeit, die nicht nur für die Medizin als Wissenschaft, sondern auch für die Hygiene der Großstadt entscheidend wird, bis hin zum Schlachthof. Im gleichen Jahr errichtet die Stadt ihr eigenes Gaswerk, 1850 führt sie den von Siemens konstruierten Feuermelder ein: so ermöglichen Wissenschaft und Technik die Voraussetzungen zur Ausdehnung der Großstadt.

Still und verträumt schreibt zur gleichen Zeit am Ba?* nahe dem Kupfergraben der Schweizer Gottfried Keller das größte Dichtwerk der Zeit, den Grünen Heinrich. Ein Jahr nach Vollendung dieses Werkes, im Jahre 1856, zieht Wilhelm Raabe in die Spreestraße im alten Stadtkern, er schreibt die Chronik der Sperlingsgasse, in der wir lesen, als ob wir im Berlin des verklingenden Biedermeier durch enge Gässchen schritten. 1858 wird der

Schleswig-Holsteiner Theodor Mommsen von Breslau nach Berlin berufen, der kurz vorher seine „Römische Geschichte“ vollendet hat. Träger einer Geschichtsauffassung, in der der Staat als über persönliches Wesen erscheint.

Als Lehrer der Chemie an der Kriegsakademie beginnt 1860 Adolf Baeyer, Sohn eines preußischen Generals, später Liebigs berühmter Nachfolger in München, in Berlin seine Tätigkeit. Seine Braut sagt ihm, er untersuche doch alles, so möge er auch einmal dies untersuchen: sie zeigt auf ein Stück Asphalt, das auf der Straße liegt. Er untersucht es und entdeckt im Teer den Farbstoff: künstliches Indigo, das nun das Färbemittel aus Indien verdrängt, so wie dies einst das Waidkraut der Erfurter verdrängt hatte.

Schritt für Schritt geht die Entwicklung weiter, der Aufstieg im politischen Geschehen bereitet sich vor: 1858 wird Noltke Chef des Preußischen Generalstabs, anschließend wird die dreijährige Dienstzeit eingeführt, ein Jahr danach wird Roon Kriegsminister. Aber Bismarck gerät in Gegensatz zu seiner Regierung. Er hat in Frankfurt deutlich erkannt, dass Österreich im Bund mit dem Neid der Mittel- und Kleinstaaten stets gegen Preußen stehen wird. „Wie Schuppen fiel es mir von den Augen“, äußerte er sich, um seinen Wandel zum Gegner Habsburgs zu erklären. Als nun der Krieg zwischen Frankreich und Österreich droht, hält er die Gelegenheit für günstig, Preußen die Vormachtstellung in Deutschland zu sichern. Der Prinzregent berief ihn ab, aber er ließ ihn nicht etwa fallen, sondern er stellte ihn nur als Gesandten in Petersburg „kalt“.

Aber Bismarcks Frankfurter Lehrjahre sollten Preußen, sollten Deutschland nicht verloren gehen. König Wilhelm I., der 1861 seinem Bruder gefolgt war, ernannte ihn zum Gesandten in Paris. Die Krise zu Babelsberg, als der König schon die Abdankungsurkunde aufgesetzt hatte, weil er die Forderung der dreijährigen Dienstzeit nicht aufgeben könne, endete mit Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen. Im Kampf um die Heeresform begann Bismarcks Tätigkeit, als er dem Parlament erklärte, dass nicht Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern nur „Blut und Eisen“ die großen Fragen der Zeit zu lösen vermöchten.

Die Weltstadt

Mit der Vollendung des Bismarckschen Werkes kam die unmittelbar aktive Bedeutung der Straße des Reiches zum Abschluss; ihr Vorhandensein gehört von nun an zu den selbstverständlichen Voraussetzungen, sie ist nicht mehr umstritten, ihre Formung ist vollendet, man rechnet mit ihr, sie erfüllt ein Lebensgesetz. Sie ist durchaus noch von Bedeutung und hat sich auch nach dem Weltkrieg neu bewährt. I. G. Farben, die größte Vereinigung chemischer Produktion, hat von Ludwigshafen und Frankfurt aus hier ihre „Achse“ entwickelt: Leunawerk, Agfa in Berlin bezeichnen den Weg.

Auch das Bankwesen zeigt die gleiche Entwicklung: bis zum Jahre 1870 war Frankfurt der Vorort der deutschen Finanzwelt, eine Auswirkung seiner Lage im Westen des Reiches und in der Nähe Frankreichs. Nach Herstellung der Reichseinheit verlegten immer mehr Banken ihren Hauptsitz nach Berlin, wo sich Diskontogesellschaft, Deutsche Bank, Berliner Handelsgesellschaft und Nationalbank in schnellem Aufstieg entwickelt hatten. Nach Weltkrieg und Inflation erfolgte dann freilich die Zusammenlegung und das Aufsaugen der Provinzbanken nicht als Zeichen weitgreifender Finanzgeschäfte, sondern infolge der K...?...schrumpfung. Der nun abgeschlossenen Entstehung des Berliner Bankviertels folgte in jüngster Zeit die Erweiterung der Reichsbank: aus der Preußischen Bank Friedrichs des Großen entstanden, entspricht das Zentralnoteninstitut Groß-Deutschlands in seiner Organisation den wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Zeit und den finanzpolitischen Bedürfnissen des Führerstaates.

Wachstumsgesetze übernatürlicher Art haben in wenig Jahrzehnten den deutschen Menschen entscheidend gewandelt. Aus dem Theologen, der in der Paulskirche mit wohlmeinenden Reden das Reich begründen wollte, ist der Forscher geworden, aus dem Professor, dem das Katheder Kanzel war, seinem System errichtet, der Leiter eines Institutes, zum „Bratenrock“ des Philosophen kam der weiße Kittel des experimentierenden Lehrers der Naturwissenschaft.

Selbst der Theologieprofessor ist von dieser Wandlung berührt, der über Keilschriften und Papyrusrollen sitzt und in gewaltiger Vision das Bild vom Werden und Entstehen der Religionen, das Bild vom Untergang der heidnischen Kulte, die aus Trümmern der alten Welt erfolgte Entstehung des Christentums darstellt. Als Babel und Bibel zusammen genannt werden, strömt das Berliner Publikum zu den Vorlesungen des Professor Delitzsch, Geschichte und Grundlagen des religiösen Lebens verwechselnd.

Die Psychologie, einst als Kunde vom Seelenleben entwickelt, wird nun physiologische Messung und beschäftigt sich, soweit sie nicht zur Medizin abwandert, mit der Erkenntnis und Prüfung der Wahrnehmungsvorgänge. Sie erkennt die Relativität der Wahrnehmungen, nach denen die Sinnesorgane das Bild der Außenwelt vermitteln.

So wird rings alles unter die Lupe genommen, geprüft und gemessen, und mit den Fernrohren von Zeiss wird der Weltraum durchsucht. Die Retorten, der optische Apparat, das Experiment und die praktische Arbeit im Institut sind die Werkzeuge und Pfadfinder der Wissenschaft geworden. Was Goethe in Jena begann, in bewusster Opposition gegen das Kathedersystem der Professoren, und was von dort in die Neugründung der Universität Berlin eindrang und sich der Akademie der Wissenschaften verband, ist zur Vollendung entwickelt und bestimmt das Leben Berlins: Forscher und Organisator!

Was hier geleistet wird, das wird mit preußischer, vor allem berlinischer Organisationskraft bis zur letzten Konsequenz entwickelt. Ein gutes Beispiel dafür ist die Errichtung des Reichspatentamtes. An Stelle bürokratischer Bevormundung in den Einzelstaaten, die den Erfinder zum Bittsteller machten, die ihm geringe Rechte gaben und die Erfindung nur nach dem Thema, aber nicht unter dem Namen veröffentlichten, tritt nun eine Reichsbehörde, die den Erfinder fördert und ihm Rechte einräumt, um der Erfindung Schutz zu gewähren. Es kam auch vor, dass das Patentamt die Bedeutung einer

Erfindung einsah, die dann von der Industrie nicht benutzt wurde; so war es beim Reißverschluss, der 1880 in Deutschland seinen Einzug hätte halten können, aber erst aufkam, als man seit 1917 seine Brauchbarkeit an den Uniformen gefangener Amerikaner erkannte.

Ob der spätere Reichspostminister Stephan von Anfang an die Einführung des Telefons auch für Privatzwecke vorgesehen hat, ist strittig, aber auch nicht wesentlich. Tatsache ist, dass der volkstümliche Organisator, der die Post in erster Linie als eine Wohlfahrtseinrichtung zugunsten der Allgemeinheit auffasste, sehr schnell die Initiative übernommen hat, und das auch hier, wie beim Reichspatentamt, die neue Reichsbehörde ihr Führeramt voll und ganz bewährt hat. Diese starke Initiative ist ein Grundzug des neu gegründeten Reichs, in dessen Ressorts auf vielen Gebieten die Bismarcke erstanden. Man glaubte an den Fortschritt, und dieser Glaube war das Evangelium der Zeit.

In anderen Fällen zog man vor, Neuerungen gegenüber sich abwartend zu verhalten: bewährten sich die Einrichtungen, deren Anfänge das private Kapital oder das Ausland finanzieren mochte, so fielen doch eines Tages dem Staate zu. Es gab Gebiete genug, wo er selbst wegbereitend voran ging und wo die starke Natur eines Beamten ein Ressort zum Staat im Staate werden ließ. So steht am Eingang der Charité, des 1726 gegründeten, Forschung und Krankenpflege verbindenden Krankenhausviertels von Berlin, die Büste des Ministerialdirektors Althoff, der gleichsam der Bismarck des preußischen Universitätswesens war. So steht im Kaiser-Friedrich-Museum die Büste von Wilhelm Bode, der die Museen zu Forschungsstätten machte. „Das Große aller Zeiten“ hielt nun in den Museen der Hauptstadt seinen Einzug.

Im Januar 1871 veröffentlichte der junge, aus Braunschweig stammende Doktor Wilhelm Bode seine Arbeit über Franz Hals, einen „Beitrag zu einer kritischen Behandlung der holländischen Malerei“. Es war die Zeit des Impressionismus, der Kunst also, die das Sehen und Beobachten auf die Helligkeit und Schnelligkeit des technischen Zeitalters eingestellt hat und in Farbgefühl und Lichtempfinden den Entdeckungen der Physiologie, den Lehren des großen Forschers Helmholtz vor allem Rechnung trug. Aus solcher Verbindung mit dem Kunstwillen, mit dem Sehen seiner Gegenwart war Bode hellichtig für die Ahnen des Impressionismus, die er mit Recht vor allem in Holland suchte. So hängt auch hier Forschung und Gegenwartsgefühl zusammen, und auch hier wurde beides zur Organisation, denn Bode wurde der Neugestalter der Berliner Museen, deren Grundlagen Richard Schöne geschaffen hatte.

Den Süddeutschen hat die unbeirrbar Folgerichtigkeit der Organisation, die sich im Preußentum offenbart, oft mehr erschreckt als gefreut. Es erschien ihm, als ob man in Berlin den Schmetterling nicht fliegen lasse, sondern als ob man ihn nur aufzuspießen verstünde. Vieles, was in München mit ursprünglicher Kraft und der Freudigkeit des Impulses begann, erkannte der Bayer nicht wieder, wenn es in Berlin zur letzten Folgerung entwickelt und systematisiert worden war, „verpreußt“ sagte man in München.

Alte Gegensätze lebten hier weiter, aber der Boden Berlins, gerade weil er koloniasatorisch ist und somit jeden aufnimmt, aber auch jeden formt, hatte die Kraft, sie zu überwinden. Am besten haben sich die Rheinländer mit der Reichshauptstadt „abgefunden“, vor allem durch die großen Gründungen aus dem Frankfurter und Mannheimer Gebiet. Hier wirkte der alte Zug der deutschen Geschichte nach, der in jahrhundertelanger Entwicklung über Weimar und Leipzig, über Wittenberg und Halle den Westen mit dem Osten in immer engere Beziehung brachte. Das aber der Süden von der inneren Disziplin des Nordens und des Ostens nicht abgestoßen werde, das liegt gerade im Willen des Berliners selbst, der eine schwärmerische Liebe für den Rhein wie für die Alpen hegt, eine Liebe, die in der Romantik Ereignis wurde und im Herzen des Berliners seither lebendig blieb.

Friedrich der Große

Der Große Kurfürst hatte sich bewusst an die Spitze der antiösterreichischen Fürsten im Reichsverband gestellt, Leibniz sah für den Nachfolger die Aufgabe darin, Führer einer Liga der protestantischen Staaten Deutschlands zu sein. Auf den Gedanken, Preußen selbst aus eigener Kraft zur Großmacht zu erheben, war niemand gekommen: Friedrich der Große machte ihn zur Tat.

Ostfriesland, Schlesien, Westpreußen fielen ihm zu. Die Oder wurde nun erst ganz preußisch, die Hauptentfaltung des Staates zeigte nach Osten. Dennoch ist im Wesen des Königs, der Preußen so machtvoll nach Osten ausgedehnt hat, eine betonte Hinwendung zur Kultur des Westens. Durch Mutter und Großmutter, von denen beiden viel in sein Wesen einging, ist er Welfe; die Heimat seiner Erziehung ist im wesentlichen das Berlin der Hugenotten, die der Große Kurfürst hier aufnahm, der protestantischen Franzosen also, die in Brandenburg-Preußen ihre Heimat fanden. Etwa ein Fünftel der Einwohner Berlins waren zur Zeit des Großen Kurfürsten Réfugiés aus Frankreich. Sie hatten ihre Sprache bewahrt, hatten ihre eigene Kirche, lange Zeit sogar ihre eigene Rechtsprechung, dazu ihr eigenes Schulwesen, das noch heute im Französischen Gymnasium seine Tradition bewahrt. Des Kronprinzen Erzieher und mehrere seiner nächsten Freunde entstammen diesem Kreis. Das Wesen Friedrichs des Großen wird falsch erklärt, wenn man seine Denkart unmittelbar an das Frankreich der Pompadour anschließt, zu dem er im Kern seiner Natur im Gegensatz steht. Um so mehr hat das Emigrantentum der Hugenotten und Réfugiés auf ihn Einfluss genommen, ein ein Franzosentum also, dass in Berlin bereits in der dritten Generation beheimatet und auf den Staat Preußen eingestellt war.

Friedrich Wilhelm I. stand diesem feindgebildeten Franzosentum fern. Er nutzte es, denn „diese industrieösen Leute“ stellten ihm die besten Handwerker und Kaufleute, sie arbeiteten in gepflegten Manufakturen und waren dem ansässigen Gewerbe vielfach voraus. Die Lebendigkeit des Preußentum zeigte sich also gerade darin, dass der Staat Einflüsse, die ihm förderlich waren, in sich aufnahm und zur Einheit formte. Die innere Kraft Preußens schuf ein Staatsgefühl, das stärker war als die Bewusstseinsinhalte der rassistischen Herkunft: der Familie der la Motte-Fouquè entstammt sowohl einer der nächsten Freunde Friedrichs des Großen, der zu seinen besten Generälen gehörte, wie drei Generationen später ein Dichter der Romantik. Der Staatsminister Ancillon gehört in diesen Kreis, die Humboldts sind ihm durch ihre Mutter verwandt, Adelbert von Chamisso, den erst die Revolution aus Frankreich vertrieb, wurde in Berlin zum Preußen. Willibald Alexis, der den Roman von den Hofen des Herrn von Bredow schrieb, steht in dieser Reihe, sowie der große Physiker Dubois-Reymond und Paul de Lagarde, der Verfasser der Deutschen Schriften, der eigentlich Böttcher hieß, sich aber nach der Familie seiner Mutter nannte. Ein besserer Preuße aber als Theodor Fontane, der Sprössling einer Hugenottenfamilie, geboren in Neuruppin, ist nicht zu denken.

Der Entwicklung Preußens zum Großstaat entsprach der Aufstieg Berlins. Hof, Militär und Beamtschaft gaben der Stadt das Gepräge. Gegen Ende der Regierungszeit Friedrichs des Großen gehörten von 145.000 Einwohnern über 33.000 zu den „Militär-Personen“, wobei freilich die Frauen und Kinder der Verheirateten mitgezählt wurden. Der Stadt fehlte ein Patriziat und somit eine aus ihrem Bürgertum gewachsene Kultur, wie sie Dresden im Ausgleich zum Hof stets bewahrt hat. Die französischen Emigranten glichen diesen Nachteil im gewissen Sinne aus.

Dem Hofe selbst aber fehlte die Sphäre der Frau. Zur Zeit des Rokoko, des galantesten aller Stile, regierte in Potsdam der „Eremit von Sanssouci“, ein großer König, um den aber

die kühle Luft der Einsamkeit war. Um so wunderbarer ist, was er geschaffen hat: das *friderizianische Berlin mit Opernhaus und alter Bibliothek, mit dem Palais des Prinzen Heinrich, darin im Jahre 1810 die Universität eröffnet wurde, die Schlösser und die Stadtanlage von Potsdam, Sanssouci vor allem, die Bekrönung des aus Terrassen aufgebauten, mit Glasfenstern gegen die rauhe Witterung geschützten Weinberges, das Schloss, eine Verwirklichung vom Wesen dieses Königs, mit dem Saal für die Tafelrunde in der Mitte, mit Gastzimmern, unter denen das für Voltaire noch wohl erhalten ist, mit der in sich abgeschlossenen Zimmergruppe für den Schlossherrn und seine rastlose Arbeit im Dienst für den Staat. Turmartig erscheint der stille Arbeitsraum, nach dem Garten zu sich öffnend, rings herum mit kostbaren Büchern gefüllt.

In Potsdam ist noch der Raum zu sehen, darin die Kammermusik gepflegt wurde. Schon in Rheinsberg veranstaltete der Kronprinz Konzerte der besten Meister, und er behielt diese Gewohnheit durch sein Leben bei, selber ein Meister auf dem Instrument der Zeit, der Flöte, und selber Komponist. Die Brüder Benda haben an seinem Hof gewirkt, der Komponist und der Geiger, dazu die Brüder Graun, der Flötist Quantz und vor allem Phillip Emanuel Bach, des großen Johann Sebastian Sohn.

Friedrichs musikalischer Geschmack war stark auf italienische Musik eingestellt. Der Kirchenmusik stand er fern und ebenso der volkstümlichen Entwicklung, welche die deutsche Musik im Lied genommen hatte. Sein Kunstverständnis ist von der Herkunft bestimmt, es fehlen die Hintergründe seines Vaters, des Barbaren, der im Leben ein Exerziermeister der Wirklichkeit war, dann aber plötzlich vor die Staffelei sich stellte und, auf befohlener Vorzeichnung seines Hofmalers, mit gichtischer Hand, unter Schmerzen des Körpers und der Seele, Köpfe malte, aus denen Verzweiflung uns anblickt, der Abgrund des Lebens, Gewissensqual und unerlöster Schmerz, aber auch tiefe Magie.

Auf dem Notenpult, an das der König im Jahre 1747 eines Abends im Stadtschloss zu Potsdam mit der Flöte in der Hand zum Beginn der Kammermusik heran tritt, liegt der Rapport mit den Namen der einpassierten Fremden von *Distinktion. Flüchtig nur blickt der König darüber hin, dann aber legt er auf einmal die Flöte weg: „Meine Herren, der alte Bach ist gekommen!“ Er schickt sofort einen Boten, im Reisekleid muss der Thomaskantor eintreten. So steht er, ein Mensch des Barock, inmitten der glitzernden Ornamentik des Rokokosalons. Er wird an das Instrument geführt, Friedrich der Große, seine Gäste und Musiker lauschen: Bach spielt. Er spielt Variationen zu einem Thema, das der König ihm angibt, daraus wird das Musikalische Opfer, das Bach Friedrich dem Großen widmet. Zwei Welten stehen sich gegenüber, die sich so fremd sind wie die Welt Luthers und die Welt Voltaires, und dennoch ist es eine Begegnung, die zu den großen Erinnerungen der deutschen Geschichte gehört.

Gelnhausen

Barbarossa Grimmelshausen und der Erfinder des Telefons

Ein hohes Burgtor, das von einem wehrhaften Turm bewacht wird, Konsolen über dem Eingang, einst Träger eines Söllers, von dem der Nahende als Freund begrüßt, als Feind bedroht wurde. Aufhüllt der Schritt in einer Torfahrt, deren von Säulen getragenes Dämmer den Eintretenden wie eine Krypta empfängt. Die Gegenwart versinkt, die Zeit der Hohenstaufen steigt auf, als diese Ruinen eine Pfalz waren, von der aus der Kaiser über das Schicksal des Reiches entschied. Aus wucherndem Wachstum, das die Ruinen der Vergangenheit der Natur zurückgeben möchte, steigt die Mauer eines Palastes auf, dessen Säulenstellungen, edelste Beispiele ritterlicher Kunst, auch noch den Trümmern die Festigkeit des kaiserlichen Baues bewahren.

Örtliche Überlieferung will wissen, daß Friedrich Barbarossa diese Herrlichkeit noch selbst erstehen ließ. Die Kritik der Kunstgeschichte jedoch datiert die erhaltenen Zierformen um 1200. Barbarossas ältester Sohn, Kaiser Heinrich VI., der die deutsche Krone im Hohenstaufen-Haus erblich machen wollte, aber schon 1197 in Messina starb, oder der jüngste Sohn, König Philipp von Schwaben, den neue Forschung im Bamberger Reiter vermutet, wäre dann der Bauherr, wenn auch nach dem Programm der Kirche der Dargestellte als Kaiser Konstantin gelten mochte. Das Urbild zum Bamberger Reiter vor dem Hintergrund der Pfalz von Gelnhausen, wo er im Jahre 1207 das Verlöbnis seiner jungen Tochter mit Heinrich von Brabant feiert: die Vorstellung ist mindestens ebenso verlockend wie das Bild Barbarossas und der Beatrix im Wappen der Stadt. In jedem Fall gehört Gelnhausen mit Wimpfen am Berg und Eger, mit dem Kaiserhaus in Goslar, dem mittelalterlichen Teil der Burg von Prag und mit der Pfalz des nahen Seligenstadt zu den bedeutendsten Zeugnissen der Hohenstaufenkultur, erfüllt mit der Erinnerung an große Geschehnisse.

Ohne eigentliche Hauptstadt zog der Kaiser des Mittelalters von Pfalz zu Pfalz, allgegenwärtig als oberster Heerführer und Richter stets unterwegs und vielfach jenseits der Alpen, in Italien oder auf dem Kreuzzug. So spricht sich der Wandertrieb des deutschen Menschen in den Kaiserbauten der Ritterzeit aus, die nicht Zentrum sind, sondern Stationen an den großen Straßen, die das Land beherrschen. Eine der wichtigsten Pfalzen, als Kaisersitz im 12. und 13. Jahrhundert viel genannt, im 14. Jahrhundert von Karl IV. preisgegeben, ist die Burg von Gelnhausen, die zur Zeit der Hohenstaufen Schauplatz welthistorischer Geschehnisse war. Hierhin berief Friedrich Barbarossa die Großen des Reichs zu dem vielgenannten Reichstag des Jahres 1180, auf dem der Gegensatz hie Welf, hie Hohenstaufe, hie Landesfürst, hie Kaiser, hie Herzogsmacht, hie Weltimperium, zum Austrag kam. Der Welfe, um dessen Treue der Kaiser einst fußfällig geworben hatte, wurde geächtet und seiner Macht beraubt, zugunsten der Kaisermacht, aber zum großen Nachteil der Kolonisation im Osten.

Uns Heutigen erscheint die landesherrliche Politik Heinrichs des Löwen, der auf der Scholle seine Aufgaben entwickelte, Sachsen und Bayern verband und von sicherer Grundlage aus planmäßig die Ostgrenze Deutschlands schützte und verschob, in sich politisch gesünder als das Verbrauchen der Kräfte des Reiches am Phantom der Weltherrschaft. Die Achse der Politik Heinrichs des Löwen war von Westen nach Osten, von der Weser über die Elbe, in Bayern aber von Isar und Inn über die Donau gerichtet, die Schau des Kaisers zielte südlich über die Alpen. Der Sinn des Imperiums verlangte gebieterisch den Anteil des Reiches an den Häfen des südlichen Meeres, hier war, von Europa, Asien und Afrika umrahmt, die Mitte der damals bekannten Welt, der Ausgangspunkt des Handels und der Macht. Die Weltidee des Imperiums hat Barbarossa im Jahre 1180 in Gelnhausen vertreten, als er die Macht Heinrichs des Löwen vernichtete, der im Übermut seiner Kräfte die Bindung des Fürsten an Kaiser und Reich zerrissen hatte.

Weit glanzvoller war ein zweiter Reichstag in Gelnhausen, der den Kaiser sechs Jahre später auf der Höhe seiner Macht im Kreis der deutschen Fürsten sah. Damals hatte er seinen großen Sieg über den Papst errungen und die deutschen Bischöfe, vor allem den von des Löwen Vorbild verlockten Kölner Erzbischof, wieder unbedingt zu Gefolgsmännern der Krone gemacht. In Mailand hatte er seinen Sohn Heinrich, den deutschen König, mit Konstanze, der Erbin Siziliens und des Normannenreiches, vermählt. Von Taten und Plänen, in denen die Hohenstaufenherrschaft gipfelt, gab er in Gelnhausen Rechenschaft. Die Stadt sah einen der stolzesten Tage der deutschen Geschichte, die Einheit und Macht des Reiches schien für weite Zukunft gesichert. Im Herzen des Volkes aber lebt der Rotbart als der Herrscher weiter, in dessen Gestalt sich, wie vor ihm nur noch in Karl dem Großen, die Idee des Kaisertums erfüllt.

Ein glücklicher Zufall hat im Chor der Marienkirche von Gelnhausen aus der Übertünchung der Jahrhunderte die Gestalt des großen Kaisers der Nachwelt im Bild wiedergeschenkt, wie er in die Vorstellung seines Volkes einging: schlank aufragend, mit langem Bart, die von Kraft gespannten Züge veredelt von der Selbstbeherrschung des Staatsmannes und Richters, dem „Maß“, das die Zeitgenossen als Verwirklichung des Mannesideals an ihm rühmten. Ob das mehrere Jahrzehnte nach dem Tode des Kaisers entstandene Bild Barbarossa darstellt oder einen Heiligen, den der Maler in der Gestalt des Herrschers erfaßte: geistig gesehen ist es Friedrich I. von Hohenstaufen, der es vermocht hat, die Kaiseridee und Gottesidee zu verbinden, im Weltimperium den Gottestaat sichtbar darzustellen. Auf die Erfüllung einer über das Irdische erhobenen Idee aber kam es den Deutschen stets in erster Linie an.

Die Gestalt des Weltenkaisers begleitet uns auf dem Wege durch seine geliebte Stadt, in der er oft gewohnt hat, die Erinnerung an den großen Herrscher gibt den Zeugnissen aus der Hohenstaufenzeit, die das Stadtbild bestimmen, gesteigerte Bedeutung.

Noch steht am unteren Markt ein steinerner Palast aus dem 12. Jahrhundert, dessen Verbindung mit der Zeit Barbarossas auch die kunstgeschichtliche Forschung anerkennt. Als der Rest einer früheren Kaiserpfalz oder als Stadtsitz eines großen Herrn der Wetterau errichtet, kam das romanische Haus später in den Besitz der Stadt. Als frühestes erhaltenes Rathaus Deutschlands ist es ein Zeugnis von der einstigen Bedeutung der Freien Reichsstadt. Oberhalb dieses Baues vollendet die Marienkirche mit ihrer Turmgruppe das stolze Bild von der Hochblüte des Mittelalters, das unten am Fluß die Kaiserpfalz vermittelt. - Der Frontturm im Westen stammt, wie das romanische Haus, noch aus dem 12. Jahrhundert, die Weiterführung des Baues folgte in drei deutlich erkennbaren Abschnitten: Langhaus spätromanisch um 1220, Querschiff mit der Kuppel im Vierungsturm Übergangsstil um 1230, danach die ornamentale Plastik im Chor, in der Wirklichkeit zu Phantastik, Phantastik zu Wirklichkeit wird, zuletzt, wohl aber noch vor der Mitte des Jahrhunderts, die Reliefs am Lettner, mit denen die Gotik ihren Einzug hält. Der Anblick der Kirche erinnert den Berliner wohl an die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, die nach ihrem Vorbild sehr viel weniger monumental errichtet wurde. Vergrößerung ist nicht immer Größe!

Über dem nördlichen Portal der Kirche steht im Giebel der Name „Heinrich Vingerhut“, der um 1230 den Ostbau errichtet hat. Völlig neu ist an diesem Bau die Verbindung des ritterlichen romanischen Stiles deutschen Gepräges mit der in Frankreich erblühten Gotik. Pfeiler und Profilierung zeigen die Einwirkung von Frankreich; rheinisch, an Limburg an der Lahn erinnernd, sind die Baumotive: die Zusammenfassung zur Raumeinheit in der Mitte, der zentral errichtete Turm und der feierliche Abschluß des Chores.

Auch der Schwung der Kleeblattbogen und Rundfenster kennzeichnet den westdeutschen Stil: eine Hochblüte der romanischen Kunst, die hier in ihrer ganzen geschlossenen Kraft und inneren Einheitlichkeit erscheint.

Am Lettner ist das Jüngste Gericht dargestellt: auf der Evangelienseite werden die Seligen in den Himmel geleitet, gegenüber zerrt der Teufel die Verdammten an einer schweren Kette in die Hölle. Ihre Qualen durch Feuer und Molche werden mit derselben Drastik behandelt, die auch die Reste der Lettner-Reliefs am Dom zu Mainz und die

Passionsszenen zu Naumburg kennzeichnet. Am Anfang dieser Gruppe steht das Portalrelief zu Bamberg, das in der Schilderung des Jüngsten Gerichtes die Bestrafung der am Mord König Philipps Schuldigen darstellt: ein Motiv, das Dante vorgreift, der voll innerer Genugtuung über seine politischen Gegner die Qualen der Hölle verhängt.

Romanisches Haus, Pfalz und Marienkirche, dazu der in seiner mächtigen Geschlossenheit wahrhaft überwältigende Chorabschluß der auf älteste Zeit zurückreichenden Peterskirche, und schließlich noch die burgenartige Anlage des Templerhauses und drei Häuser in der Langen Gasse sind die wichtigsten hohenstaufischen Zeugnisse der alten Reichsstadt: es ist eine Reihe, wie sie in solcher Einheitlichkeit kein anderer deutscher Ort sein eigen nennt.

Umschlossen wird die Stadt von einer fast lückenlos erhaltenen Wehranlage, die mit Toren, Mauerwerk und Türmen das malerische Gewirr der alten Gassen beschützt. Mitten in der Altstadt liegt am Obermarkt das gegen Ende des 15. Jahrhunderts errichtete gotische Rathaus, ein Bau mit gewaltigen Gewölben. Aus alter gotischer Zeit blieb dem Rathaus der Kurfürstensaal erhalten, an dessen Wand, gespenstisch fast, als letzter Rest der erhaltenen Fresken das Bildnis des Kurfürsten von Brandenburg erscheint. Er war einer jener Kurfürsten, die im Jahre 1502 hier zu ernster Besprechung zusammenkamen und solche Begegnungen alljährlich im Interesse der Einheit des Reichs beschlossen. Damals warnten sie den Kaiser Maximilian vor der Vernichtung des Bauern und der kleinen Handwerker durch den Übermut der vielen Machthaber im Land: „Die Lage des gemeinen Mannes ist so unerträglich geworden, daß, falls keine Abhilfe geschieht, eine Empörung zu befürchten ist. Denn er ist mit Frondiensten, Atzung, Steuern, geistlichen Gerichten also merklich beschweret, daß es auf die Dauer nicht zu leiden sein wird.“

Die Warnung verhallte, und unter dem Erben Maximilians brach im Jahre 1525 der Bauernkrieg aus, der Vorbote der Kämpfe des 17. Jahrhunderts, unter denen Gelnhausen schwer zu leiden hatte.

*

Die Haupthandelsstraße, so gefährlich sie oft den hier Wohnenden wurde, wenn sie sich in eine Heerstraße verwandelte, brachte doch immer wieder Leben und Belebung in die Stadt. Die Kaiserpfalz aber blieb ein Bezirk für sich und sank in Trümmer. Kaiser Karl IV. hat sie verpfändet, ohne sein kaiserliches Wort auf Wiedereinlösung zu halten, im Dreißigjährigen Krieg wurde die verwahrloste Burg zerstört, nach den Napoleonischen Kriegen vom Kurfürsten Wilhelm von Hessen als Steinbruch verwertet. Die Burgstadt, die sich hier als Hofmark der Pfalz entwickelt hat, ist erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingemeindet worden.

Nicht die Pfalz also, sondern die Landstraße, die vom Röther Tor bis zum Haitzer Tor mit steilem Anstieg Gelnhausen durchzieht, hat die Stadtanlage bestimmt. Es gewährt einen eigenen Reiz, den Zug der Frankfurt- Leipziger Straße durch Gelnhausen zu verfolgen. Der Weg beginnt beim Röther Tor, wo einst eine äußere wie eine innere Befestigung die Stadt verteidigte. Zwischen beiden Toren hat sich die aus dem schönen Sandstein der Gegend mit halbrunden Fenstern und wuchtigen Gewölben errichtete Stallung der Thurn-und-Taxis-Post erhalten, ein seltenes Beispiel aus dem Verkehrsleben der Vergangenheit. Die Anlage bot für 120 Pferde Platz und gibt noch heute ein anschauliches Bild von der Bedeutung der Straße des Reichs. Nahe diesem Posthof von Thurn und Taxis liegt als alte kurhessische Posthalterei der Gasthof zum Grünen Baum, von wo aus der Verkehr innerhalb der Nachbarschaft auf der Straße nach Gießen besorgt wurde.

Kennzeichnend für das Bild einer alten deutschen Stadt ist es, wie die Häuser an dem Ereignis des Verkehrs spürbar teilnehmen. Wo es irgend geht, sind sie so gestellt, daß Haus um Haus auch über Eck die Straße beobachten kann. Dadurch entsteht ein Straßenbild von malerisch süddeutschem Gepräge, besonders in der Langgasse, in der im Jahre 1834 Philipp Reis, der Erfinder des Telephons, geboren wurde. Nahe steigt die alte Messestraße steil an zur Petersiliengasse, zieht um die Marienkirche und wird nun in der

oberen Hartzgasse wie der Faden vor dem Einfädeln in das Nadelöhr zusammengepreßt. Ein Wandbild an einem kleinen Haus der oberen Hartzgasse zeigt, daß die Erinnerung an die alte Straße im Bewußtsein der Bevölkerung auch heute noch lebendig ist. Dargestellt ist ein Planwagen, wie solche zwischen den Messestädten einst hin und her fuhren, ein Vers erläutert das Bild:

*Von Leipzig an der Pleiße
Bis Frankfurt an den Mainz
Wird auf der ganzen Reise
Die engste Stelle sein.*

Dazu erzählt die Inschrift: „Von dieser Stelle lag das Maß für die Ladungen des Weges in Leipzig und Frankfurt.“ Was die Inschrift nicht vermeldet, das sind die Flüche der Fuhrleute und Kaufherren, die Röther Tor und Hartztor zu eng fanden und daher vor Gelnhausen umladen mußten – eine Verzögerung der Reise, die den Gasthäusern sehr zugute kam. Die Straße ist an dem 1564 gebauten Haus nicht viel über drei Meter breit, noch schmaler fast war die Öffnung des jetzt verlegten Ostausgangs der Stadt, des später vermauerten Hartztorhauses. Aber auch am Röther Tor im Westen war es nicht besser: als Kurfürst Wilhelm (1743-1821) nach Absetzung Napoleons seine Lande zurückerhielt und nun von Hanau aus in Gelnhausen einziehen wollte, hatte sich hier gerade ein Heuwagen festgefahren, so daß der Einzug eine Störung erlitt. Der hohe Herr bestimmte in seinem Zorn, daß das Röther Tor abgerissen würde. So fehlt also seither ein Stück aus der geschlossenen Mauerkrone.

Es blieb noch viel aus alter Zeit erhalten: der Hexenturm erinnert an die dunkle Epoche der Hexenverfolgung, als auch Gelnhausen an der Zeitenwende zwischen 16. und 17. Jahrhundert der grausigsten Form des Aberglaubens seinen Tribut zollte. Bedeutsam ist eine andere Erinnerung: in der vom nahen Burgtor ansteigenden Schmidtgasse nennt eine Inschrift das Geburtshaus des Hans Christoffel von Grimmelshausen. Um 1621 in Gelnhausen geboren, geriet der größte deutsche Dichter zwischen Wolfram von Eichenbach und Goethe mitten in die Wirrnisse des Dreißigjährigen Krieges, die er im abenteuerlichen *Simplicissimus* beschrieben hat. Er schuf in diesem Werk eines der großartigsten Bücher der deutschen Literatur, einen Erlebnisroman von ungeheurer Kraft, ein Dokument seiner Zeit und seines Volkes, gewaltig in der Schilderung furchtbarer Geschehnisse, durchglüht von der Flamme ewig gültiger Schönheit und Innerlichkeit, oft Landsknecht, und doch immer wieder Dichter:

*Komm Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen.*

*

Hohenstaufenkultur in der Kaiserpfalz, weithin grüßend zur Wartburg, wo Wolfram von Eschenbach am *Parzival* gedichtet hat, wenige hundert Meter davon das Geburtshaus des Grimmelshausen: beide gehören zusammen, *Parzival* und *Simplicissimus*, der reine Tor und der Einfältige, die packendsten Gestalten, welche die epische Erlebnisdichtung der Deutschen geschaffen hat. Auch im Wesen Wolframs und Grimmelshausens sind Berührungspunkte, nicht zuletzt in dem besinnlichen Humor, der ihr Schaffen durchleuchtet und fränkisches Erbgut ist.

Wie der Dreißigjährige Krieg brachte auch der Siebenjährige Krieg und dann die Zeit Napoleons Plünderung, Truppendurchzüge und Kämpfe, vor allem aber nach der Schlacht von Leipzig eines der Rückzugsgefechte, die Napoleon infolge der Zerfahrenheit der gegnerischen Kriegsführung glücklich überstand.

In die Epoche des Friedens leitet ein kurzer Besuch Goethes über. Goethe wohnt in dem

stattlichen Fürstenhof, bei dem zum weimarischen General ernannten Herrn von Heimrod, einer merkwürdigen, zum Abenteuerlichen im Sinne des Grimmelshausen neigenden Gestalt. Sohn des hessischen Kurfürsten Wilhelm, bekam er seinen Namen angeblich von dem Ort Rotheim, da der Kurfürst zur Unterstützung seines Gedächtnisses seine natürlichen Kinder gern mit Namen benannt habe, in denen der Ort der Schäferstunde erkennbar blieb. Heimrod wurde Offizier im weimarischen Diensten und trat Carl August nahe, der ja auch seinerseits die Aufgabe des Landesvaters gern wörtlich nahm. Heimrod zog sich aber bald wieder auf seinen burgartigen Hof in Gelnhausen zurück. Halb Herr, halb Spekulant, lebte er hier seinen Neigungen, wagte sich aber in fragliche Geldgeschäfte und nahm sich, als er sein Vermögen dadurch plötzlich verlor, in Paris das Leben. Aber das geschah mehrere Jahre nach den festlichen Tagen, die der Waffengefährte Carl Augusts durch Goethes Besuch erlebte.

Auf die Tragödie des illegitimen Fürstensohnes folgt zur Zeit der Romantik die Idylle: zu Hof-Trages südlich der Kinzig haben die Savigny ihr Gut. Der große Rechtslehrer Friedrich Carl von Savigny, der Begründer eines nationalen Rechtsgefühls, ist mit Jacob Grimm, mit Clemens und Bettina Brentano, den drei Hauptvertretern der westdeutschen Romanik, nahe befreundet. Brentano läßt ein Märchen, das er während eines Besuches bei Savignys im Jahre 1816 nach alten Quellen schrieb: „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, in der Gegend von Gelnhausen spielen, den Namen Hanauer Land für seine Hahnenmärchen frei umdeutend. Die Gelnhauser Pfalz wird in der Ruinen-Phantasie des Märchens wieder lebendig, hier ist das Königreich des Eifrasius, dem Gockel als Hühnerminister dient.

Schnell lösen die Zeiten sich ab: auf die Romantik folgt das Zeitalter der Technik, auf das Märchen der Träume das Märchen der Erfindung. Die Geschichte des Telephons beginnt in der Barbarossastadt: Philipp Reis, später Physiklehrer in Friedrichsdorf im Taunus, ist wie der Dichter des Simplicissimus ein Bäckerssohn aus Gelnhausen. Mit unermüdlichem Fleiß hat Reis seine Erfindung betrieben. Im Ortsmuseum, das im Romanischen Haus seine Stätte fand, steht man ergriffen vor den ersten Beispielen des Telephons. Wir nennen es Fern-Sprecher und denken vor allem daran, daß wir mit diesem Apparat unsere Worte und Wünsche weithin tragen können. Der Erfinder aber ging von der Konstruktion des menschlichen Ohres aus: ihm war die Möglichkeit des Fern-Hörens das Wichtigste, seine Zeit war bescheiden.

Nur etwa fünfzig bis sechzig Meter weit konnte Philipp Reis mit seinem 1860 hergestellten ersten Apparat hören und sich verständlich machen. Aber das Grundproblem ist in seiner Apparatur bereits gelöst. Dem Erfinder freilich kosteten die Versuche, die er unternahm, frühzeitig das Leben. Er zog sich dabei ein schweres Lungenleiden zu; vierzigjährig starb er (1874), ohne den Siegeszug seiner Erfindung erlebt zu haben. Drei Jahre später nahm sich Stephan des Fernsprechers an, nachdem Philipp Reis vorher dem physikalischen Verein zu Frankfurt am Main erfolglos die Möglichkeit gegeben hatte, die neue Erfindung aus der Taufe zu heben und damit Deutschlands Recht der Erstgeburt für das Telephon zu nutzen. Am 16. Oktober 1877 probierte der Generalpostmeister in Berlin die erste Fernsprechverbindung: „Meine Herren, den Tag müssen wir uns merken“, sagte er voll Begeisterung.

Unmittelbar danach ließ Bismarck sich auf seinem Gut den Fernsprecher vorführen. Die Ausnutzung der neuen Erfindung war zunächst zur Entlastung der Telegraphen gedacht, also für die Übermittlung von Depeschen. Doch sah Stephan und seine junge Reichsbehörde, nach Äußerung von Werner Siemens, weit in die Zukunft: „Stephan ist ganz wild und seine Beamten auch. Er hat vor, jedem Berliner Bürger womöglich ein Telephon zu jedem anderen zur Disposition zu stellen.“

Diese Möglichkeit, daß man von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt sprechen könnte, hat ein Sohn der Stadt Gelnhausen geschaffen, die so verträumt und scheinbar ganz als ein Zeugnis des Mittelalters an der Bahnstrecke liegt.

Vom Bahnhof aus überblickt der zwischen Frankfurt und Berlin im Fernzug Fahrende die einzigartige Lage der Stadt, in der sich so viel ereignet hat. Der Ort lag ursprünglich hoch

am Berghang unter Rebengärten, wo noch heute, völlig unbeachtet, eine Kapelle aus dem 8. Jahrhundert steht, als eines der frühesten Bauwerke Deutschlands, in Wahrheit ein heiliger Besitz unseres Volkes. Da sich aber die Stadt an der im Mittelalter weiter unten am Fluß verlaufenden Landstraße entwickelte, kletterten die Häuser herab; neuerdings ist der Verkehr noch weiter unterhalb der alten Hauptader durch die „neue Straße“ oder über die Kinzig zur Bahn hin geleitet.

In wechsellvoller Geschichte ist stets das alte Hauptmotiv zu erkennen: die Entwicklung eines blühenden Gemeinwesens in Verbindung mit einer Hauptstraße des Handels und der Kultur, in Verbindung mit einer der wichtigsten Kaiserpfalzen des Reichs, reich an Erinnerung an große Gestalten der Geschichte, der Kunst und der Technik: Barbarossa, Grimmelshausen und der Erfinder des Telephons.

Geschichte von Hersfeld

Bruder Lolls und Bruder Lingg

Daß die Franzosen während der Raubkriege Ludwigs XIV. im Rheinland von Burg zu Burg die Brandfackel trugen und dabei auch das Heidelberger Schloß nicht schonten, ist im Bewußtsein des deutschen Volkes lebendig. Aber nur wenige außerhalb Hessens wissen, daß auch der Weg der französischen Truppen, die als Verbündete des Kaisers gegen Friedrich den Großen vom Rhein bis zur Saale zogen, durch die Brandfackel bezeichnet ist. Eines ihrer Opfer war der gewaltigste mittelalterliche Bau von Hessen, die Stiftskirche von Hersfeld, und mit ihm wurde die gesamte Anlage der Abteiingeäschert.

Der Marschall Broglie hatte in Hersfeld die Etappenversorgung eingerichtet und wollte die Vorräte, zu deren Lagerung er die Kirche verwandt hatte, dem Feind nicht überlassen. Denn Herzog Ferdinand von Braunschweig rückte heran, dem er die Festsetzung in Hessen unmöglich machen mußte. So gab er Befehl, die Kirche anzuzünden und jeden Versuch zur Rettung mit Waffengewalt zu verhindern.

In Trümmer sank das gewaltigste Zeugnis hessischer Baukunst aus der Zeit Friedrich Barbarossas, die romanische Abteikirche, um 1160 errichtet, deren Gründungsgeschichte bis auf das Jahr 769 zurückgeht. Damals hatte Lullus, Winfrieds Genosse und sein Nachfolger als Bischof von Mainz, die Mönche nach Hersfeld geführt, ein erster Schritt, um die Lücke zu füllen, die zwischen Fulda und Erfurt für die Missionsarbeit des Bonifatius noch bestand.

Sonst ist aus dieser Epoche im Klostergebiet nichts erhalten, nichts blieb aus der Zeit des heiligen Gothardus, der den Einfluß des Klosters bis Gotha ausdehnte. Als im 12. Jahrhundert im Rheinland die kirchliche Kunst sich lebhaft entfaltete, hat Hersfeld seine Bauten nach westdeutschen Vorbildern neu errichtet. Die schlanken Pfeiler und die zierlichen Säulen, die Würfelkapitale und die konsolartig vortragenden Kämpfer, weche die Doppelbogen der Fenster tragen, die Säulenbündel des Portals, die aus reich verzierter Basis wie Buchenstämme aufsteigen: all das ist rheinischer Baukunst nahe verwandt.

In der kraftvollen Spannung der einzelnen Bauglieder, im Wachstum der Säulen, in der Geschoßeinteilung der in achtundzwanzig Meter Höhe sich straffenden Mauern, im Abschluß des Chores, im Doppelschwung der Vierungsbogen erstet aus den Trümmern das Bild der Kirche vor uns, wie sie zur Zeit der Hohenstauffen errichtet worden war – auf den Grabmauern einer karolingischen Anlage, wie der Dom zu Fulda. Wenn im Sommer die Mauerreste als Freilichtbühne oder als Umrahmung des Orchesterraumes zu neuem Leben erstehen, baut sich dem Besucher ein Hauptwerk romanischer Kunst in seiner ganzen Größe und Kühnheit wieder auf, eines der wichtigsten Bindeglieder zwischen rheinischer und mitteldeutscher Kunst.

*

Im Kloster herrschte wenig Verständnis für das Aufstreben der Stadt Hersfeld, die sich schnell entwickelte und bald sehr viel mehr bedeutete als nur eine Art Hofmark im Schutze einer Abtei. Die Spannung zwischen Abt und Bürgern verschärfte sich mehr und mehr. So kam es im 14. Jahrhundert zu einer wirklichen Revolution: die Bürger rückten gegen den Abt und seine ritterlichen Helfer an. Sie setzten sich durch und erreichten, daß sie von der Oberhoheit des Klosters völlig getrennt wurden. Zum Zeichen ihrer Selbständigkeit bauten sie den Turm ihrer Stadtkirche zu gewaltiger Höhe auf, daß er die Kirche der Mönche überrage.

Bald schon wurde in Hersfeld der Reformation der Weg bereitet. Wie Martin Luther auf seiner Fahrt nach Worms überall im Triumph empfangen wurde, so holte ihn der Abt von Hersfeld, der Humanist Crato, auf der Heimfahrt an der Grenze seines Gebietes festlich ein. Unter dem Geläut der Glocken geleitete er ihn zur Stiftskirche, wo Luther die Kanzel

bestieg und zu den Mönchen und der Menge sprach. Doch hat Crato in seiner humanistisch-vornehmen Denkweise sich gegen seine alte Religion nicht auflehnen wollen, der er durch Jahre hindurch in hoher Stellung gedient. So zog er sich zurück und lebte in Mainz seinen Studien. Freilich schaltete er durch seine wenig aktive Stellungnahme Hersfeld auch von dem großen Zug der Entwicklung aus, während ein anderer bedeutender Humanist, der Abt Lotichius in Schlüchtern, sein Kloster durch die tatkräftige Hinwendung zur Lehre Luthers zur Pflanzstätte humanistischer Bildung gemacht hat.

Das Kloster verlor seine Bedeutung, aber die Stadt glich diese Einbuße aus. Nahe dem weiten Marktplatz wuchs mit hohen Giebeln der Spätrenaissance das Rathaus zur Höhe. Behaglich und wohlgeordnet stehen auf dem großen Markt die Fachwerkbauten von echt hessischer Schlichtheit und Kraft: vor diesen Bauten eines bauernhaften Bürgertums empfindet man, wie echt der hessische Stamm seine germanische Rasse in Wesen und Werk bewahrt hat.

Lebendig und sagenhaft lebt in der beschaulich-bodenständigen Bevölkerung alte geschichtliche Erinnerung: die Brunnenröhren am Sockel des Lullusbildes vor dem Rathaus erzählen von alter Zeit, als Bruder Lullus als Arzt und Lehrer zum Land der Chatten kam und Hersfeld gründete. Noch wird alljährlich im Oktober das Lullusfest gefeiert. Dann brennt Tag und Nacht zu Ehren des Heiligen ein Feuer auf dem Markt, dessen Name zum Festruf wird: „Bruder Lolls!“ Innerhalb der Kuranlagen des Heilbades aber fließt in unermüdlichem Gleichmaß der Lullusbrunnen, eine Glaubersalzquelle mit Eisengehalt, die bei Krankheiten innerer Organe Wunder wirkt.

Hersfeld hat noch ein zweites Standbild: auf einem kleinen Platz, den die Giebel alter Fachwerkhäuser umschließen, steht ein Offizier aus der napoleonischen Zeit, der badische Oberstleutnant Lingg, Truppenführer in der Rheinbundarmee Napoleons und doch ein deutscher Patriot. Hier in Hersfeld ging er siegreich aus einem schweren Konflikt zwischen Gehorsam und vaterländischem Empfinden hervor. Es war zu einer Zusammenrottung der wehrhaften Hersfelder gegen die italienischen Truppen gekommen, welche die Stadt besetzt hatten. In seinem Gerechtigkeitsgefühl verletzt, hatte ein Bürger einen Soldaten, der seinen Quartiergeber mit ungebührlichen Forderungen zur Verzweiflung getrieben hatte, im Streit erschlagen. Die Gestalt Baumgartens in Schillers Wilhelm Tell erstand erneut in ihm. Zur Strafe hatte Napoleon bestimmt, daß die Stadt an vier Ecken und in der Mitte angezündet, vorher aber zur Plünderung freigegeben werde. Der Befehl zielte auf völlige Vernichtung. Lingg, mit der Durchführung des Racheaktes betraut, ließ seine Jäger aufmarschieren und verlas den Befehl. Es würde sich wohl kein Deutscher finden, soll er gesagt haben, der eine deutsche Stadt plündern und am Bruder als Räuber zu handeln vermöchte. Aber der Befehl erlaube es, und somit stünde es jedem frei, in der wehrlosen Stadt zu tun, was er wolle. Nicht ein Mann verließ Reih und Glied, Lingg aber führte seine Truppen aus der unversehrten Stadt ins Quartier nach Vacha. Im Einvernehmen mit dem Magistrat wurden nach dem Abzug der Truppen bei völliger Windstille vier vorher ausgeräumte, freistehende Häuser angezündet. So war dem Wortlaut des Befehls Genüge getan. Die Stadt aber hatte außer dem Verlust von fünf armseligen Hütten keinen Schaden erlitten. So also gesellt sich zum Bruder Lolls der Bruder Lingg, zum Gründer der Erretter der Stadt.

Heute liegt Hersfeld, im Innern noch ländlich schön erhalten, reich an Zeugnissen der Vergangenheit und erfüllt von lebendiger Erinnerung an eine stolze Geschichte, abseits vom großen Verkehr der Welt. Auf die einstige Bedeutung der Messestraße weist der geräumige Markt hin, auf dem die Fuhrleute haltmachten. Sie nannten diesen Teil der Straße die „Kurze Hessenstraße“ und benutzten sie als Hauptverbindung vom Westen nach Thüringen. An alten Fuhrmannsbrauch erinnert noch ein durchlöcherter Stein zum „Hänseln“, „das Nadelöhr“, etwa drei Wegstunden nordöstlich von Hersfeld nahe der Reichsautobahn gelegen. Durch dieses Loch mußte jeder, der zum erstenmal hier fuhr, dreimal hindurchkriechen, während die Gespannschaft „schuldig und gehalten“ war, ihn rechtschaffen durchzuprügeln. Christian Senckenberg, der berühmte Frankfurter Arzt, der

uns, als Wegbereiter Goethes, schon einmal auf der Straße des Reiches begegnet ist, erzählt von dem Brauch, den er im Jahr 1730 auf der Fahrt zur Universität Halle kennenlernte: „Ist ein Stein, der in der Mitte ein Loch hat, wodurch die Reisenden kriechen müssen, da indessen die Compagnons hinten auf den Hintersten zuschlagen.“ Senckenberg hatte sich durch Trinkgeld beim Postillon gelöst, sein Gefährte tat das nicht, weswegen er „notwendig durchmußte“.

Goethe in Leipzig

So etwa würde sich ein Dichter den Theaterzettel vornotieren, wenn es ihn verlockte, das Schau- oder Hörspiel „Goethe in Leipzig“ zu schreiben. Er würde wohl auch das Ehepaar Fleischer aus Frankfurt am Main nicht vergessen, unter dessen Obhut der sechzehnjährige Student Anfang Oktober 1765 nach Leipzig kam. Als Station würde er das Ranstädter Tor verzeichnen, durch das der Wagen von Weißenfels her auf der Frankfurter Straße einfuhr. Das bunte Messetreiben wäre vorzumerken, mit dem Goethes Leipziger Eindruck begann, das Treiben fremder Handelsleute, die zur Messe erschienen waren: erster Eindruck einer östlichen Atmosphäre, den der Frankfurter empfing.

Als Gothestätten wäre die Feuerkugel, das große Leipziger Bürgerhaus zu nennen, nach dessen Hof zu der Student seine Wohnung hatte. Es folgten die jetzt verschwundenen Käufer: der Silberne Bär, Breitkopfs 1766 gebautes Patrizierhaus in der heutigen Universitätsstraße, Oefers Garten zu Dölitz, nach der griechischen Insel Delos genannt, das Schönkopfsche Haus am Brühl, wo dem jungen Studenten Käthchen, „die Tochter vom Hause, ein gar hübsches nettes Ding, sehr wohl gefiel, und ihm Gelegenheit ward, freundliche Blicke zu wechseln“.

Besondere Betrachtung verdienen „die Umgebungen“. Goethe nennt Leipzig die Maulbeerstadt, „in dem ringsherum solche Bäume und Hecken gepflanzt sind, die zwar sehr von den Preußen ruiniert worden, aber jetzo wieder soviel als möglich hergestellt sind“. Aus dem Hauptführer durch die Stadt des Rokoko, dem „galanten Leipzig“, darf auch die Stelle über die vielen Lindenbäume nicht unerwähnt bleiben, die dem Namen der „Lindenstadt“ Ehre machen. Das Rosental wäre zu rühmen, das Schloss zu Gohlis mit seinem turmartig hoch über das Dach hinausjubelnden Mittelbau, und wohl auch Rippach, das Kneipdorf der Studenten, als letzte Station vor Leipzig aus der Szene von Auerbachs Keller im „Faust“ bekannt.

Dazu käme noch die alte Pleißenburg, wo Goethe gemeinsam mit einem anderen Studenten der Jurisprudenz, dem späteren preußischen Staatskanzler Hardenberg, bei Oeser zeichnen lernte.

„Das herrliche Dresden“ käme an die Reihe, wohin Goethe, ein halbes Jahr ehe er Leipzig verließ, einen Ausflug unternahm, um die Galerie zu sehen. Im Bild der Hauptstadt Sachsens dürfen die Spuren der Zerstörung den Siebenjährigen Krieg nicht fehlen, ebenso wenig geht es ohne einen Blick in die Werkstatt des Schusters und Weltweisen, bei dem Goethe dort gewohnt hat. Eine wirkungsvolle Szene wäre auch die Begegnung mit dem Direktor der Galerie, Hagedorn, dem Bruder des Dichters von „Johann der muntere Seifensieder“, der sich an der Begeisterung des jungen Kunstfreundes „höchlich ergötzte“ und ihm auch seine eigene Sammlung zeigte.

Stoff für die Handlung und ihre Konflikte ist reichlich gegeben. Ansprechend ist vor allem der Liebesroman des Siebzehnjährigen:

„Ich liebe ein Mädchen, ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzt fühle ich zum aller ersten Mal das Glück, das eine wahre Liebe macht“.

Da ist die Szene, wie er Käthchen seine Liebe entdeckt, da sind verliebte Pfänderspiele mit Küssen und Zärtlichkeiten nach Art des Rokoko, da sind Theateraufführungen im Hause Schönkopf, bei denen sich die Jugend ihres Gegensatzes zu der „Gottsched-Gellert-Weißenchen Wasserflut“ bewusst wird und voll Freude, „das noch etwas höhere existiere, als wovon die damalige schwache Epoche einen Begriff hatte“, Lessings Minna von Barnhelm aufführt.

Es folgte die lustige Szene, wie Goethe die Apfel verspeist, die ein Nebenbuhler seinem „Mädgen“ gebracht hat, und seinen Triumph genießt. Das Spiel wird Ernst, Liebe wird tiefes Erlebnis, Erlebnis wird zur Quelle dichterischen Schaffens:

*Ewige Kräfte, Zeit und Ferne
Heimlich wie die Kraft der Sterne
Wiegen dieses Blut zur Ruh ...*

Dann aber beginnt „die Laune des Verliebten“. Der Dichter quält sich und sein Mädchen mit Eifersucht. Wir sehen den jungen Liebhaber während der Theateraufführung in die Loge spähen, in der Käthchen mit einem anderen sitzt, während auf der Bühne Lessings „Miss Sarah Sampson“ gespielt wird.

Weitere Motive und Konflikte liegen in dem Gegensatz der Stadt und ihrer Persönlichkeiten zur Heimat des jungen Studenten. Anfangs schafft er sich durch den Verkehr mit Frankfurtern ein Stück Heimat, dann setzt er sich mit der neuen Umgebung auseinander. Er besucht Gottsched, und die Szene veranschaulicht die sinkende alte Welt und den Aufstieg einer neuen Zeit. In den Übungen, die Gellert über prosaischen und dichterischen Stil anstellt und in des Professors Clodius poetischen Praktikum werden die ersten Erzeugnisse der Goetheschen Muse scharf abgelehnt. Trotzdem bewahrt Goethe seine Unabhängigkeit an Gellert, wenn er auch feststellt:

„Von der Dichtung, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, hat er seinen Begriff.“ So wehrt der Werdende sich gegen den kritischen Geist, dem gegenüber nur Vater Oeser die Fähigkeit besitzt, ein aufstrebendes Talent zu ermuntern.

Das Sächsische der Atmosphäre, den Dualismus zwischen Idyll und Ironie, lehnt der Süddeutsche ab, der sein Schaffen vom Gefühl her entwickelt. Er erlebt, was jeder durchmachen muss, der sein Heimatgefühl in fremder Umgebung verteidigt, aber auch überprüft. Dazu kommen politische Gegensätze. Unter dem Einfluss seines Vaters ist er, der junge Reichsstädter südwestdeutschen Gepräges, zwar nicht preußisch, aber – wie er es nennt – fritzisch gesinnt. Für Leipzig sind die Wunden noch nicht vernarbt, die der Siebenjährige Krieg hier geschlagen.

Zwischen diesen Gegensätzen steht Johann Wolfgang, in dessen Herzen die Stimme der Dichtung erwacht. Unabhängig von der Kritik, die ihm seine dichterischen Anfänge verleidet, stellt er sich nun ganz auf eigene Füße:

„Habe ich Genie, so werde ich Poet werden, und wenn mich kein Mensch verbessert, habe ich keines, so helfen alle Kritiker nicht“.

Das ist die Krise, die Goethe geistig in Leipzig durchmacht. Ihre wechselseitige Verbindung mit dem Liebesverhältnis, das sich zwischen ihm und Käthchen Schönkopf abspielt, verschärft die Spannung. Als Trösterin erfüllt Friederike Oeser eine entscheidende Rolle: Goethe lernt in Fragen des Herzens wie des Geschmacks auf das Urteil der Frau mehr zu geben als auf die Kritik der Männer, die seine geborenen Rivalen sind und ihm daher nur selten gerecht werden.

Das geistig entscheidende Erlebnis dieser Jahre ist die Abwendung Goethes von der Kunst des Rokoko, mit der er in seinen ersten Leipziger Liedern scheinbar verbunden ist – es ist die Hinwendung zum Klassizismus. Vater Oeser baut das Vorbild des ersten deutschen Griechen, seines Freundes Winckelmann, vor dem Schüler auf. Lessing, einst selbst Leipziger Student, und Winckelmann sind die wahren Meister der Leipziger Lehrjahre des Dichters.

Wie der junge Student dabei sein eigenes Wesen entfaltet, wie er bis zur Selbstzerstörung die Konflikte durchlebt, dann aber in monologischen Briefen, die den Stil des Werthers Leiden vor wegnehmen, sich von sich selbst befreit: das alles ist bereits goethisch im ureigensten Sinn.

Die letzte Szene zeigt den Dichter am Vorabend seines neunzehnten Geburtstages auf der Treppe zu Käthchen Schönkopfs Wohnung. Er hat das Gefühl, nicht mehr lange leben zu können, da er die Krankheit, die in ihm zehrt, für ein Lungenleiden hält. Er will noch einmal zu Käthchen. Aber er kann sich nicht zu einer Szene entschließen, die ihn weich erscheinen lassen würde. Er macht es mit sich selber ab, steht lange auf der Treppe und

kehrt dann still um. Er glaubt sich besiegt, und doch ist dieses Scheiden keine Flucht vor dem Leben, sondern eine Flucht ins Leben.

So verließ Goethe am 28. August 1768 Leipzig und fuhr, auch diesmal ohne Weimar zu berühren, auf der Hohen Straße westwärts über Auerstädt, wo ihm auf der Hinfahrt der Unfall begegnet war, wohl die Hauptursache zu seiner Leipziger Krankheit. In Gotha besichtigte er das Schloss, in dem er später so oft verweilen sollte, dann ging die Fahrt zurück nach Frankfurt.

Gottsched und Gellert

Dem gotisch-deutschen Barock Johann Sebastian Bachs stellte Gottsched die Nachahmung eines erstarrten französischen Klassizismus gegenüber, der Schöpfung des Genius antwortete die Regel methodischen Verstandes. Versucht man heute Gottscheds einst viel gefeiertes Drama vom sterbenden Cato zu lesen oder die verschnörkelte Übersetzung der Iphigenie Racines, deren Holprigkeit Friedrich den Großen entsetzte, und lässt man dann eine Melodie von Bach erklingen, so kann man den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen einer Zeitgröße und der allgültigen Gewalt des Genius ermessen.

Zunächst herrschte Gottsched der Geschmacks-Diktator von Leipzig. Eine der anmutigsten Frauen, welche die Geschichte der deutschen Schauspielzunft kennt, „die Räuberin“, spielte die Hauptrollen in seinen Stücken: der fade Unsinn, den der Dichter für die Bühne zusammenreimte, wurde von ihr und ihren Schauspielern menschlich belebt. Aber die selbe Räuberin wandte sich dann von dem tyrannischen Professor ab; überdrüssig seiner pedantischen Schulmeisterei, ließ sie ihn als „Tadler“ auf der Bühne erscheinen, das Publikum lachte und war auf ihrer Seite.

Die Komödie, die zwischen der Räuberin und Gottsched gespielt wurde, interessiert uns deshalb, weil wir vermuten möchten, dass Gottsched das Urbild zum *Beckmesser in den „Meistersingern“ ist. Richard Wagner ist geborener Leipziger, die Geschichten von der Räuberin und ihrer Bühne waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Leipzig noch lebendige Tradition. Wenn auch Wagner aus eigenen Erleben seine Gegner im *Beckmesser treffen wollte, den Kritiker Hanslick vor allem, so ist auch Gottscheds Wesen in dieser Gestalt erfasst; alles auf Regel und Nachahmung stellend, war er der *Beckmesser des 18. Jahrhunderts.

Im Jahre 1765 stand der Student Goethe vor Gottsched: „Er hat wieder geheiratet. Sie ist neunzehn und er fünfundsechzig Jahr. Sie ist vier Schuh groß und er sieben. Sie ist mager wie ein Hering und er dick wie ein Federsack.“ Es ist die letzte Szene in der Komödie vom schwindenden Barock.

Eine ganz andere Figur spielte da Gellert, „der vernünftigste von allen deutschen Dichtern“, wie Friedrich der Große ihn nach der denkwürdigen Begegnung in Leipzig nannte, von dem „Kulanten seiner Fabeln und seiner Verse“ eingenommen. Auch ihn hat Goethe in Dichtung und Wahrheit geschildert: „nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager. Sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert.“ Ein weltmännischer Kleinbürger, ohne Tiefe, aber gefällig, von Anmut und Grazie, ist er der echte Vertreter des Sachsen, wie die Rokokozeit ihn formte: aus Porzellan, wenn man das Material bezeichnen will! Auch die Gestalten seiner Fabeln und Lustspiele haben den Reiz des Rokoko: Meißner Porzellan, aber mit volkstümlicher Note. Im Gegensatz zu dem derben Gottsched, der immer nur sich betont, lässt Gellert auch andere Autoren neben sich gelten, und so wurde er der Mittelpunkt des Dichterkreises, der um die Zeit, da Goethe hier studierte, Leipzigs literarischen Ruhm bedeutet. Entscheidend ist bei diesen Dichtern die Neigung zum Lustspiel und zur Satire, besonders bei Rabener, der das Bürgertum der Zeit mit prachtvollem Humor darstellt – wenn etwa der Witwer vor den versammelten Freunden bei der Beerdigung der Frau die Trauerrede hält: seit zehn Jahren sehne er sich danach, diese Rede zu halten. Er sei nämlich zehn Jahre und vier Wochen verheiratet gewesen ... Die kleinbürgerlichen Züge der Zeit hat Christian Felix Weiße aus Annaberg bewahrt,

Lessings Leipziger Universitätsfreund, einer der fruchtbarsten Theaterdichter des deutschen Rokoko, wegen seines Mangels an Pathos des Barock Gottsched ganz besonders verhasst. Der gereizte Kunstpapst versuchte die Aufführung des Singspiels „Die verwandelten Weiber“ in Dresden zu verbieten und machte dadurch für das Stück eine weitgehende Propaganda, ebenso für die Komödie „Die Poeten nach der Mode“, darin Gottsched und sein Streit mit den Schweizer Dichtern auf die Bühne gebracht wurde; und Leipzig freute sich, den Mann verlachen zu können, der so lange Zeit hindurch der Stadt den Geschmack diktiert hatte.

In dieses Leipzig der Dichter und der literarischen Fehden kamen auch Klopstock und Lessing. Klopstock begann hier als Student sein in Schulpforte erträumtes christliches Epos, den „Messias“, zu formen, und viele seiner schönsten Oden sind in Leipzig entstanden. Auch gegen ihn trat Gottsched zornschnaubend auf, wodurch er die Begeisterung für den Dichter natürlich erst recht steigerte.

Lessing hat 1746 bis 1748 in Leipzig studiert, wo sein Lustspiel „Der junge Gelehrte“ entstand; 1755 kam er wieder und dichtete neue Lustspiele im Stil des Leipziger Rokoko. Ein reicher Kaufmannssohn wählte ihn zu seinem Gesellschafter auf einer dreijährigen Reise durch Europa. Sie kamen nur bis Amsterdam und wollten eben das Schiff besteigen, das sie nach London bringen sollte. Da rief der Beginn des Siebenjährigen Krieges Lessings Reisegefährten nach Leipzig zurück, und Lessing ging nach Berlin: die Minna von Barnhelm, das Lustspiel, das er dort schrieb, schlug, unmittelbar nach dem Ende des Kriegs, der die alten Rivalen als Feinde gesehen hatte, eine Brücke zwischen Preußen und Sachsen, künftiger politischer Entwicklung in einer Zeit kriegerischer Gegnerschaft den Weg bereitend, wie es Lessings deutscher Sendung entsprach.

Halle an der Saale

Roland der Riese am Roten Turm

Als sei ein Nachfahr der Ritter des Naumburger Domes von Friedrich Wilhelm I. in die lange Garde eingereiht worden, steht am Pfeiler des Glockenturms wie vor einem Schilderhaus die gewaltige Figur des Roland. Zum Zeichen freier Gerichtsbarkeit der Gemeinde hat er sein Schwert erhoben, die linke Hand tastet ein wenig ungeschickt an der Hüfte, als fehle ihr der Schild, wie die Ritter von Naumburg ihn halten. Er ist ihm abhanden gekommen, schon dem hölzernen Roland des Mittelalters, von dem der steinerne am Markt nur eine Kopie aus dem Jahre 1719 ist, so daß also Gotik und Barock, die beiden Epochen, in denen Halle an der Saale blühte, in diesem Bildwerk sich vereinen. Das alte Holzschild stand bis vor sechshundert Jahren (1341) vor der umwallten Stadt auf dem Berggericht, wo die Bürger Recht sprachen, ein Recht germanischer Prägung, das den Zweikampf zur Entscheidung rief und dem einzelnen und seiner Familie die Sippe voranstellte. Als Sinnbild solcher Beharrlichkeit im Gefühl von Freiheit und Kraft stellt der Roland von Halle somit zweitausend Jahre Geschichte dar.

Früh schon war Halle besiedelt: die Salzsicht, die sich als Niederschlag von Meeresfluten unter dem Boden Deutschlands hindurchzieht, spendet im Gebiet der Saale in unerschöpflichen Quellen das begehrte Salz.

Die alte Kernbevölkerung der Stadt, die Halloren, die – halb im Sinne der Sippe, halb im Sinne der Zunft – nach alten Gerechtsamen unten im „Tal“ der Salzgewinnung nachgehen, hat man mitunter als keltisch bezeichnen wollen. Aber es erscheint doch unwahrscheinlich, die Ahnen der Halloren so fern von Halle zu suchen, zumal sie der Rasse nach durchaus germanisch erscheinen. Sie heißen Moritz, Bandermann, Frosch, Puppe und Reimer: da klingt deutsches Mittelalter an. Fraglich ist nur, ob sie Nachkommen der Hermunduren sind oder, wie alte Überlieferung sagt, fränkischer Krieger, die König Chlodwig hier angesiedelt und mit dem Privileg der Salzgewinnung ausgestattet hat.

Einer der alten Krieger vorkarolingischer Zeit, die in der Nähe von Halle gehaust haben und längs der Saale einhergeritten sind, blieb uns im Bild erhalten: der Germanenreiter auf dem nahe Oschersleben gefundenen Grabstein, den das berühmte Museum für Volkheitskunde bewahrt. Ob hier, wie wir annehmen möchten, ein Krieger dargestellt ist oder ob das Bild als Darstellung eines Germanengottes und somit als Kultbild einer sonst der Vermenschlichung ihrer kosmischen Gedanken abholden Religion zu deuten ist. In jedem Falle stellt es, mit den Augen eines primitiven deutschen Künstlers der Frühzeit gesehen, einen Germanen etwa des 8. Jahrhunderts dar – das früheste Bildwerk eines unserer Urväter, das uns auf der alten Heerstraße zwischen Rhein und Elbe begegnet. Die Gottesvorstellung der Germanen freilich, im Wehen der Eichen und im Rauschen des Sturmes geboren, steht höher, als kindlicher Wirklichkeitssinn in diesem Werk zu erfassen vermochte.

Von den Schicksalen der Gegend um Halle zur Zeit dieses Germanenreiters und während der folgenden zwei Jahrhunderte wissen wir wenig. Die Saale hatte durch Karls des Großen Kämpfe gegen die Sorben große strategische Bedeutung gewonnen, und ein Kastell in der Gegend bei Halle hat damals wie in den Abwehrkämpfen gegen die Einfälle der Ungarn sich bewährt. Auch aus der Zeit der Sachsenkaiser ist über Halle wenig Kunde erhalten. Wir wissen nur, daß nach der Bannung der Ungarngefahr Kaiser Otto der Große dem in Magdeburg zur Sicherung der Ostmark gegründeten Bistum als östlichen Vorort Halle einfügte. Damals war es ein entlegener Posten. Die Überschwemmungen der Saale brachten es mit sich, daß der Ort oft Monate lang von der Hauptstraße abgeschnitten war: wer über die Saale wollte, mußte erst wieder bis Merseburg zurück. Infolgedessen kam das günstiger gelegene Leipzig hoch, das Hallesche Salz wurde von dort aus im Warenaustausch mit den östlichen Ländern verhandelt.

In der frühmittelalterlichen Zeit, in der eine Burg sehr viel mehr galt als eine Stadt, erstand

nördlich von Halle auf einem Porphyrfelsen des Saaletals der Giebichenstein. Bekannt wurde die Burg vor allem als Haftort fürstlicher Staatsgefangener. Hier saß um das Jahr 1027, nach der zweiten Empörung gegen seinen Stiefvater, den Kaiser Konrad II. aus salischem Geschlecht, Herzog Ernst von Schwaben gefangen. Er hätte Verzeihung erlangen können, wenn er sich von seinem Freund Werner von Kiburg getrennt hätte, über den die Reichsacht verhängt war. Aber er blieb dem Freunde treu und fiel, aus der Haft befreit, an seiner Seite im Schwarzwald. Ritterepos, Volksbuch und Uhlands Drama haben die Sage verherrlicht.

In den Sagenschatz Thüringens gehört der Giebichenstein durch den Grafen Ludwig den Springer, der hier hinab zur Saale sprang. Wie die Sage vom Grafen von Gleichen als Deutung eines Bildwerks ist, so ist die Nähe von Ludwig dem Springer als Deutung seines Namens entstanden: fränkisch-rheinischer Herkunft gehörte der Landgraf – wie Kaiser Konrad – zum Geschlecht der Salier. Ein Mönch hat später Salier als „salien“ „der Springer“ gedeutet und ließ den Landgrafen durch den kühnen Sprung von dem hohen Porphyrfelsen der Burg hinab seinem Namen Ehre machen.

Die Gefangenschaft des Landgrafen aber wurde dadurch erklärt, daß er eine schwere Schuld auf sich genommen habe. In Liebe zu der schönen Adelheid, der Frau seines Freundes, des Pfalzgrafen zu Sachsen, entbrannt, soll er – auch hier weiß die Sage mehr als die Geschichte – den Gatten auf der Jagd mit der Saufeder erstochen haben, um kurz danach Adelheid zu seiner Frau zu machen. Der Mord ward ruchbar, und Ludwig wurde vom Kaiser zur Strafe auf Burg Giebichenstein festgesetzt, wo er das Todesurteil zu erwarten hatte. Er aber wagte zu verabredeter Stunde den kühnen Sprung von der Höhe der Burg in die Wellen der Saale, deren Flußbett wir uns im Mittelalter sehr viel tiefer und breiter vorstellen müssen als jetzt. Am andern Ufer wartete ein ergebener Knappe mit dem Zelter des Landgrafen, der ihn eilends in die Freiheit trug. In Wahrheit hat Ludwig, der Gründer der Wartburg, in Frieden heiraten können. Erst viele Jahre später war er eine Zeitlang in Haft, die Geschichte weiß aber nicht, warum und wo.

Den festen Boden der Geschichte betreten wir erst im 12. Jahrhundert. Burggraf des Erzbischofs von Magdeburg war damals Wiprecht von Groitzsch, der mächtigste Ritter weit im Bezirk. Als Burggraf des Erzbischofs war er vielfach in Halle, dessen Ummauerung, um das Jahr 1120 entstanden, als sein Werk gilt. Er suchte für die wohlumwallte feste Stadt recht viele Einwohner zu bekommen und siedelte flämische Kolonisten an. Nicht nur bei Naumburg durch den Ortsnamen Flemmingen, sondern auch bei Halle ist somit ein Einschlag niederrheinischen Blutes und der Zuzug vom Westen her bezeugt.

Wiprechts Andenken lebte fort, so daß er lange nach seinem Tode noch und etwa gleichzeitig mit den Stiftern im Dom zu Naumburg durch ein Grabmal geehrt wurde. Wer die kleine Kirche von Pegau, südlich von Leipzig betritt, wird das Werk nicht ohne Ergriffenheit betrachten, zumal wenn er die Geschichte vom Tod des Burggrafen kennt. Wiprecht wurde in Halle nachts vom Feuer überrast, sprang vom Lager und löschte die Flamme mit den Füßen. Aber er empfing dabei eine Wunde, an welcher der Siebzigjährige im Jahre 1124 starb. In Pegau ruht er von den Mühen seiner irdischen Wanderschaft aus, eine große Gestalt der einstigen deutschen Ostmark, ein Vorläufer der Deutschritter, die den Weg nach Osten bis über die Weichsel nahmen.

Die Entwicklung der Stadt löste sich – ebenso wie in Erfurt – von der Herrschaft des geistlichen Fürsten, dessen Beamter der Burggraf war. 1280 trat Halle wie Erfurt in enge Beziehung zur Hanse, 1830 erhielt die Stadt ihr Selbstverwaltungsrecht, im Zeichen des Wiederaufbaues nach einem zerstörenden Brand.

Damals wurde der Roland errichtet, ein Ausdruck des Stolzes der Bürger, die von der Saale aus ihre Salzschiffe zur Elbe schickten und durch den mittels mächtiger Dämme gebändigten Fluß unabhängig vom Landweg geworden waren. Als Zeichen des Reichtums der Stadt ließen die Bürger – wie die Erfurter damals den Chor des Domes bauten – gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Moritzkirche erstehen, an Größe der Raumgestaltung das gewaltigste Zeugnis hochgotischer Kunstblüte im Saalegebiet. Im 15.

Jahrhundert errichteten die Bürger als Wahrzeichen ihrer Stadt den Roten Turm. Breit nach West und Ost, schmal nach Nord und Süd, erhebt sich dieser herrlichste Campanile Deutschlands achteckig auf rechteckigem Grundriß und erscheint, je nach der Himmelsrichtung, von der man ihn erblickt, bald schwer und gewaltig, bald sieghaft schlank: ein erhabenes Zeugnis gotischen Bauwillens, zugleich Wesensausdruck der Bauherren, die, dem Erzbischof zum Trotz, mitten auf dem Markt ihren Belfried errichteten, der höher war als die Türme der Kirchen. Und zu dem freien Turm stellten sie das Zeichen ihrer Freiheit, den Roland, und schufen so ihrer Kraft ein gewaltiges Sinnbild.

Die Stadt stand um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf der Höhe ihrer Entfaltung. Salzhandel, Schifffahrt, eine Art Monopol für den Heringshandel Mitteldeutschlands, die berühmte Neujahrsmesse, dazu die Bedeutung Halles als Umschlagplatz von Thüringen und den anschließenden Gebieten zur Elbe: das brachte Reichtum, Selbstbewußtsein und Kraft.

Dann brach von Magdeburg aus das gleiche Schicksal über Halle, das von Mainz aus die Entwicklung Erfurts bedrohte. Der Bischof machte sein Recht als Gebietsherr gewaltsam geltend und bereitete der Entwicklung der Stadtrepublik ein jähes Ende. Für den Roland kam eine bittere Zeit: im Jahre 1481 wurde er auf Befehl des Erzbischofs von Magdeburg in ein über ihm erbautes Häuschen eingemauert, als wäre er ein lebendiges Geschöpf, dem man Böses antun wollte. Die freie Gerichtsbarkeit wurde der Stadt genommen, wie überall in Deutschland betonte der Landesherr seine Macht gegenüber dem selbständigen Aufstieg der Städte. Damit verschwand auch der Rolandstag, das hohe Fest der Bürgerschaft Halles. Als ein Zwing-Uri wurde die Moritzburg gebaut, in deren Verließen der Trotz, aber auch die Kraft des wehrhaften Bürgertums der alten Zeit gebrochen wurde.

Der Kardinal von Brandenburg

Es gehört zu den wichtigsten Entwicklungsprozessen innerhalb der deutschen Geschichte, wie von Beginn des 16. Jahrhunderts an Sachsen und Brandenburg miteinander in Rivalität traten und wie die Auseinandersetzung im Verlauf von drei Jahrhunderten Schritt für Schritt zugunsten des Nordens entschieden wurde, bis schließlich Preußen im Jahre 1815 die reiche Provinz Sachsen sich angliedern konnte. Sachsen hatte seine Machtsphäre immer weiter nach Westen zu aber auch nordöstlich über die Elbe vorgeschoben. Noch heute sehen wir nördlich des Fläming, eine halbe Stunde Autofahrt vor Potsdam, Wegsäulen des 18. Jahrhunderts mit den Kurschwertern von Sachsen, deren edle Formung bei der so viel nüchterneren Wegbezeichnung Preußens hier besonders auffällt. Neben Habsburg war lange Zeit das Haus Wettin das mächtigste in Deutschland; es teilte sich in die ältere Linie der Ernestiner, die von der Wartburg bis Wittenberg herrschten und zum Zeichen der Kurwürde die gekreuzten Schwerter im Herzschild führten, und in die jüngere Linie der Albertiner, die ihr Herzogtum von Meißen und Dresden aus regierten.

Als im Jahre 1513 der Erzbischof Ernst von Magdeburg, der Erbauer der Moritzburg zu Halle, starb, erschien es als selbstverständlich, daß wiederum ein Wettiner die Herrschaft über das geistliche Gebiet an Elbe und Saale erhielt. Da aber geschah das völlig Unerwartete: der dreiundzwanzigjährige Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt, und gegen alle Überlieferung bekam er auch noch das Erzbistum Mainz. Er wurde somit Kurfürst, Erzkanzler, Primas des Reiches und päpstlicher Kardinal: höhere Macht und größere Möglichkeiten hat niemals ein Kirchenfürst auf deutschem Boden besessen. Sein Gebiet reichte von Rhein und Main bis zur Elbe und Saale, von Mainz und Aschaffenburg bis Magdeburg und Halle, seiner eigentlichen Residenz, deren Entfaltung zur Renaissancestadt sein Werk ist. Um diese Zeit, die eine große Bautätigkeit nicht nur des Kardinals, sondern auch der Bürger brachte, schlug auch für den Roland von Halle die Stunde der Befreiung: er wurde aus seinem Gefängnis herausgeholt und vor einem Pfeiler des ragenden Bauwerks aufgestellt, zum Zeichen der Versöhnung der Bürgerschaft mit dem neuen Herrn, der eine Zeitlang nun

gleichsam selbst als Roland von Halle erschien.

Mehr Fürst als Priester, begründete Albrecht einen Renaissancehof, der im Gegensatz zu der Enge des Mittelalters den Glanz und die Entfaltung der neuen Epoche in die alt-sächsischen Gebiete brachte. Das edle Griechentum des Humanismus, wie der kluge Erasmus von Rotterdam es vertrat, wurde hier recht irdisch auf eine üppige Hofhaltung römischen Gepräges übertragen, Leo X., der Renaissance-Papst aus dem Geschlecht der Medicäer, war das Vorbild des jungen Kardinals.

Es gehört viel guter Wille dazu, im heutigen Halle die Renaissancestadt des Kardinals von Brandenburg zu finden. Der Dom liegt wie vergessen, abseits vom Aderschlag der Stadt; von außen schmucklos, erscheint er wie ein abgetakeltes Schiff. Das Hauptkunstwerk von Halle aber muß man in der alten Pinakothek zu München suchen: Grünewalds Monumentalgemälde der beiden Schutzheiligen der Stadt, des heiligen Mauritius, des Moritz also, nach dem so viele der Halloren heißen, und des heiligen Erasmus, den Kardinal Albrecht zu Ehren des Fürsten der Humanisten, des Erasmus zu Rotterdam, zum Patron des Bistums gemacht hatte.

Noch stehen im Innern des Doms die monumentalen Steinfiguren des Meisters Backofen, der wie Grünewald und wie lange vorher der Meister von Naumburg vom Rheinland zur Saale eine neue Kunstblüte brachte. Die Apostel des Doms zu Halle erinnern in der Größe der Auffassung an das, was Peter Vischer am Sebaldusgrab zu Nürnberg verwirklicht hat, was Dürer als Maler in seinen Aposteln schuf: es sind Idealgestalten eines neuen Menschentums, wie die Renaissance es ausgeprägt hatte. Diese Kunst aber hat Albrecht von Brandenburg in den sächsischen Landen heimisch gemacht, als Hohenzoller nach alter Tradition mit Franken und Nürnberg verbunden.

Während in der Architektur um die Wende zum 16. Jahrhundert vom Erzgebirge her eine hochbedeutende sächsische Schule ihre Wirksamkeit entfaltete, eine deutsche Spätgotik schaffend, die in ihren weiten Hallenbauten zugleich eine Vorstufe zur Renaissance bedeutete, entstand in Halle eine von Italien her bedingte Verwirklichung des neuen Formideals, eine humanistische Renaissance, ein Stück Lombardei, an die Saale verschlagen. Aber in der Giebelfreudigkeit, die um das Dach des Domes einen nach oben gekippten Zackenkragen formt, war auch diese Kunst heimisch verwurzelt.

Das Hauptereignis dieser Epoche aber war für Halle die Berufung des Matthias Grünewald. Im Jahre 1526 kam der Meister nach Halle, wo er als Maler, aber auch als Wasseringenieur gewirkt hat. Er starb hier im Jahre 1528, nachdem er sich mit dem Kardinal überworfen hatte. Das Hallenser Altarbild malte er noch im Auftrag des Kardinals, dessen Züge er dem heiligen Bischof Erasmus verlieh. Albrecht von Brandenburg erscheint im Werk Grünewalds als ein Vollmensch der neuen Zeit, ganz aus sich gewachsen, mit soviel Wert, als er aus eigener Kraft entwickeln kann, durchaus verschieden von den Heiligen der Gotik, deren Kraft so groß ist, als Gott Gnade in sie gelegt hat.

Neben Grünewald steht Cranach, der in einem seiner prächtigsten Werke den Brandenburger im prangenden Rot des Kardinals vor dem Gekreuzigten darstellt, in einer Landschaft, deren dunkler Glanz sich unvergeßlich einprägt. Auch Dürer hat den großen Kirchenfürsten porträtiert, und zwar in zwei Kupferstichen. Sie gehören in die Reihe der Humanistenköpfe, mit denen der Meister das Menschentum der neuen Zeit im Bildnis erfaßte: Erasmus von Rotterdam, Philipp Melanchthon, Pirkheimer, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, Kardinal Albrecht von Brandenburg. Dürer stellt Albrecht von Brandenburg als Humanisten dar, Cranach malt einen frommen Beter, Grünewald erfaßt die Tragik seines Wesens: Machtentfaltung und Pracht, aber innerlich schwammig, weich, verschlemmt, listig, eine Doppelnatur, der mit fürstlichem Lebenswillen das Große erstrebt, aber im Genuß Erfüllung sucht und so die Fähigkeit zur Anspannung der Kräfte verliert.

Wo aber so wenig Frömmigkeit und innerer Halt vorhanden war, begann ein Spiel des Aberglaubens, das den Humanisten – im Wetteifer mit seinen Vorgängern in Halle und mit den Wettiner Kurfürsten in Wittenberg – noch zur Zeit der Anfänge Luthers zu einem der eifrigsten Reliquiensammler machte, den die Geschichte kennt. Von jedem Heiligen wollte

er in seinem Sammeleifer, aber wohl auch im Hinblick auf das Ablassgeschäft, das mit der Schaustellung zu erreichen war, irgendeinen Knochen oder Knochensplitter besitzen, dem Brauch des Mittelalters entsprechend. Die Reliquien ließ er im Stil der Renaissance auf das köstlichste von Goldschmieden fassen und sorgte auch dafür – ganz wie der Kurfürst in Wittenberg – daß ein „Heiltumsbuch“ Stück für Stück im Abbild brächte. Des edlen Metalles wegen wurde dieses wettinisch-hohenzollerische Gegenstück zum Welfenschatz während der großen Kriege der folgenden Jahrhunderte bis auf wenige Reste vernichtet und eingeschmolzen, besonders die Schweden scheinen hier eifrig geplündert zu haben. Es muß ein Wunderwald aus Gold und Edelsteinen gewesen sein, Figuren, Reliquienkästen, Altäre und Schreine. Die Reliquienbüste der Ursula mit Bild und Wappen des Kardinals am Sockel aber sieht aus, als habe der Kardinal hier eine seiner Freundinnen als Heilige erscheinen lassen – er, der gegen Ablassgeld den Priestern eine Konkubine erlaubte, der sich mit Schönitz, seinem Finanzmann, um einer italienischen Sängerin willen verankte, war vor allem für Frauen empfänglich.

Es ist kein Wunder, daß die Lebenshaltung, die Bautätigkeit und die Sammelwut des geistlichen Fürsten auch durch die reichen Einnahmen zweier Erzbistümer und des Bistums Halberstadt nicht gedeckt werden konnte. Auch war die Dispens-Summe zu groß, die er für Übertragung so vieler Ämter und Pfründen an Rom zu zahlen hatte, wo Papst Leo zugunsten einer ähnlichen Lebensführung durch den Ablasshandel so viel Geld als möglich herauspreßte, und zwar vor allem aus Deutschland.

Albrecht von Brandenburg hatte seinen Machtbereich und dazu das Kurfürstentum Brandenburg für den Ablasshandel freigegeben, den der Dominikanermönch Tetzl mit ruchlosem Zynismus betrieb. Im Juni 1517 stand der Ablasskrämer nicht weit vom Bild des Roland auf dem Markt in Halle, ehe er nach Jüterbog wanderte. Mit marktschreierischem Eifer verkündete er die Allmacht seines Heilmittels gegen jegliche Höllenstrafe. Die Ablasszettel wurden reißend abgesetzt, und so geschah es, daß auch Wittenberger Beichtkinder mit solchen Wechselln auf die menschliche Dummheit zu ihrem Doktor Luther kamen, zum Zeugnis, daß ihre Sünden bereits vergeben seien. Da erhob sich Luther und schlug die 95 Thesen an das Tor der Schloßkirche zu Wittenberg, jeden in die Schranken fordernd, der ihnen gegenüber den Ablass zu verteidigen bereit war. Der mächtigste Kirchenfürst Deutschlands hatte seinen Meister gefunden.

Von da an datiert Luthers Wut auf das „Schandhaus in Halle“. Gegen den Kardinal, der Luthers Vorwürfe zunächst geradezu mit Demut beantwortet hat, verfaßt er sein Sendschreiben „Wider den Abgott von Halle“ (1529). Im Hintergrund des Kampfes stand wohl die alte Rivalität zwischen Kursachsen und Brandenburg, zwischen den Wettinern und Hohenzollern.

Die Wogen der Reformation schlugen immer höher. Die Ermordung des Dompredigers, ein nie aufgeklärtes Attentat auf Luther, der Selbstmord eines der Räte des Kardinals, der Prozeß gegen Albrechts Geldgeber und Vermögensverwalter Schönitz, der grausam gefoltert und hingerichtet wurde: solche Geschehnisse zeigen die Unruhe und vielfach auch die Kampfesstimmung, die in Halle herrschte. Da wechselte der Fuchs den Bau und begab sich in sein Mainzer Erzbistum: Aschaffenburg wurde seine Residenz. Zu Ostern 1541 zog Luthers Freund Justus Jonas in Halle ein, das nun endlich für die Reformation gewonnen war.

Zwei dreißigjährige Kriege

Man ist gewohnt, den Glaubenskrieg der Deutschen im 17. Jahrhundert als eine einmalige Katastrophe anzusehen, die wie ein jähes Unwetter über das Land hereinbrach, alles zerstörend. Dem ist nicht so. Schon im 16. Jahrhundert fanden in Deutschland Kämpfe statt, in denen bereits eine Art Dreißigjähriger Krieg vorexerziert wurde. Sie dauern vom Bauernkrieg bis zum allgemeinen Religionsfrieden von Augsburg, vom Jahre 1525 bis zum Jahre 1555, also genau dreißig Jahre. Sie werden zwar nicht allein auf kriegerische Weise ausgefochten, sind aber ununterbrochen von Rüstungen, Bündnisverträgen, militärischen

Bewegungen, Einzelkämpfen der Territorialfürsten untereinander, von Unternehmungen gegen rebellische Bauern, von Heeresfolgen gegen den Papst, gegen Frankreich und die Türken begleitet.

Wie im Dreißigjährigen Krieg verläßt auch damals ein Albertiner – Moritz von Sachsen – die Sache der Evangelischen, um dann doch wieder zum Vorkämpfer des Protestantismus zu werden: wie später handelt es sich im Verlauf der Kämpfe immer weniger um religiöse Fragen, im Hintergrund steht die Endämmung der Kaisermacht durch die aufstrebende Gewalt der Territorialherren. Die Verwicklung beschränkt sich auch im Dreißigjährigen Krieg des 16. Jahrhunderts nicht auf das Reichsgebiet: beide Male gewinnt Frankreich den Hauptanteil, es bekommt Metz und Verdun.

Die Stadt Halle wird, ihrer Lage entsprechend, immer wieder mitten in die Ereignisse gerissen. Das beginnt mit den Unruhen des Bauernkrieges und gipfelt in den Geschehnissen nach der Schlacht bei Mühlberg, als Kaiser Karl V. mit Alba nach Halle kam, siegreich und mit dem seiner Natur wenig anstehenden Gepränge des Feldherrn. Er führt den Schirmherrn der Reformation, Johann Friedrich von Sachsen, als Gefangenen bei sich, nachdem Karl wie durch Zufall das Spiel gewann. In Halle führt er es auf seine Weise fort: nicht mit Waffen, sondern mit List. Er lockt den nächst dem Wittenberger mächtigsten Fürsten der Evangelischen, den Landgrafen Philipp von Hessen, nach Halle. Moritz von Sachsen, sein Schwiegersonn, und der Kurfürst von Brandenburg gaben ihm namens des Kaisers das Versprechen freien Geleits, die Spanier aber lachten nur, daß er in die Falle gegangen sei, und machten die Moritzburg, in die er auf diese Zusicherung hin zur Verhandlung gekommen, zu seinem Gefängnis.

Die Bauten der Stadt sollen in ihrer Schönheit auf Karl V., als er nach der Schlacht hier residierte, einen großen Eindruck gemacht haben, so daß Halle selbst glimpflich davonkam. Jedenfalls erholte es sich nach der Epoche der Kriege schnell.

Auf die Übersteigerung unter dem prachtliebenden Kardinal von Brandenburg folgte eine tätige Entwicklung der Stadt aus eigener Kraft: schon 1554 hatte Nickel Hoffmann, der große Baumeister von Halle, die Marktkirche durch Einbau von Emporen im Sinne des Protestantismus umgestaltet. Danach baute er das Rathaus um, mit Balkon und Turm, wie es heute noch die Zierde des Marktplatzes bildet. Es folgte das stattliche Waage-Gebäude und die Anlage des Stadt-Gottesackers, dessen Mauer der Meister zur Rückwand architektonisch gestalteter Gräfte machte: er ist die schönste bauliche Anlage eines deutschen Friedhofs. Noch heute sehen wir überall in der Innenstadt, vor allem an herrlichen Portalen, die Spuren der Bautätigkeit des 16. Jahrhunderts. Zur Behebung der Notlage und zum Anreiz der Verschönerung der Stadt hatte der Rat bereits im Jahre 1503 einen Entschluß gefaßt, der vorbildlich wurde: die Bestimmung vom dritten Ziegel. Danach bekam jeder Baulustige ein Drittel des Materials vom Magistrat gestellt, „der Stadt zu Ehren“.

Es war die Gunst der Lage, die Halle diesen Aufstieg brachte: an der Kreuzung der Straße Leipzig-Magdeburg mit der Verbindung, die an der Saale entlang von Nürnberg und von Frankfurt am Main nach dem Norden führte. Sowohl mit Hamburg und Lübeck wie mit Stettin bestand rege Verbindung, und die zunehmende Bedeutung Berlins, das schon damals mehr nach Halle als nach Leipzig gerichtet war, machte sich spürbar.

Der Dreißigjährige Krieg unterbrach diese Entwicklung. Wechselnd suchten die Gegner sich der Stadt zu bemächtigen: 1625 kam Wallenstein und machte Halle kaiserlich, 1632 war Gustav Adolf ihr Herr; im nächsten Jahr eroberten es die Kaiserlichen zurück, denen die Schweden 1634 die Beute erneut entrissen. Im folgenden Jahre befehligte hier Kursachsen und hegte wohl die Absicht, Halle nie wieder herauszugeben. Dann wechselten die Schweden, die Kaiserlichen und die Sachsen in ständiger Folge, bis im Jahre 1642 ein Administrator aus kursächsischem Haus einen Sonderfrieden abschloß.

Noch heute klaffen die Wunden, die die Zerstörung der Moritzburg durch die Truppen Kursachsens geschlagen hat: inmitten der verkehrsreichen Stadt liegt hier eine stille, nur zum Teil für das Museum und andere Kulturzwecke nutzbar gemachte Ruine, in deren Hof man sich in die Grafenburg von Gent versetzt glaubt: hier stand die Zeit seit dreihundert

Jahren still.

Von Stadtbürgern zu Staatsbürgern

Während im gewohnten Verlauf der Geschichte eines Gemeinwesens Zufluß und Abfluß der Bevölkerung wie bei einem Brunnen geregelt ist, scheint es in Halle, als sei von Zeit zu Zeit durch höhere Gewalt das Wasser aus dem Brunnentrog fast völlig ausgeschüttet worden: so war es gegen Ende des 15. Jahrhunderts, als ein Drittel der Bevölkerung vernichtet wurde und dann die niederdeutsche, an das nordöstliche Elbland angeschlossenen Stadt in eine obersächsisch und ostdeutsch gerichtete sich verwandelte, so zweihundert Jahre später, als nach allen Fährnissen des Krieges, nach Plünderung und Brand die sich erholende Stadt durch die Pestepidemie von etwa 10 000 Einwohnern 6 000 verlor. Für die Fehlenden kamen Hugenotten und reformierte Pfälzer, bald danach auch sächsische Textilarbeiter.

Neben diesem ständigen Wechsel steht die beharrliche Kraft des Hallorentums, das sich in seinen Salzsiedereien im „Tal“, in seiner Stellung innerhalb des Stadtverbandes, mit verbrieften Rechten und altem Brauchtum in der Ausübung des Bestattungswesens auch heute noch behauptet hat.

Im Jahre 1680 kam Halle unter die Herrschaft des Großen Kurfürsten und somit an Brandenburg. Das Selbstregiment, das den Rat durch Jahrhunderte hindurch mehr zum Rivalen als zum Untergebenen des Landesherrn gemacht hatte, entsprach weder der staatlichen Straffheit Brandenburgs noch der absolutistischen Anschauung des auf Vereinheitlichung und Ganzheit gestimmten Barock.

Jetzt wurde der Staat einziger Träger der Macht, der Rat war ausführendes Organ in der von oben nach unten wirkenden Maschinerie des Staatsganzen. Dafür erhielt die Stadt, deren wirtschaftliches Leben schwer darniederlag, nun vom Staat her Hilfe und reiche Möglichkeiten zur Entfaltung. Ganz neue Gewerbe wurden eingerichtet, Halles Gewerbefleiß lieferte alles, was der Barockmensch in seinem Verlangen nach Bauschickigkeit und Größe an Kleidern und Putz brauchte: Tuche und Stickereien, die Litzen, die Heer und Beamenschaft zum Zeichen ihrer Würde benötigten, Perücken und Strümpfe, deren Verkauf auf der nahen Leipziger Messe geschickt organisiert wurde.

Die Aufnahme in den brandenburgischen Staat vermehrte naturgemäß die Rivalität mit Leipzig. Stets paßte man in Halle auf, was man der großen Schwester auf dem Gebiete des Handels und der Kultur und Bildung abgewinnen könnte. Die Gelegenheit kam: der orthodoxe Geist, der an der Leipziger Universität und in der Geistlichkeit herrschte, empörte sich gegen den Sohn des dortigen Professors Thomasius, der gegen allen geheiligten Brauch es gewagt hatte, eine Vorlesung nicht in lateinischer Sprache, der Sprache der Gelehrten, sondern auf deutsch, in der Sprache des Alltags, zu halten. Thomasius mußte Leipzig verlassen, Danckelmann nahm sich seiner an und gab ihm die Erlaubnis, an der Ritterakademie in Halle zu lehren, aus der er eine Universität zu machen gedachte. Thomasius hatte Erfolg, und so wurde 1694 die Universität gegründet, mit der Brandenburg sich von Wittenberg, Leipzig und Jena, den drei sächsischen Universitäten, unabhängig machte.

Unhaltbare Zustände wurden damit beseitigt. Brandenburg hatte bis dahin nur in Königsberg und in Frankfurt an der Oder eine Universität gehabt, denn Duisburgs Universität war nur von lokaler Bedeutung. Die Theologen studierten meist in Wittenberg, dessen orthodoxe Lehrer ebenso wie die Theologen von Leipzig und Jena erbitterte Feinde der reformierten Lehre waren, die doch in Brandenburg Religion des Hofes war. Nun war im Kerngebiet der Reformation die Stätte gefunden, an der Brandenburg in kulturgeographischem Anschluß an altes Kulturgebiet die neue Hochschule für seine Pfarrer und Beamten errichten konnte, eine Pflanzstätte des zu schneller Machtentfaltung sich entwickelnden neuen Großstaates im Nordosten von Deutschland.

Heroen des Barocks

Das Heldenideal des Barock, Panzer und Allongeperücke verbindend, erscheint in dem Großen Kurfürsten ausgeprägt, wie Andreas Schlüter ihn auf der Brücke vor dem Schloß zu Berlin dahinreiten läßt. An eine solche Erscheinung muß man denken, um auch die Helden des Geistes zu verstehen, welche das deutsche Barock hervorbrachte. Zwei der größten gehören Halle an: Händel, der gewaltigste Tonschöpfer neben Bach, dessen Stern in Halle aufging, und Thomasius, zu dessen Füßen er als Student der Rechte saß. Thomasius selbst ist ein Held der Aufklärung, ein Befreier Deutschlands, der gegen die verbohrte Orthodoxie im kirchlichen und staatlichen Leben sich wehrte, der gegen den Wahnsinn der Hexenverbrennung und des Teufelsglaubens anging, ein gewaltiger Kämpfer für die Idee des Naturrechts, der Schöpfer des Rechtsgefühls einer modernen Zeit.

Von Leipzig war Thomasius vertrieben worden: hatte er es sich doch gewagt, eine Vorlesung nicht mehr in der Sprache der Gelehrten, dem Latein, sondern in Deutsch zu halten. Danckelmann, der damals allmächtige Minister des Kurfürsten Friedrichs III., des späteren ersten Königs von Preußen, forderte ihn auf, an der Ritterakademie von Halle zunächst einmal probeweise Vorlesungen zu halten. Thomasius bewährte sich als Lehrer und Denker von zwingender Kraft. Ein neuer Roland, richtete er das natürliche Recht auf gegen eine Rechtsidee, die noch ganz im Mittelalter befangen war und auf scholastischer Konstruktion beruhte. Die ethischen Gesetze der natürlichen Welt stellte er den theologischen Dogmen, die Forderung der Vernunft den abstrakten Folgerungen sogenannter Offenbarung kühn entgegen. Er verlangte die Reform der Rechtspflege, vor allem die Abschaffung der Folter, ein Ziel, das freilich erst unter Friedrich dem Großen verwirklicht wurde. Seine weitere Forderung war die der Toleranz, der Duldung Andersgläubiger, und gerade diese Forderung machte ihm die meisten Feinde.

Hinter diesem Luther des deutschen Rechts stand fördernd eine andere große Gestalt der Zeit, deren Wirken von Berlin aus Halle groß gemacht hat: des emporstrebenden brandenburgischen Staates Minister Danckelmann, der wahre Begründer der Universität Halle, der in der kaum an Brandenburg gekommenen Stadt die Erziehungsstätte des neuen Staatsbürgertums entstehen ließ. Neben der Universität förderte er die erste deutsche Realschule, die damals unter Semler in Halle erstand; durch Hebung von Gewerbe, Handel und Verkehr schuf er in der durch Hugenotten und Reformierte neubevölkerten Stadt völlig neue Möglichkeiten.

In dieses Halle kam, von Erfurt vertrieben, als Pfarrer der Vorstadt Glaucha August Hermann Francke. Zum Nationalismus und der Aufklärung brachte er in das Vielerlei der Strömungen, die hier wirkten, den Pietismus, zum individuellen Rechtsgefühl die individuelle, auf das Gemütsleben des Einzelnen gestellte Frömmigkeit. Der gemeinsame Gegensatz zur Orthodoxie verband ihn zunächst mit dem kämpferischen Thomasius, aber wenn auch die führenden Geister sich verstanden: die Gefolgsmannen sorgten dafür, daß Nationalismus und Pietismus gar bald Namen einander bekämpfender Parteien wurden.

Francke ist in Lübeck geboren; in seinem Wesen ist viel von der inneren Lauterkeit und Zartheit zu erkennen, die nordischen Menschen zu eigen sein pflegt, wenn sie sich auf geistiges Gebiet begeben. Für Halle aber kam Francke von Thüringen: in seinem dritten Jahre schon war er nach Gotha gekommen, wo der Vater dem festgefügteten Beamtenstaat Ernsts des Frommen angehörte, dessen haushälterisch-väterliche Art auf Francke bestimmend eingewirkt hat.

Nur wer die dem Deutschen eingeborene Kraft zur Selbstorganisation kennt, wird begreifen, wie es möglich war, daß August Hermann Francke aus dem Nichts heraus eine solche Gründung entstehen lassen konnte: das Waisenhaus, ein Schulpforta der Armen, aus Mitleid und Erbarmen geschaffen, in seiner Entfaltung aber eine Werkstätte des Geistes, der Handfertigkeit, der Heilmittel, von der absehbar viel Segen ausging und heute noch ausgeht, auf Gottvertrauen gegründet, aus Menschenliebe gewachsen.

Als 1713 König Wilhelm I. nach Halle kam und auch hier das Signal der Sparsamkeit gab,

war er verblüfft über die Großräumigkeit des Erstandenen. „Eine ganze Gasse Häuser!“ rief er aus, und es schien ihm Verschwendung. Bald aber wurde er doch gewonnen, und zwar durch die innere Wahrhaftigkeit, die er bei Francke verspürte. Es zeigt die stets wieder ergreifende Güte dieses nach außen hin so derben Menschen, was er dann aussprach: „Der Francke ist ein guter Mann, er sagt jedem die Wahrheit!“

Francke hat dann, über sein eigentliches Gebiet hinausgehend, in Halle viel gewirkt und geherrscht und – besonders nach des Pietisten Spener Tod – als dessen geistiger Nachfolger großen Einfluß auch in Berlin gewonnen. Seine Frömmigkeit wurde freilich etwas schematisch, da er, dem auch innerhalb seiner Stiftungen die Apotheke besonders wichtig war, die Gnade Gottes wie eine Arznei für die Seele gleichsam auf Rezept verabreichte.

Der junge Kronprinz Friedrich hat das Apothekerhafte dieses Gottesmannes empfunden, wenn Francke am Tisch der königlichen Familie ihn und die Schwester Wilhelmine mit seinen erbaulichen Andachten langweilte. Er las lieber die Schriften Wolffs, den Franckes Anhänger vertrieben hatten. Dem königlichen Vater aber bereiteten die Erbauungsstunden einen wohltuenden Schlaf. Die Königin ließ wohl einen überlegenen Spott in den geistvollen Zügen ihres welfischen Gesichtes vibrieren, aber sie fügte sich dem Willen des Gatten und Königs und sah ja selbst, daß Gottes Segen auf dem Werk dieses Mannes lag. Aus dem Nichts wuchs seine Gründung hervor. Er sah Not, und so ergab sich für ihn die Notwendigkeit der Hilfe. Infolge der kaum überstandenen Pestzeit war ein besonders großer Teil des Nachwuchses der Stadt Halle verwaist. So gründete August Hermann Francke sein Waisenhaus, und während gar viele der Kinder, die noch ihre Eltern hatten, im Heimbetrieb und in den Manufakturen frohndeten, dabei aber ohne jede Schulbildung blieben, wuchsen die jungen Schützlinge des Vorstadtpfarrers unter seiner Obhut und umhert und ausgestattet mit Wissen auf. Bei den Hallenser Waisenkindern zeigte sich in der Zeit, in der der Schulbesuch noch durchaus unregelmäßig war, der Vorteil des Schulzwanges, der dann von Friedrich Wilhelm I. in ganz Preußen eingeführt wurde. Auch hier folgte er Francke, der seinerseits das Vorbild Ernsts des Frommen, des einstigen Gothaer Landesvaters, in Friedrich Wilhelm lebendig machte. So geht ein Weg von der großen Reformtat des Gothaers Herzog über August Hermann Franckes Organisation nach dem Preußen, dem Friedrich Wilhelm I. die Fundamente schuf: auch hierin offenbarte sich die West-Ost-Bewegung, die der deutschen Geschichte eingeboren erscheint.

*

So segensvoll Francke organisatorisches Wirken wurde: er hat den Bruch mit den bahnbrechenden Kräften der Universität nicht vermeiden können. Als mehr und mehr im Pietismus selbst ein orthodoxes und zugleich auch kopfhängerisches Gebaren einzog, das von Heuchelei nicht frei war, stand Franckes einstiger Helfer Thomasius gegen die Frömmel auf, ein Kämpfer auch hier, der das Weltbild der Aufklärung auf Vernunft und Wahrhaftigkeit beründete, der statt der Geheimnistuerei der Anhänger von Spener, statt der süßlichen Wundmalverehrung der Anhänger Zinzendorfs ein offenes, freies Verhältnis des Christentums zur Schöpfung und zum Schöpfer forderte. Die Auseinandersetzungen des philosophischen Rechtslehrers mit den theologischen Kollegen der Universität und somit auch mit Francke hatten das Gute, daß sie dem Thomasius zu einer immer konsequenteren Durchführung seiner Ideen auf allen Gebieten veranlaßten. Der geoffenbarten Theologie setzte er die natürlichen Gesetze der Vernunft gegenüber, den Moralisten die Ethik des Philosophen, dem abstrakten Rechtsbegriff das Recht, das mit dem Menschen, als Staatsrecht aber mit den Völkern geboren ist.

Verstärkt wurde die Stellung des Thomasius und somit der Nationalisten durch den Philosophen und Mathematiker Christian Wolff, der 1707 an die Universität Halle kam. Es ist der Philosoph, der Leibnizens Lehre, die der vielbeschäftigte Weltmann selbst nie systematisch ausgebaut hat, zum System formte. Indem er dabei das Latein als

Gelehrtensprache aufgab, schuf er die deutsche philosophische Sprache und verstärkte damit die große Tat des Thomasius, der seine Wissenschaft von der Tyrannei des Mönchlateins befreit hatte.

Wolffs Gegensatz zum Pietismus trat sehr bald scharf hervor. Er leugnete die Offenbarung, die der Pietismus zur Grundlage aller Frömmigkeit machte. Der unaufrichtigen Art derer gegenüber, die sich als „die Erweckten“ bezeichneten, worüber ja eine Kontrolle nicht möglich war, verlangte er, daß auch das religiöse Erleben durch die Vernunft begründet werde. Daraus entstand eine grimmige Fehde mit dem Vertreter des Pietismus, dem Professor Jacob Lange, dem herben „Schulmajor“ dieser an sich so sanften Lehre. Als dieser Schüler Franckes Wolff gegenüber unterlag, wählte er einen Ausweg, wie er wohl häufig bei ähnlichen Konflikten angewandt wird: in seinem Bereich besiegt, begann er höheren Ortes gegen den Überlegenen zu intrigieren. Es gelang ihm, zwei Generäle Friedrich Wilhelms I., der seit 1713 König war, von der Gefährlichkeit des Hallenser Wolffs zu überzeugen: Wolffs Begründung von der menschlichen Willensfreiheit durch den Satz vom zureichenden Grunde erlaube jedem Soldaten – so erklärte er es den beiden Offizieren – zu desertieren, wenn die innere Stimme es ihm eingebe! Das war zuviel für den Soldatenkönig: bei Strafe des Stranges mußte der Professor innerhalb zweier Tage Halle und damit Preußen verlassen. Es war im Jahre 1723, als die Hallesche Universität diesen schweren Schlag gegen die Lehrfreiheit erdulden mußte: zu des „Schulmajors“ eigenem Schrecken, der es ja gar nicht so böse gemeint hatte.

In der Abnahme der Zahl der Studierenden war die Wirkung sofort zu erkennen. Aber auch hier wußte man Rat: der König gebot, daß jeder Theologe, der in seinem Staat auf Anstellung rechne, zwei Jahre in Halle studiert haben müsse: da wimmelte es denn wieder von Studenten. So kam von Stendal aus auch der Wegbereiter des Klassizismus, Winckelmann, als Student der Theologie nach Halle, wo ihm freilich „die akademische Speise zwischen den Zähnen hängenblieb“.

Christian Wolff aber wurde im „Ausland“ mit offenen Armen aufgenommen und wirkte als Professor im Marburg. Als 1740 Friedrich II. zur Regierung kam, holte er den großen Lehrer sofort nach Halle zurück, wo er, zeitweilig Rektor, inmitten einer zahlreichen Schülerschaft als der Philosoph der Aufklärungszeit und als Begründer des systematischen Denkens noch lange Zeit wirkte, ein Wegbereiter der kritischen Philosophie von Kant.

Vor allem hat die Universität Halle die Juisten des neuen Preußens geschult. Dem veralteten Reichsrecht, wie es unter dem Eindruck der Kanzleien von Wien das verknöcherte Reichskammergericht vertrat, wurde in Halle ein lebendiger Rechtsbegriff gegenübergestellt, der den Ansprüchen des preußischen Staates in der Zeit der beginnenden Losreißung vom Reich entsprach. Der Devise „Los von Rom“, die Wittenbergs Mission im 16. Jahrhundert kennzeichnet, entsprach an der Universität Halle im 17. und 18. Jahrhundert die Devise „Los von Wien!“ Somit wurde Halle die Universität der preußischen Staatsgesinnung, die Erbin Wittenbergs im Zeitalter des Barock.

Es wären noch viele bedeutsame Namen aus dieser Periode Halles zu nennen. Der Physiker Schultze etwa, der an der Nürnberger Universität Altdorf als den Bahnbrecher der Photographie Versuche mit lichtempfindlichen Platten anstellte, stammt aus Halle. Er war nahe daran, Friedrich den Großen photographieren zu können!

Eine große Gestalt ist der Mediziner Friedrich Hoffmann, als „Aesculapius Hallensis“ einst weltberühmt. Er hat für Deutschland den Sieg der wissenschaftlichen Medizin durchgesetzt und ist vor allem der Schriftsteller und Philosoph seines Berufes. Ihm ist Naturforschung Gottesdienst, die Erkenntnis der Gesetze der Weltordnung erklärte er als die wahre Aufgabe der Forschung, das Leben und Streben unter diesen Gesetzen aber als die menschliche Aufgabe. Bis dahin hatte die Universität Leiden auf dem Gebiet der Medizin die deutschen Universitäten weit überflügelt: nun trat neben den berühmten Boerhave der Hallenser Hoffmann, der große Lehrer, der die Medizin im Sinn der Forschung und als naturwissenschaftliche Erkenntnis betrieb.

Als der kranke Friedrich Wilhelm I. den berühmten Boerhave zur Konsultation berief,

antwortete dieser dem Gesandten des Königs: „Weshalb ruft Ihr mich? Ihr habt ja Hoffmann!“

Diesen Hoffmann aber hat wohl heute noch fast jedes deutsche Haus: im Apothekenschränkchen stehen, als altbewährtes Mittel bei Magenbeschwerden, die Hoffmanns-Tropfen, die der Hallenser Arzt vor mehr als zwei Jahrhunderten schon bereitet hat.

Händel

Die Bedeutung Halles gegen Ende des Barock liegt nicht nur in dem, was der Staat Brandenburg als neuer Gebietsherr von außen hier entwickelt hat, die Stadt selbst brachte einen der größten Musiker Deutschlands hervor: Georg Friedrich Händel. Zwei Urgroßväter des Meisters, Olearius und Cuno, waren Geistliche und Lehrer am Gymnasium zu Halle, die Mutter entstammte dem Pfarrhaus zu Giebichenstein. So trat zu dem im gleichen Jahre – 1685 – in Eisenach geborenen westlichen Thüringer Bach der Mitteldeutsche obersächsisch-östlicher Ausprägung. Beide sind Vertreter des deutschen Bürgertums, wie es nach dem Dreißigjährigen Krieg das Erbe Luthers weiterführte, beide sind mit der religiösen Wiederbelebung durch den Pietismus und die geistige Erneuerung durch den Nationalismus bestimmt.

Ein Held des Barock, prägte Händel den festlichen Stil der Musik aus, in der Pracht seiner Oratorien und Opern, in der abgestimmten Orchestermusik der Concerti grossi schritt er über seine deutschen und italienischen Vorgänger weit hinaus. Es ist, als sei Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten Musik geworden, als habe der Chor der Kriegermasken am Zeughaus zu Berlin Stimme bekommen, als lösten sich Gestalten aus den Prunkräumen des Schlosses zu Berlin und ließen ihre Arien erklingen: Almira, Xerxes, Saul, Rodelinde, Alexander, Herakles. Helden und Heldinnen sind nach der Mode des Barock gekleidet, sie tragen Perücke und Panzer, Schnürleib und Reifrock, sind Übersteiger an Größe und Gestalt wie an Feierlichkeit der Gebärde. Melodie wird Bewegung, dynamische Kraft läßt in mächtiger Entfaltung von immer neuen Melodien bereichert, einen plastisch farbigen Stil erstehen, lebend in überirdischem Licht, wie Tiepolo an der Decke des Würzburger Schlosses, wie die süddeutschen Meister in der Kirchenkunst Bayerns und Schwabens auf Wolken göttliche Gestalten sahen – Geschöpfe einer Welt, die mit Rubens beginnt.

*

So stellen Bach und Händel der sichtbaren Welt des Südens eine hörbare Welt gegenüber, elementar, prangend, durchglüht von Tönen, durchblutet von Lebensenergie und doch zugleich verhalten in überpersönlicher Hingabe an die Vision. Bachs Werk erscheint vertieft und räumlich, Händels Musik wirkt ausströmend und hat gleichsam plastische Kraft. Bachs Welt ist verinnerlicht, seine Musik ist zutiefst Erlebnis, ganz Angelegenheit des inneren Seins, geheimnisvoll und magisch, Harmonie wird ihm zur Deutung der Welt. Bei Händel wird alles Gestalt und Form, mit objektiver Kraft hingestellt, breit, höfisch, durchdrungen von einem Barock, das den Stil der deutschen Orgelmusik zur Oper, die Kirche zur Bühne überleitet. Wo Bach deutsch ist, ist Händel europäisch, neben dem tiefsten Deutschen steht er als der größte Europäer, Bach ist der Rembrandt, Händel der Rubens der Musik. Händel blieb nicht im Heimatland der an Luthers Gemeinschaft gebundenen Musik, nicht im Gebiet von Eisenach, Weimar und Leipzig. Er ging den Weg nach Rom, Neapel und Venedig. Dann beherrschte er von London aus die musikalische Welt.

Aber Händels Kunst entstammt dem Boden von Halle: in ihr lebt der Stolz seiner Vaterstadt, der den größten, ja den einzigen wahren deutschen Campanile als Sinnbild erstehen ließ; den Roland, zu dem sein Denkmal auf dem Markt von Halle hinübersieht, begrüßt er wie seinen Bruder. Sein Lehrer Friedrich Wilhelm Zachow ist einer der besten deutschen Kantaten-Meister neben dem großen Buxtehude. Durch ihn wie durch den

Pator Anastasius Freylinghausen, der im Jahre 1707, vielleicht mit Händels Beteiligung, das grundlegende evangelische Gesangbuch herausgab, wurde Halle ein Vorort der Kirchenmusik des Barock. In Halle hatte bis zum Jahr 1654 Scheidt gewirkt mit Schütz und Schein, dem Vorläufer Bachs im Thomaskantor, eine der großen Meister des frühen Barock; als die drei großen „S“ faßt die Musikgeschichte sie zusammen. In Halle und in Weißenfels hatten sächsische Fürsten auf kleinem Gebiet die Musik gepflegt, und als der Knabe Händel, Sohn des vom Barbier zum Leibchirurgen des Herzogs aufgestiegenen Vaters, gelegentlich eines Besuches in Weißenfels die Orgel spielte, entschied sich sein Schicksal: der kunstsinnige Herzog erklärte, der Knabe müsse eine Ausbildung haben. Der Vater gab schließlich nach – er hatte, wie so viele Väter, die ihren Sohn voranbringen wollen, die juristische Laufbahn für ihn erwählt, und das entsprach ja ganz dem Geist der Stadt, in der Thomasius lehrte. So hat Händel zunächst auch bei Thomasius studiert, von dessen Wesen etwas in seine Musik einzog: die Pracht und innere Zuversichtlichkeit des Barock. Der junge Student war aber zugleich Organist der Domgemeinde zu Halle, und das entschied: 1703 bereits ging er nach Hamburg, um dort Musiker zu werden. Dann zog er nach Rom und Neapel, bis er in London heimisch wurde und mit der ganzen Leidenschaft seines Wesens die Sendung vertrat, die er in sich spürte, ein Heros an Arbeitskraft und in jeder Äußerung seines Wesens.

Dreimal kam der Meister aus London in seine Vaterstadt, zuerst 1719, als Bach in Köthen war. Bach machte sich eilends auf, den berühmten Landsmann zu sehen, als er ankam, war Händel schon abgereist. Danach kam Händel 1729, Bach lag krank in Leipzig, er schickte seinen Sohn Wilhelm Friedemann und lud Händel ein – aber der konnte die Reise nach Leipzig nicht mehr einrichten. So sind die beiden Vollender des Deutschen Barock sich nie begegnet.

Herberge der Romantik

Es braucht einige Phantasie, um sich den Park von Giebichenstein so vorzustellen, wie er zur Zeit des Vaters der Hallenser Romantik, des Komponisten und Salinen-Inspektors Reichardt war: wild und wahrhaft romantisch, ferne von der Stadt, die heute die wohlgepflegten Anlagen eines Bürgerparks umklammert. In diesem Garten, in dessen Dämmer die Nachtigallen schlugen, hoch über der Saale, in einer Landschaft, die ganz zum Schwärmen und Musizieren angetan war und der die Ruine Giebichenstein den idealen Theaterhintergrund bot, kamen sie zusammen, Tieck und beide Schlegels, Wackenroder, der das Wesen der Romantik als Erster ausprägte, Novalis, später Brentano und Wilhelm Grimm, der bei dem Wundarzt Reil Genesung fand, zuletzt noch Eichendorff und Immermann. Von bildenden Künstlern kamen Schinkel, der Klassizismus und Romantik, Griechentum und Gotik verband, und mit ihm der Bildhauer Rauch. Steffens, der durch die Romantik zum Deutschen gewordene Norweger hat sich in Giebichenstein mit einer der schönen Töchter Reichardts verlobt, während die andere unvermählt als Komponistin in Hamburg starb.

Sie alle haben hier geschwärmt und geträumt, die Welt vergessen, die einst der große Händel von Halle aus sich erobert hatte, in mondbeglänzter Zaubernacht haben sie die schwebende Brücke errichtet, die Brücke der Romantik, die die Verbindung des Nordens von Deutschland mit dem Süden gelang.

Brentano als junger Student, Arnim von seinem Gut zwischen Wittenberg und Berlin, Bettina Brentano, deren Leben sich zwischen Frankfurt, Weimar und Berlin abspielte, sind mit Halle verbunden. Aller Blicke aber waren immer wieder auf Goethe gerichtet, dessen Lebensstraße von Frankfurt nach Weimar – Jena und darüber hinaus bis Lauchstädt im Bezirk von Halle reicht.

Es lohnt sich, ihm zu folgen, wie er, 1803 etwa, nach Halle kommt, aber nicht des literarischen Getriebes wegen, er steigt auf den Petersberg und untersucht dort Steine. Er ist durchdrungen von der geologisch eigenartigen Formation der Gegend um Halle, mit den Porphyrfelsen am Fluß und dem Sandsteingebiet gegen Süden. Er sinnt auch hier

dem Problem der Erdgestaltung im Laufe der großen Perioden des Weltgeschehens nach. Denn das „tellurische Gesetz“, welches das feste Land und seine gestaltenden Kräfte dem Wasser entgegengesetzt, ist in der Lage des Giebichensteins symbolisiert.

Unter den Menschen war Goethe hier einer besonders wichtig: Friedrich August Wolf, der zweite große Hallenser Professor dieses Namens. Wie der erste Wolff einst die Philosophie frei machte von der Gängelung durch die Kirche, so wurde der zweite Hallenser Wolf der Befreier der deutschen Philologie aus ihrer dienenden Stelle gegenüber der Theologie. Er verbot sogar Theologen die Teilnahme an seinen Übungen. Goethes Wolf ist der Begründer der klassischen Altertumskunde, der Erbe Winckelmanns auf dem Gebiet der antiken Dichtung, der Erforscher Homers, dessen Wirken Goethe manche Anregung gab, etwa für die Elegien und für die drei Epen, die er im Versmaß der Ilias schrieb: Achilleis, Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea.

*

Ungern scheidet man von dem Bild dieser Zeit. Noch erinnert man sich, daß auch Jean Paul hier gewilt hat, daß Schiller und Schelling gern in Halle waren. Achim von Arnim schrieb über Halle sein Studentendrama: „Halle und Jerusalem“, im Botanischen Garten von Halle spielen Teile seines schwermütigen Romans von der Gräfin Dolores. Auch viel später noch wirkte die Romantik hier. Der Krug zum Grünen Kranze, durch das Studentenlied bekannt, liegt gegenüber der Burg Giebichenstein an der Saale. Ein Stück nördlich von Giebichenstein, in der kleinen Stadt Löbejün, ist Carl Loewe geboren (1796), der als Komponist durch seine Balladen und ihre anschauliche Tonmalerei weiterlebt.

Aus Halle stammt ein anderer Romantiker unter den Musikern, Robert Franz, Sohn eines Hallen und somit hier wahrhaft bodenständig. In seinen Liedern verbindet er das Erbe des Chorals mit Volkslied und Kunstgesang. Spätromantisch, erscheint er wie eine Art Geibel der Töne, ein Künstler, der ganz auf Gefälligkeit ausgeht und dessen Werken bei aller Feinheit der Form und der Empfindung die letzte Urtiefe fehlt.

Der Pfiff der Lokomotive

Zu Beginn der vierziger Jahre bekam Halle eine Eisenbahn. So begeistert man von dem Dampfproß war, so friedlich faßte man doch zunächst den Bahnhof auf: im ersten Stock des Stationsgebäudes wurde zur Ausnützung des Monumentalbaues ein Konzertsaal eingerichtet, abends schliefen die Lokomotiven der Biedermeierzeit. Um so schlimmer war das Leid, das ein solches Ungeheuer dem Hallenser Musiker Franz zufügte. Als die erste Lokomotive, die er sah, einen Pfiff ertönen ließ, erschrak er derartig, daß er sich ein schweres Gehörleiden zuzog, das im Lauf der Jahre zur Taubheit führte.

Der Pfiff der Lokomotive trennt alte und neue Zeit. Eine reiche Vergangenheit verschwand. Erstaunt fragt man sich heute, wie es denn möglich war, daß eine geistig und künstlerisch so gesegnete, eine so schöne, geschichtlich bedeutsame Stadt, in der Wackenroder und seine Berliner Genossen begeistert die von Süddeutschland ausstrahlende künstlerische Wärme empfanden, im Verlauf des 19. Jahrhunderts aus eigenem Willen so ganz verwandelt werden konnte.

Es genügt daher nicht, mit suchenden Augen durch die Stadt zu gehen, sich der schlanken Türme auf dem Marktplatz, einiger kunstvoller Portale und Erker an Rathaus und Bürgerhäusern, der Gotik einiger Kirchen und der Baureste von Moritzburg und Giebichenstein zu freuen. Man braucht in Halle auch das Wissen um die Vergangenheit, die Kenntnis der Geschichte und ihrer Gestalten, damit sich das wahre Antlitz der Stadt offenbart.

Vor allem aber muß man, um im heutigen Halle das morgige zu spüren, mit schnellem Wagen die Umgebung Halles durchqueren. Man sieht den Straßendamm, mit dem, noch zu Beginn den 19. Jahrhunderts, die preußische Regierung die Gefahr der Überschwemmungen bannte. Man sieht eine Landschaft, die zunächst nüchtern und

gleichmäßig erscheint, Industriegebiete, wie in Westfalen. Man lernt, als Größe zu empfinden, wie dieses weite Gebiet von der Macht der industriellen Arbeit bezwungen wurde: eine technisierte Landschaft, weite Braunkohlengebiete, offene Bergwerke, gewaltige Trichter, Dantes Vision der Hölle vergleichbar.

Der Sohn eines Bergmanns aus Klausthal, Karl Adolf Riebeck, trat hier – 1835 – hervor, er baute seine Schwelerei, die aus der Verarbeitung der Nebenprodukte der Kohle eine Hauptsache machte. Es ging um die „bituminöse Kohle“, wie sie sonst nur in Schottland gefunden wird, einer Kohle, aus den Resten verschwundener Wälder entstanden, der man nun wieder Öl abgewinnt. Die Technik brachte den Wandel, der das Gesicht des heutigen Halle bestimmt.

Man sieht die Hafenanlagen bei Trotha, sieht gewaltige Elektrizitätswerke; von der Rasenbahn abschwirrend, zeigen Flugzeuge die Stelle, wo der Flughafen Schkeuditz die beiden Städte Halle-Leipzig zur Einheit bindet. Dazwischen geht der Streifen der Reichsautobahn; auf der Strecke nach Magdeburg aber zeigen elektrische Züge, daß wir im Kerngebiet technischer Leistung sind. Eine andere Gleisrichtung weist auf den Kaligewinn, Zug um Zug verbindet Halle mit Leuna, von dessen Produktion die Inschrift kündigt Ammoniakwerk Merseburg. Dann wieder dehnen sich auf fruchtbarem Boden die weiten Felder mit Zuckerrüben. 1835 wurde die erste Dampfmaschine für Zuckergewinnung hier aufgestellt, sie fraß Braunkohle, die aus der Nähe herangeholt wurde, und deutete die Entwicklung an, die Halle wirtschaftlich nahm: vom Salz zum Zucker! Man muß diese Landschaft aus der Luft überschauen, will man das Zusammenströmen der Liniennetze und Wege von allen Richtungen erkennen. Dann aber ordnet sich das heillose Durcheinander der Bauspekulation, die hier gegen die Wende zum 20. Jahrhundert Gottes Boden grausam zerschneidet. Rund um die Werke, bis weit nach Leuna, erkennen wir grügebettete Trabantenstädte, in denen die werktätige Bevölkerung ein würdiges Wohnen fand. In der Nähe der Saale erkennt man die Salinen, überall sind Schornsteine und Bahnen; phantastische Berge, die plötzlich aufsteigen, sind nicht von der Natur geformt, es sind Schlackenhalde: unfruchtbares Gelände der Industrielandschaft. Giftige Abwässer und Senkung des Wasserstandes brachten der Landschaft Schäden und teilweise Versteppung – heute heilt die Chemie die Wunden, die sie einst selber schlug: mit Leunadünger werden die Halde wieder fruchtbar gemacht.

Dann ragen wieder Fabriken und Werke, dazwischen eingebettet Getreidefelder und weite Flächen mit Hackfrucht, dunkle Scholle, der eine tiefer gelagerte Lehmschicht die Feuchtigkeit bewahrt. Dann wieder erkennen wir Braunkohle, Kalkstein, Quarz, Sand und Ton, auch Porzellanerde. Überall aber sehen wir fieberhafte Tätigkeit: der Raubbau der Gründerzeit, von dem ersoffene Bergwerke trauriges Zeugnis ablegen, wickelt sich in einer Gesamtplanung, die zerstückelte Form wieder zum Ganzen bindet. Halle aber, die Provinzstadt, im Laufe der Geschichte in Politik, Kultur und Wirtschaftsleben bald nach Süden, bald nach Norden, bald westlich nach Magdeburg, aus eigenem Antrieb aber immer wieder nach Leipzig und Thüringen gerichtet, ist nun selber ein Zentrum geworden: Hauptstadt eines neuen Industriegebietes, das zwischen Thüringen und Sachsen entstand, Elbe und Saale, Mulde und Elster zu seinen Flüssen zählt, die alten Abgrenzungen zwischen Preußen, Sachsen den Thüringer Kleinstaaten und Anhalt-Dessau aufhebt und Mitteldeutschland genannt wird.

Gegenwart und Wirklichkeit fordern ihr Recht. Aber über die dröhnenden Rhythmen der Arbeit schwingt sich, als stiege nahe den Hochöfen der Großindustrie aus grünender Furche Lerchengesang zum Himmel empor, des Hallenser Studenten Josef von Eichendorff ewig gültiges Lied:

*Es steht eine Burg überm Tale,
Schaut still in den Strom hinein,
Das ist die fröhliche Saale,
Das ist der Giebichenstein.*

*Hier habe ich oft gestanden,
Es grünten Täler und Höhn -
Seitdem in allen Landen
Fand ich immer die Welt so schön.*

Hauptstadt des Reichs

1864 zwingt Österreich und Preußen den König von Dänemark, auf Schleswig-Holstein und Lauenburg zu verzichten, 1866 kam die Auseinandersetzung mit Österreich und Süddeutschland, 1870 die Abrechnung mit dem Frankreich Napoleons III., es sind die drei siegreichen Feldzüge, die Moltkes wie Bismarcks Ruhm verkünden. Im Mai des Jahres 1871 wurde in Frankfurt der Friede zwischen dem neu gegründeten Deutschen Reich und dem besiegten weltlichen Nachbarstaat unterzeichnet. Nach dem Einzug der siegreichen Truppen durch das Brandenburger Tor und der begeisterten Hingabe an die Waffentaten der unmittelbaren Gegenwart war der Höhepunkt der Festlichkeit die Einweihung des Denkmals Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten: als wolle man die Entwicklung zum Reich vergessen und sich neu besinnen auf die preußische Zeit. Noch die Siegesallee ist auf die Geschichte der Mark Brandenburg, aber nicht auf den Reichsgedanken gestellt, wie die gemalte „Siegesallee“, die Reihe der Kaiserbilder im Römer zu Frankfurt.

Dennoch beginnt nun die Entfaltung Berlins zur Hauptstadt des Reiches, wobei leider ein Schinkel fehlt. Die Leistungen der neuen Zeit lagen auf anderem Gebiet: im Aufstieg der Wissenschaft und der Technik, die gemeinsam alle Formen des Lebens, des wirtschaftlichen vor allem, durchdrangen. Die Kunst ist in Berlin stets mehr zu Gast als zu Haus gewesen. Bodenständig wirkt die Leistung zweier Meister, die fest im Preußentum verankert sind: Fontane und Menzel. Die Welt Friedrich des Großen wurde dem Schlesier Menzel zum Inhalt seines Schaffens. Mit entsagungsvoller Unpersönlichkeit, die im Ergebnis befreiend persönlich wirkt, hat er die Requisiten und Szenerien der Zeit Friedrichs des Großen studiert, dann aber mit dramatischem Instinkt für den zündenden Moment die Wiedererweckung der Geschehnisse und Gestalten der Vergangenheit erreicht. Zugleich ist er der Maler der Epoche Wilhelms I. geworden, deren künstlerisch bedeutendster Vertreter in ihm erstand.

Es erschien geradezu als Naturgesetz, dass stets ?..... Fachmann auf seinem Gebiet eines Tages in Berlin als Professor und Leiter eines Institutes landete. Jetzt kam die große Zeit von Helmholtz, der seine Idee von der Erhaltung der Kraft weiterentwickelte und über den Bau und die Tätigkeit der Sinnesorgane forschte. In einer Sitzung der Physiologischen Gesellschaft trug 1882 der Landarzt Robert Koch aus Wollstein seine Entdeckung des Tuberkelbazillus vor. Man wartet auf eine Diskussion, alles sieht auf Birchow, der steht auf, nimmt seinen Hut und verlässt den Raum. Die Tatsachen waren ihm zu ungeheuerlich, sie widerlegten seine Auffassung, nach der Krankheit Selbstzerfetzungs war. Aber Birchow setzte sich mit der Entdeckung Kochs ehrlich auseinander und half ihm und damit der Menschheit.

Die ganze Welt wurde bewegt von den Ergebnissen der Berliner Astrophysik. Kirchhoff und Bunsen hatten schon 1859 in Heidelberg die Spektralanalyse entdeckt, die im Spektrum eines glühenden Körpers seine chemische Zusammensetzung erkennt. Ungeahnte Einblicke in den Weltraum bereiteten sich vor, das Schauen der Menschheit drang in die Unendlichkeit des Weltalls. In der Sternwarte des Professors Wilhelm Foerster, wo auch die Gründungsgeschichte der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt beginnt, später dann in Babelsberg und Potsdam, wird die chemische Natur der Weltkörper untersucht. Im Sonnenspektrum hatte man als neues Element das Helium entdeckt; was der Astronom im Weltraum fand, das suchte der Chemiker auf der Erde, und tatsächlich fand man in den Erdölfeldern das Helium, das unbrennbar ist und nun benutzt wird, damit Ballons und Zeppeline im Luftraum fahren.

Die Zeiss-Werke in Jena haben durch Abbes Forscherarbeit dem Sehen der Menschheit Welten eröffnet: den Blick in den Makrokosmos wie in den Mikrokosmos. Sie gründeten in Berlin ihre Zweigstelle, die besonders der photographischen Optik dient. I. G. Farben-Industrie vollzog die Vereinigung mit der Agfa, der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation

in Berlin, in deren Entwicklung die chemische Wissenschaft Triumphe gefeiert hat: aus einer Kunst der Reproduktion wird die Photographie zu einem Vorgang aktiven Sehens entwickelt, das mit der Röntgenaufnahme in Innere der Körper bringt, das im Filmstreifen Bewegung gestaltet.

Die Verbindung mit der Wissenschaft, vor allem mit der Chemie, eröffnet der Landwirtschaft ungeahnte Möglichkeiten; auch hier auf der Grundlage einer Tradition, die Albrecht Thaer, ein Zeitgenosse Goethes, entwickelt hatte. In Möglin bei Berlin wurde das Gesetz der Bestellung durch Wechselfrucht durch geprüft, wurde die Zuckerrübe gezüchtet und die Zuckerfabrikation nach der Methode von Rathusius gelehrt und betrieben.

In jüngste Zeit fällt die Tätigkeit von Baur, der in Müncheberg das Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung schuf. Durch Auswahl und Kreuzung zog sein Mitarbeiter Sengbusch aus der bisher wegen ihrer Bitternis ungeeigneten Lupine die süße Lupine und damit der besten Futtermittel. Dazu wurde die Auswertung des Getreides unabsehbar gesteigert, und so hat die Wissenschaft auch auf dem Gebiet der Ernährung die Bevölkerungszunahme wie die Industrialisierung Deutschlands ermöglicht.

Zur Zeit der Landwirtschaft tritt die Arbeit des Gärtners. Die Spargelkultur bekam um Berlin eine Heimat, Obstbau und Blumenzucht bestimmen den Zauber von Werder an der Havel; die Baumschule von Späth, zur Zeit Friedrich Wilhelm I. gegründet, ist die größte Baumschule der Welt und eine der größten Gärtnereien. Edelste Formen für Zierbäume und Blumen wurden hier gezüchtet, die Trauerweide – heute einer der landschaftlich wichtigsten Bäume an den Ufern der dreißig Seen, die zum Bild der Stadt Berlin gehören – ist ein in Holland erwachsener Zufallssämling, der bei Späth in seinen Möglichkeiten erkannt, beobachtet und zur Zucht verwendet wurde.

Durch die alte Verbindung der Mark mit Holland war schon unter dem Großen Kurfürsten die Tulpenzucht nach Berlin gebracht worden. Am Spreeufer muss man sich im 18. und 19. Jahrhundert große Hyazinthen- und Tulpenfelder denken, die für die Blumenzucht in Deutschland entscheidend wurden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte Alexander von Humboldt von seinen Weltreisen Samen und Knollen nach Berlin geschickt, so kamen die ersten Dahlien, aus denen der Direktor des Botanischen Gartens eine Fülle neuer Sorten und Variationen gezüchtet hat.

Dient Erfurt vor allem der Züchtung von Blumensamen einjähriger Sorten, so eignet sich Berlin mit seinem Sandboden und dem rauen Klima, das auch schneelose Kälte kennt, zur Staudenzucht. Die Pflanzen wachsen hier – wie die Menschen – unter harten Bedingungen auf, um dann jedem Boden, jedem Klima sich anzupassen. Die Staudengärtnerei Karl Foerster wurde besonders durch die Ergebnisse ihrer Züchtungsmethoden berühmt, aus Karl Foersterns Garten in Bornim, in unmittelbarer Nähe der Gärten von Sanssouci also, wurde neue Schönheit und Farbenfreude über die Welt verbreitet. Es ist der Gedanke der Sichtung und Auslese und der darauf beruhenden Steigerung der Werte, der sich bei den Blumen wie beim Menschen auf dem kargen Boden der Mark segensvoll entwickelt hat: in harter Schulung setzt das Gesunde sich durch.

Häuser und Menschen des Barock

Wer in günstiger Stunde durch das alte Leipzig geht, vor dessen Augen steigt eine schöne Stadt auf, mit klarem Grundriss und stolzen Handelshäusern. Zwischen zwei Straßen errichtet, umschließen diese Leipziger Handelshäuser tiefe Höfe – Burgen des Handels, mit Kontoren und Magazinen, Warenlagern und Platz für die Zwecke der Messe. Die Wanderung geht zwischen Brühl und Nikolaikirche zum Markt und Naschmarkt, wo die alte Börse wie das Puppenhaus der Tochter eines Märchenkönigs aufgebaut ist, sie geht durch schmale Gassen zur Thomaskirche, von da zur Hauptader des Verkehrs, zur Grimmaischen Straße, wo in Auerbachs Keller ein Stück Faustsage spielt. Neumarkt, Katharinenstraße und auch die Petersstraße werden durchwandert, und in der alten Fleischergasse lockt eines der ältesten Kaffeehäuser Europas, der „Kaffeebaum“, zum Besuch, schon um Schumanns und der Davidsbündler willen, die von hier aus den Kampf der neuromantischen Musik gegen das Epigonentum begannen. Die Namen „Reichsstraße“ und „Frankfurter Straße“ erinnern an alte Zeit.

Um Rathaus und Kaffeehaus spürt man das Leipzig der Renaissance, ebenso beim Fürstenbau, inmitten des Stadtviertels der Universität. Dann aber spricht die reiche Stadt des Barock, wie sie nach der Heimsuchung durch Krieg und Pest gegen Ende des 17. Jahrhunderts neu erstand, eine Stadt mit hoch aufragenden Häusern, an deren oft durch drei Geschosse hindurch gezogenen Erkern sich die plastische Kunst reich entwickelt hat.

Zwischen den beiden blühenden Epochen der Renaissance und des Barock liegt die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als Paul Flemming, einst Thomanerschüler, hier Medizin studierte und seine „Geist- und Weltlichen Poemata“ verfasste. Sein wichtigster Lehrer war der Musikdirektor der Leipziger Universität, Schein, und seine Genossen waren Simon Dach und Thomas Selle, die Meister des frühdeutschen Liedes, das eine Brücke vom Choral zur Volksweise schlug. Mit seinen Liedern begleitete Flemming die abenteuerliche Reise einer Gesandtschaft des Herzogs von Schleswig-Holstein zum Schah von Persien, die er in Travemünde mit dem noch heute zum Volksgut gehörenden Schicht begann:

*In allen meinen Taten
Lass ich den Höchsten raten,
Der alles kann und hat ...*

Im Brühl übernimmt Christian Reuter die Führung durch das Leipzig des Barock: hier hat er bei der Frau Schlampampe und ihrem Sohn Schelmuffsky gewohnt, die er im Lustspiel und im satirischen Roman in ihrer Eitelkeiten Maienblüte verderblich gemacht hat.

Zwei Jahre vor Beendigung des Dreißigjährigen Krieges wurde Leibnitz geboren, der geistig führende Deutsche des Barock. Dem Nationalismus, der bis dahin vom Westen Europas aus das Denken der Welt beherrscht und die geistigen Probleme auf Grund mathematisch-mechanischer Erkenntnis zu lösen versucht hatte, stellte Leibnitz, selbst einer der größten Physiker aller Zeiten, sein seelisch erfasstes Weltbild gegenüber. Statt des mechanischen Denkens betont er die Motive des Unbewussten, statt Beschränkung der Erkenntnis auf das Stoffliche die Erkenntnis aus dem wirkenden Leben und der beseelten Kraft. Er verkündet die Harmonie des Alls, seine Lehre bedeutet eine neue Form der Liebe zur Schöpfung, in der er die beste aller möglichen Welten sieht. Zugleich aber schafft er, obwohl er selbst meist französisch oder lateinisch schreibt, auch der deutschen Sprache gedanklich und sprachlich neue Ausdrucksmittel, welche sie später fähig machten, Träger der Bildung der Welt zu werden.

Bedeutsam wird vor allem seine Lehre von der Fülle beseelter kleiner Weltkörperchen, der Monaden. So real und wirklich diese Lehre des Physikers in Verbindung mit der

Vorahnung des Prinzips der Erhaltung der Energie gemeint ist, so bringt sie doch den wichtigsten Schritt über Reformation und Renaissance hinaus zur Vergeistigung der Welt. Noch in Jean Paul, in dessen Wesen Naturerkenntnis und Schwärmerei sich geheimnisvoll mischen, erkennt man ein Denken, das vom Weltgefühl des Leibnitz bestimmt ist:

„Nun wimmelt die Welt und jedes Baumblatt ist ein Land der Seelen“.

Leibnitz und Bach, mehr noch Leibnitz und Händel gehören zusammen und ebenso Leibnitz und Thomasius, der von Halle aus den geistigen Unterbau für das aufsteigende Brandenburg-Preußen schuf. Ihr Wert ist eine Darstellung der Welt und ihrer Zweckmäßigkeit, ein Ausdruck der Zuversicht und des Optimismus, ein Ausdruck der Weltvernunft göttlicher Gesetze. Während vor Leibnitz die schöpferischen Führer der deutschen Kultur fast ausnahmslos aus dem Westen Deutschlands stammen, eröffnet Leibnitz die Gegenbewegung, die das Geistesleben vom Osten her durchbringt.

In Leipzig sucht man vergebens nach Spuren seines größten Sohnes aus der Epoche des Barock. Zwar steht im Hof der Universität sein Denkmal, aber den lebenden Leibnitz hat seine heimatliche Hochschule nicht gewollt: wegen seiner Jugend ließ man ihn nicht zur Promotion zu, so kehrte er der Vaterstadt den Rücken, wie auch der andere große Leipziger des Barock, Thomasius, seine Heimat im Groll verließ. Es ist die Zeit, da die Kraft Sachsens sich in Dresden vereinigte. Die Kaufmannsstadt trat vorübergehend zurück gegenüber dem Glanz der Residenz, die durch August den Starken zum Paris des Ostens wurde.

Den größten Dichter, der damals in Leipzig in der Rolle eines verbummelten Studenten vergebens auf einen Mäzen wartete, empfahl der Professor Mencke dorthin dem König. Es kommt zu einer Begegnung zwischen August dem Starken und Johann Christian Günther:

„Alls er bei Ihro Majestät die Aufwartung machen sollte, nötigte man ihn vorher, Wein zu trinken, unter welchen aber, wie man sagt, etwas gemischt gewesen, dass er so vom Trunke eingenommen worden, dass er auch nicht ein Wort vor Ihro Majestät aufzubringen vermochte und also auf einmal alle Gnade verlor ... und seine Feinde freuten sich, ihn auf so gute Art vom Hofe zu entfernen“.

Der Dichter tröstet sich mit seinen Leipziger Lieben, Rosette, Flavia und Leonore, und genießt die Einsamkeit der Landschaft vor den Toren der Stadt:

*Die Gegend, wo ich jetzund dichte,
Ist einsam, schatticht, kühl und grün,
Hier hör ich bey der schlanken Fichte
Den sanften Wind nach Leipzig ziehn.*

So preist ein Schlesier die Landschaft vor den Toren von Leipzig, und zehn Jahre nach seinem frühen Tod, im Jahre 1733, gibt ein zweiter Schlesier, Johann Sigismund Scholze, der sich Operontes nennt, einen ganzen Strauß von Kompositionen heraus, „Die singend Muse an der Pleiße“, darin die schönsten Texte von Günther stammen. Dichtung wird Musik: die Brücke zu Johann Sebastian Bach ist geschlagen.

Im Lande Huttens und der Brüder Grimm

Das Kinzigtal

Wer vom Flugzeug die Landschaft von Gelnhausen überblickt, erkennt längs der Kinzig bis Hanau, von da zu seiten des Maines bis Mainz und weiter, bis wo der Rhein bei Bingen seinen Bogen beendet, an drei Flüssen eine einheitliche Talbildung von großzügigem Gepräge, geformt von den Wassermengen der Urzeit. Fast will es scheinen, als bestimme jeweils der Nebenfluß den Lauf des Stromes, dem er sich hingibt: von Hanau an biegt der Main westlich und folgt der Richtung der Kinzig, von Mainz aus beginnt die Kurve des Rheins nun in der Richtung, die vorher Kinzig und Main hatten. So drückt sich dreifach die Bewegung der Flüsse von Osten nach Westen aus.

Östlich von Gelnhausen verändert sich der Charakter der Landschaft schnell: immer näher drängen die Ausläufer von Spessart und Vogelsberg gegen die Kinzig heran, der Wald wird dichter, die geologische Formation ist von Buntsandstein bestimmt, der Boden ist gut für Eichen und Buchen, und im ersten Frühjahr übersät ihn das schimmernde Blau der Leberblumen. Von Schlüchtern an zeigen Basaltberge den vulkanischen Charakter von Vogelsberg und Rhön. Dem Buntsandstein verbindet sich Muschelkalk, in dessen gewachsenes Gemenge man in der Höhle von Steinau Einblick erhält.

Nördlich von Soden macht das Vorkommen von Basaltbrüchen den Wanderer empfänglich für die Beobachtung geologischer Formationen. Wie Orgelpfeifen sind die Basaltpfeiler geschichtet, und doch wird das in festgeschlossenen Steinwänden stolz aufragende Material in den nahen Schotterwerken erbarmungslos zerkleinert, um Straßen, Kais und Schienenwege zu festigen.

Noch immer ist hier der gegebene Boden für Buchen, aber dem Urbestand wurde durch Kahlschlag und Streunutzung stark zugesetzt, große Waldflächen sind nun mit Fichten oder gar mit der hier durchaus heimatfremden Kiefer bepflanzt. Dafür erfreut das Vorkommen des seltenen Elsterbeerbaumes. Als sei Grün zur Flamme geworden, so leuchtet sein helles Laub urplötzlich auf.

Über Wächtersbach, Salmünster, Steinau und Schlüchtern geht es zum Distelrasen, der Wasserscheibe zwischen Main und Rhein auf der einen, Fulda und Weser auf der anderen Seite. Diese Trennung erklärt die geographische, aber auch die volkskundliche Eigenart der Gegend: es ist das letzte Stück Süden! Jenseits des Walles, der den kalten Winden den Weg zum Rheingau versperrt, ist die wahre Grenze, die Deutschlands Mitte vom Maingebiet trennt.

„Nördlich vom Distelrasen sind wir in der Fremde, überall südlich fühlen wir uns zu Haus!“ sagt der Heimatforscher und Heimatdichter Flemming, der beste Kenner dieses Gebietes. Die äußeren Lebensbedingungen sind jedoch in der Gegend um Schlüchtern denen ähnlich, die einst die Rhön zu einer Gegend der Armut machten. Der karge, steinige Boden erschwert die Arbeit des Landmannes, mühsam ist seit je die Tätigkeit des Tagelöhners in den Basaltbrüchen und in den Sandmulden. Es ist das Land, in das der Vater der deutschen Volkskunde, Wilhelm Riehl, von Wiesbaden aus seine Wanderung machte, um als Ergebnis eine der ergreifendsten Beschreibungen über ein Stück deutscher Erde aufzuzeichnen: „Das Land der armen Leute.“ Ihm waren Spessart, Vogelsberg und Rhön trotz ihrer Armut für das gesamte Deutschland wertvollster Besitz: der Rest von Naturvolkhaftem, der hier noch lebendig wird, die unversehrte Einheit von Mensch und Natur, das erschien ihm als heilsam für das gesamte Leben der Nation, „damit sie sich aus sich selbst verjüngen kann“.

So meint auch der Rektor Flemming, dessen Forschung das Werk von Grimm und Riehl auf seiner Heimatscholle fortgesetzt hat: „Es ist das Land der armen Hansen: reich sind wir hier nur an Steinen. Die Lage an der großen Verkehrsstraße, auf die sich zwischen den Gebirgen hier alles zusammendrängt, hat manchen Ausgleich gebracht, in Kriegszeiten aber kam auf der Straße das Unglück : Tod, Teuerung, Pest, die Reiter der Apokalypse.“

Vor allem der Dreißigjährige Krieg hat die Gegend verarmt und entvölkert. Tillys und Wallensteins Truppen haben ebenso wie die Schweden und Kroaten und die Reiter Piccolominis hier grauenvoll gehaust. Hungersnot und Pest folgten dem Zug der Heere. Die Erinnerung an die Leiden dieser Zeit, an ihre Wiederholung bei den französischen Truppenzügen im Siebenjährigen Krieg und während der Napoleonischen Fremdherrschaft, lebt noch heute in den Sagen der Bevölkerung., die zur geheimnisvollen und märchenhaften Verarbeitung der Überlieferung neigt.

„Aber wir haben dafür auch eines“, sagt der Heimatforscher, „wir lieben unseren armen Boden, wir lieben die Geschichte unsere Landes, und immer wieder gewannen wir aus solcher Liebe die Kraft zum Aufbau. Die Heimatliebe ist der Grundzug unseres Seins.“

Schlicht und ohne Betonung, geheimnisvoll fast, werden diese Worte gesprochen von einem Mann, der von Vaters Seite her wohl flämischen Einwanderern entstammt, die als Niederfranken nicht nur in Hanau hessisch-fränkischem Blut sich günstig verbanden. Dieses Blut lebt in dem berühmtesten alten Bauerngeschlecht der Gegend und seinen Nachkommen fort, das in Petrus Lotichius, dem Abt des Klosters Schlüchtern, den Reformator des oberen Kinzigtals erstehen ließ. Ein zweiter Petrus Lotichius war nicht nur Arzt und ein berühmter Professor der Universität Heidelberg, sondern war zugleich der Sänger des Kinzigtals, oder aber, da er es als Humanist auf lateinisch besang: sein Virgil.

*Heil dir, lieblicher Boden, wie reich an behaglichem Frieden,
Und auf Acker und Flur reich an gesegneter Frucht!
Bächlein winden sich hold durch deine strahlenden Auen,
Und dem weidenden Vieh strotzen die Euter voll Milch.*

Ulrich von Hutten

Der Dichter, in dessen Gestalt – im Gegensatz zu der mehr hessischbedingten Art der mit dem Kinzigtal gleichfalls eng verbundenen Brüder Grimm – das fränkische Wesen im Gebiet nahe des Mains am kraftvollsten zum Ausdruck kommt, stammt aus dem mächtigsten Rittergeschlecht, das hier ansässig ist. Er heißt Ulrich von Hutten.

„Ein Ritter aus Franken“, nennt Hutten sich gern. Die Unruhe, die im Wesen des Franken oft flackert, ist in ihm zur verzehrenden Flamme geworden. Etwas von Walther von der Vogelweide erscheint im Wesen Ulrichs von Hutten neu erwacht, vor allem der kämpferische Zug und die Liebe zum Vaterland. Als fahrender Vagant ist Hutten wie der Vogelweider auf allen Straßen des Landes zu finden. „Ich wohne nirgends lieber als überall, meine Heimat ist allerorten.“

Er taucht in Rom auf und in Bologna, und in Augsburg, wo Kaiser Maximilian ihn mit dem Lorbeer des Dichters krönt, auf der Ebernburg seines Freundes Franz von Sickingen, bei den Gelagen der Humanisten in Erfurt, in den Häusern der Freudenmädchen zu Leipzig, wo er sich früh schon die Krankheit holt, die seinen Körper zerfrißt. Oft reitet er durch sein Heimattal auf der Straße zwischen Mainz und Halle hin und her, den Endpunkten des Herrschaftsgebietes Erzbischof Albrechts von Brandenburg. Zum Hof dieses mächtigsten Gönners der Humanisten hat eine Zeitlang auch Ulrich von Hutten gehört, bis die Reformation die Wege des Kardinals und des deutschen Dichters jäh trennte.

Hoch über der Kinzig, auf Burg Steckelberg bei Vollmerz, wurde Ulrich von Hutten am 21. April des Jahres 1488 geboren. In Fulda wird er für den geistlichen Stand ausgebildet, bis der Siebzehnjährige der Klosterschule entflieht, den Stricken der Scholastik entronnen, deren pfäffisch-verengte Gelehrsamkeit dem Geist eines freien Menschen widerspricht. Aus demselben Gegensatz zur scholastischen Enge, der über zwei Jahrzehnte früher den Sohn des Thüringer Ritters von Hochheim, den Meister Eckhard, zum Mystiker machte, wird Hutten Kampfgenosse des Mannes, in dem seine Generation sich erfüllte: des Martin Luther. 1506 hat Junker Ulrich in Erfurt studiert, als Freund der dortigen Humanisten, die ihren Namen geheimnisvoll ins Lateinische übersetzten. Auch später kehrt Hutten auf

seinen Fahrten mehrfach in Erfurt ein, der Junkers Kommen belebt die trinkfeste Tafelrunde des Mutianus, des Eobanus Hessus und des Crotus Rubeanus.

Den heimlichen Dramatiker, den Huttens Dialoge verraten, glaubt man in der berühmtesten satirischen Streitschrift der deutschen Renaissance zu erkennen: in den Briefen der Dunkelmänner: Epistolae virorum obscurorum. Hier machen die Humanisten ihre Gegner in deren eigener Redeweise nach, so daß man wie der Zuschauer einer Komödie ihr entlarvtes Spiel erkennt.

Wir begegnen dem Junker in den Hörsälen Frankfurt an der Oder wie auf der Büchermesse in Frankfurt am Main, er erscheint im Hofstaat des Kardinals und Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, der Halle zum Vorort der deutschen Renaissance erhebt und von hier aus die Erzbistümer Mainz und Magdeburg sowie das Bistum Halberstadt regiert, als wären sie sein weltliches Fürstenerbe. In Leipzig holt sich Hutten die zerstörende Krankheit; von offenen Wunden gequält, hinkt er von nun an durch das Leben – er, der so gern im Harnisch erscheint und seinem Wesen nach durchaus Ritter ist. Ehrlich und offen setzt er sich mit der galanten Krankheit auseinander, die andere wohl verheimlichen würden. Er veröffentlicht eine lateinische, unmittelbar danach auch deutsch übersetzte Schrift über die Möglichkeit der Heilung durch das aus Südamerika eingeführte Guajak-Holz. Es kennzeichnet die Vorurteilslosigkeit der Zeit, daß Hutten zur Zeit seiner Zugehörigkeit zur Hofhaltung des Kardinals zu Mainz die Schrift „Von der wunderbarlichen artzney des holtz Guaicum genannt / und wie man die Frantzosen oder blattern heilen soll“ in Mainz bei dem berühmten Drucker Schöffer erscheinen läßt und daß Thomas Murner, „der heiligen geschriff und beider rechten Doctor“, sie „geteutschet und verdolmetschet“ hat, wie es auf dem Titelblatt verzeichnet ist.

Aber alle Kuren vermochten den Junker nicht zu heilen: die Lebenskraft seines Körpers konnte nur noch von seinem eisernen Willen aufrecht erhalten werden. Dafür kam ihm von innen Trost: die Besinnung auf den Glauben, die Hinwendung zur Reformation. Er hatte in Rom mit eigenen Augen gesehen, was Simonie, Ämterkauf und Bestechung bedeuten. „Nicht Perus regiert hier, sondern Simon, und Deutschland will es nicht merken“. Er weiß vom kurfürstlichen Dienst in Mainz her, wie hoch die Gebühren für die Vergebung der kirchlichen Ämter sind, die nach Rom fließen, und auf welche Weise sie aufgebracht werden. Aus dem Kloster zu Schlüchtern wie aus der Klosterschule zu Fulda kennt er die Bequemlichkeit der Mönche, er erfaßt auch die Not des Volkes, gerecht und voll warmer Menschlichkeit, und darin anders als seine Standesgenossen, denen der Bauer ein Vieh war.

So findet er den Weg zur Reformation, der für ihn vor allem der Weg zur Befreiung des deutschen Volkes, der Weg zur Freiheit der Geister ist. Der junge Luther, der als Junker Georg die Bibel übersetzt, steht dem Wesen des wenig jüngeren Junkers Hutten als Kampfgenosse nahe. Schlag um Schlag fügen sich die Streitschriften beider zur Einheit: 1515 und 1517 die Briefe der Dunkelmänner, 1517 Luthers Thesen wider den Ablass, 1520 Huttens Dialoge und seine erste deutsche Schrift, die „Klage und Vermahnung“, kurz danach Luthers „Antichrist“ und „Das neue Testament deutsch“, Huttens Gesprächsbüchlein sowie sein erstes Lied in deutscher Sprache:

*Ich hab´s gewagt mit Sinnen
Und trag des noch kein Reu.
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu.*

Im Kampf für Luther wird Ulrich von Hutten aus einem gelehrten Humanisten, der sich der lateinischen Sprache bediente, zum deutschen Dichter:

*Erbarmt euch übers Vaterland
Ihr werten Deutschen, regt die Hand!*

*Jetzt ist die Zeit, zu heben an
Um Freiheit kriegen: Gott will's han:
Herzu, wer Mannes Herzen hat.*

Ohne die tapfere Melodie von Huttens Schwert, ohne die flackernde Unruhe im Herzen dieses Kämpfers ist die Reformation, mit deren theologischen Fragen der Junker Hutten innerlich gar wenig zu tun hat, nicht zu denken. Im Mittelpunkt seines Kampfes steht ihm, wie vor ihm Walther von der Vogelweide, sein Vaterland. Ihm handelt es sich bei der Reformation vor allem um deutsche Politik und um das Ritterideal der Treue.

So schreibt er seine Verse und dichtet wie Walther von der Vogelweide auf dem Rücken des Pferdes. Und er ruft, als solle weithin in allen Landen ein Echo finden, was der Reiter sich singt:

*Ein Herz läßt sich nicht kränken
Das rechter Meinung ist.*

Ihm, dem die Stille der Gelehrtenstube fremd ist, gestaltet sich die Auseinandersetzung im Kampf für die Reformation zum dramatisch belebten Dialog. Luther steht auf der Kanzel, Melanchthon auf dem Katheder, Hutten, halb Ritter, halb Student, steht Mensch gegen Mensch, stellt sich zum Zweikampf.

Der letzte Dialog aber, den er schreibt und der als sein Vermächtnis erst nach seinem Tod erschien, gilt der Wiederrückung einer Heldengestalt aus des Gottes Unterwelt. Er spricht ihm den Lorbeer des besten Feldherrn zu: denn er ist der Befreier seines Vaterlandes.

So wollte auch Ulrich von Hutten sein Vaterland von Rom befreien.

Immer wieder in der Geschichte des oberen Kinzigtals klingt der Name des Geschlechtes der Hutten entgegen, zum ersten Male zur Zeit Rudolfs von Habsburg, der nach der kaiserlosen Zeit das Ansehen des Reiches wiederherstellte. Kaiser Rudolf befahl auch die Schleifung der alten Steckelburg, nahe deren Trümmern hundert Jahre später ein Ulrich von Hutten den Sitz des Geschlechtes begründet hat. Bald wurden die Hutten die mächtigsten Ritter im Grenzgebiet zwischen Franken und Hessen. Sie dehnten ihre Macht bis Schlüchtern aus, wo noch heute die Huttenkapelle den Ruhm des Geschlechtes verkündet: Ein edler gotischer Bau, zweigeschossig, mit zierlichem Rosenfenster im Giebel, der sich an den Westturm der Klosterkirche anlehnt. Im unteren Geschoß stehen die Grabsteine mit dem Schrägbalken in Wappen und Helmzier:

*Sattsam bekannt ist der Ruhm des alten Stammes der Hutten,
Sattsam meines Geschlechts Ehrengedächtnis bekannt . . .
Siehst du die Burgen, ihm eigen, und rings bebauts Gelände,
Wirst du schwören: hier muß wohnen ein stattlicher Fürst.*

Die Hauptentfaltung der Hutten liegt im 15. und 16. Jahrhundert. Als Raubritter führen sie Fehde mit Fulda, brandschatzen Klostergebiet, holen die Glocken aus den Türmen, berauben die Priester und schlagen die Bauern tot. Zweiunddreißig Ritter, die ein Aufnahmegeld in den Burgverband und einen Jahresbeitrag zahlen, waren Teilhaber der gut zu verteidigenden Steckelburg. Bei einer Fehde mit Würzburg und Hanau gelingt es dem wehrhaften Bischof von Würzburg schließlich doch, die feste Burg der Hutten einzunehmen, Die Macht der weitverzweigten Sippe ist damit nicht gebrochen. Bald ragt die Burg stolzer als je. Vom nahen Stolzenberg ausziehend sperrt Ritter Jacob von Hutten über fünfzig Tage die Landstraße im Kinzigtal, weil er einen Streit mit Frankfurt hat, so daß die Kaufleute nicht zur Herbstmesse können. Huttens Vater zieht an Kaisers Seiten gegen die Türken in den Krieg, zurückgekehrt gerät er in die Fehde mit dem Grafen von Hanau, und nun verwüsten die Gegner einander ihre Besitzungen im Gebiet der Kinzig. Das Landfriedensgesetz des Kaiser Maximilians versucht im Jahre 1495 solcher

Selbsterfleischung des deutschen Rittertums ein Ende zu bereiten. Nun gehen die Herren eine Zeitlang zum Hof: Ulrichs Oheim Frowin von Hutten wird Kaiserlicher Rat.

Um diese Zeit wächst der junge Ulrich von Hutten auf. Gegen allen Brauch wird der Erstgeborene in die Klosterschule von Fulda gesteckt. Offenbar ist er anders gewesen, als man es sonst in der Familie gewohnt war.

Die Kampfesfreude, ja Rauflust der Hutten ist aber auch ihm eingeboren, ebenso die Bereitwilligkeit, für andere sich einzusetzen, die jähe Entschlußkraft zum Kampf, das wilde, aber auch stolze Erbe reichsfreien Rittertums.

Die Gestalt des Ulrich von Hutten gehört in diese Landschaft mit dem Wellenschwung der Berge und den endlos sich dehnenden Wäldern, in deren Einsamkeit der Ruhelose nach weiten Fahrten immer wieder zurückfand. Seine Gestalt gehört zur Steckelburg, die hoch über dem Tal mit weiter Schau über den Wipfeln liegt, fernhin in Richtung auf die Wartburg grüßend. In der Heimat reifte Hutten zum Dichter, ein Dichter auch in dem berühmten Brief an Dürers Freund, den Nürnberger Humanisten Willibald Pirckheimer, der zum Hymnus sich steigert:

„Ich will mich bemühen, immer Hutten zu bleiben und niemals mir selbst untreu zu werden, sondern durch die frommen Pfade des Lebens gerade durchzuwandeln . . . O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Lust zu leben . . .

Die Studien regen sich, die Geister blühen auf. Du aber, Barbarei, nimm einen Strick und erwarte deine Verbannung!“

Von Orb bis Steinau

Fluß und Straße und die großzügige Einheit der Landschaft zwischen Vogelsberg und Spessart erscheinen von Gelnhausen an bis Schlüchtern und zum Steckelberg von so wunderbarer Geschlossenheit, daß die einzelnen Orte dem Gesamtbild der Landschaft völlig untergeordnet bleiben. Wehrhaft und zugleich ländlich sind sie ihr eingefügt: wo das enge Flußtal sich weitet, um Nebenflüsse aufzunehmen, zunächst Wirtheim, ein besonders schönes Hessendorf am Südhang des Büdinger Waldes mit einer Umwallung, deren Grundmauer noch aus dem 13. Jahrhundert stammt. So gibt der Ort die dörfliche Ergänzung zu dem Bild der Hohenstaufenzeit, das Gelnhausen mit Kaiserpfalz, romanischem Haus und Marienkirche vermittelt. Wirtheim sperrt das Tal an der Stelle, wo Biber und Kinzig sich vereinen. Napoleon muß sich dieses festungsartige Dorf genau eingepreßt haben, denn als er auf dem Rückzug nach der Völkerschlacht von Leipzig nach Schlüchtern kam, zog er Erkundigungen ein, ob Wirtheim besetzt sei. Erst als er erfuhr, daß der Durchmarsch hier frei wäre, gönnte er sich und den Truppen Ruhe.

Bei der Einmündung des nächsten Fließchens in die Kinzig beginnt das Salzgebiet. Ein wenig seitlich von der Hauptstraße liegt Bad Orb, im Mittelalter ein Hauptort der Salzgewinnung. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war Alt-Orb eine Salzstadt, an deren Wohlstand die weiträumige gotische Hallenkirche und ringsum Fachwerkhäuser, Torbogen und Mauern der Befestigung erinnern. Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Salzgewinnung eingestellt wurde, entdeckte man zur rechten Zeit (1837) den einzigartigen Heilerfolg der kohlen-sauren Quellen, die Orbs neue Bedeutung begründeten.

Die Salzquellen von Orb geben uns einen Begriff von der Schichtung des Weltkörpers, der uns trägt. Unter dem Buntsandstein, dem Material des Spessart, lagert hier Zechstein. Die Wogen des Meeres, die dies Gestein vor Jahr-millions entstehen ließen, setzten auch ungeheure Salz-mengen ab, die im Wasser der Tiefe vielfach wieder aufgelöst und von Vulkanen mit Kohlensäure durchsetzt wurden, Als Zeugnis der aus Urzeit hier wirkenden Kraft sehen wir, ein Stück weiter oberhalb im Kinzig-tal, von der Straße aus, die Salmünster umgeht, in unaufhörlichem Auf und Ab den heißen Salz-queill sprudeln, ein Gruß des gewaltigen Salz-lagers, das ganz Deutschland unterzieht und hier Quelle um Quelle, in der nahen Rhön die Kali-Lager entstehen ließ.

Bei Soden und Salmünster, dessen Quelle durch die Verbindung von Salz mit Kohlensäure das beste Heilmittel für Herzleiden ist, treten Spessart und Vogelsberg nahe

an den Fluß heran. Salmünster zeigt noch heute den Charakter einer alten Sperrfeste mit bewässertem Graben, Mauern und Türmen, die für die Beherrschung der Frankfurt-Leipziger Straße besonders wichtig war. Wie in Gelnhausen und Fulda fehlte auch der Hexenturm nicht, der von der grausigen Justiz vergangener Jahrhunderte kündete. Mauer und Graben umzogen hier nicht nur die Stadt, sondern auch den geräumigen Hof der Herren von Hutten, die auch gegenüber in Soden ein Schloß besaßen. Soden selbst, das am rechten Ufer der Kinzig liegt, brauchte zum Schluß nur eine vom Schloß Stolzenberg aus gezogene Mauer, da seine Lage durch Flüsse und Berge an sich schon eine Festung bildet.

Flußaufwärts weitet sich ein gesegnetes Tal: vor waldreichem Hintergrund breiten sich ausgedehnte Wiesenflächen, darin steht, wie in einem Kupferstich Dürers, burgartig aufsteigend eine alte Stadt: Steinau an der Straße. Es ist der Ort, dessen Urkunden, vom 14. Jahrhundert an, für den einstigen Königsweg Karls des Großen den Namen „Des Reiches Straße“ bezeugen, woraus für Steinau selbst der Name „an der Straß“ entstand.

Je mehr wir uns Steinau nähern, um so mehr erkennen wir, daß wir hier lang schon vertraut sind. Es sind nicht bestimmte Einzelheiten, die unserer Erinnerung bekannt vorkommen: es ist die Stimmung einer alten Stadt mit Toren und Mauern, es ist die langsam ansteigende Straße, an deren Geschehnissen die Häuser selbst teilzunehmen scheinen, es ist die Verträumtheit einzelner Gärten, es ist die Hohe Linde, die den Eingang zum gotischen Amtshaus beschattet, es ist das Rathaus mit seiner riesigen Halle, es sind die alten Grabsteine auf dem Friedhof, vor allem aber ist es das Schloß, in dessen Bezirk die Zeit seit Jahrhunderten stille stand.

All das glauben wir schon einmal gesehen zu haben, vertraut erscheint uns das Plätschern des Brunnens am Rand der Straße, das Summen der Bienen und das Gebell der Hunde. Die Katze sogar, die sich im Fenster sonnt, scheint eine alte Bekannte, und wie wir gar sieben Geißlein von zwei springenden Knaben zurückgetrieben sehen, wissen wir, woher wir diese Welt schon kennen: aus den Märchen der Brüder Grimm, in die sie Eingang fand, weil die Brüder hier ihre eigentliche Jugendzeit verbrachten. Die Szenerie von Steinau, die Landschaft des Kinzigtales, die Huttenburg und die Wälder des Spessart leben in den Märchen, aus denen unsere Vorstellung von Städten mit geheimnisvollen Toren, von Burg und Schloß und vom tiefen Brunnen stammt. Wir gehen zu dem Haus mit der Linde vor dem Treppenturm, darin Vater Grimm als Amtmann gewirkt hat, wir gehen zum Friedhof, wo der Grabstein des Großvaters steht, wir sehen den Kumpe, die Pferdetränke der Fuhrleute „an der Straß“. Wir stehen auch vor dem bescheidenen Haus, in das die Familie Grimm nach dem frühen Tod des Amtmanns zog. Wir gehen zum Schloß der Grafen von Hanau, sehen im Kern die wehrhafte Burg des 13. Jahrhunderts und stattliche Bauten aus der letzten Blütezeit des deutschen Rittertums. Noch heute ist das Schloß von Mauer und Graben umgeben, stolz steigt der Saalbau auf, mit Säulen und Gewölben, mit dem hohen Festsaal, den Wandmalereien geheimnisvoller Liebesszenen aus der Renaissance schmücken. Durch drei Geschosse ragt der Erker, der Turm scheint wie eine gewaltige Fahnenstange in den Himmel zu greifen. Noch lehnt im Torbau der mächtige Türflügel, wie die Feinde im Dreißigjährigen Krieg ihn ausgehoben haben: seitdem stand die Zeit still – wie im Märchen von Dornröschen im schlafenden Königsschloß.

Geführt von den Brüdern Grimm gehen wir über den schattigen Schloßplatz, an der gotischen Kirchen vorbei, zum Haus des Präzeptors Zinkhan. Hier war das Schulzimmer, darin der verbummelte Student und einstige Soldat seine merkwürdigen Erziehungskünste betätigte: hinter ihm standen Peitschen und Stöcke, die ihren Namen hatten und deren Auswahl je nach zugemessener Strafe die ganze Pädagogik darstellte, mit der die Kinder von Steinau einst erzogen wurden. Darum tat Mutter Grimm ihre Söhne lieber nach Kassel und behielt nur die Tochter bei sich. Steinau aber ward von nun an das Ferienparadies der Brüder.

Vor allem wurde der Biengarten unten im Kinzigtal ihr Sommerparadies. Hier stand die große dichte Laube, in der Mite der steinerne Tisch mit den Bänken für die vielen

Geschwister. Da war auch der schattige Sitz vor der Hütte, von dem aus die Mutter ihr Gartenland und das Spiel der Kinder übersah. Zwei Kühe, die Wiese und die Gemüsebeete sorgten für den Unterhalt, die Freude der Mutter aber war ihr Flachsfeld. Leise strich ihre Hand über die schönen, blauen Blüten, indes sie durch den Garten ging: „Und sie sprach so sanft und erzählte uns allerlei und hatte die Lotte an der Hand.“

Es ist das Urbild der Mutter, zu dem die Brüder uns geführt haben, und wir verstehen, warum Jacob Grimm mitten in seiner Mythologie die Darstellung seines geliebten Werkes unterbricht, um der Mutter zu gedenken. Dachte er ihrer, so wurden die stillsten und die tiefsten Empfindungen seines Herzens zur Melodie.

Wenn in Grimms Märchen auch Volksgut aus allen deutschen Gauen gesammelt ist, und wenn es auch die Gegend um Kassel war, wo die Brüder die meisten Märchen hörten, so ist doch viel von ihren Kindheitserinnerungen aus der Steinauer Zeit in die Sammlung eingegangen. Hessen, das Kinzigtal, Spessart und Vogelsberg, das Hanauische Gebiet und die Maingegenden, die mehrfach als Quellen für einzelne Märchen genannt werden, haben durch ihre Atmosphäre dem Grimmschen Märchenbuch seine landschaftliche Heimat gegeben.

In dem Städtchen, das heute fernab vom Getriebe der Welt liegt, war einst ein ständiges Kommen und Gehen; Gasthäuser, Schmieden und Kaufläden lebten von dem Fernverkehr und von den Reisenden, die auf der Straße zwischen Frankfurt und Fulda durch Steinau kamen. Wenn später die Brüder Grimm hervorhoben, daß die Märchenfrau aus Niederrhein in einem Ort gewohnt habe, dessen Verkehrsstraße viel Leben und damit auch viel Geschichten brachte, so mögen sie dasselbe auch von Steinau empfunden haben, in das sie, ebenso wie ihr Bruder, der Maler und Radierer Emil Ludwig Grimm auch im späteren Leben stets gern wieder zurückkamen.

An der Grenze zwischen Nord und Süd

Über eine Wegstunde von Steinau entfernt liegt Schlüchtern. Beide Städte haben durch die Jahrhunderte in nachbarlichem Wettkampf gestanden: Steinau als Amtsstadt und Nebenresidenz mit der Hofhaltung für den fürstlichen Witwensitz, Schlüchtern, ein Klein-Fulda. Mit dem Kloster und der berühmten Schule, die sein letzter Abt, Melanchthons Freund Petrus Lotichius, nach seinem Übertritt zur Reformation als das Schulpforta des Kinzigtales hier gegründet hat. Schlüchtern und Steinau leben vor allem vom Fuhrverkehr, der für Schlüchtern vor dem Anstieg der Handelsstraße zum Distelrasen sich als eine Haupteinnahmequelle des Ortes entwickelt hat. Jeder Ort wollte möglichst viel von dem Segnungen des Verkehrs seinen Mauern zuleiten, die Entfernung war aber zu nah, als daß dies stets ohne Gegensatz hätte geschehen können.

Die Gegend um Schlüchtern war zu karg, doch gibt die große Linie, mit welcher die Höhenzüge das Tal in weitem Umkreis formen, der Landschaft, in deren Mitte Burg Brandenstein aufragt, den Charakter feierlicher Größe. Auch münden hier von Karlstadt wie von Kissingen und Brückenau her zwei wichtige Verkehrsadern ein, die sich südöstlich vor der Huttenburg treffen, um sich bei Schlüchtern mit der „Reichsstraße Numero 40“ zu vereinen.

Vor oder nach Überwindung der großen Wasserscheide zwischen dem Main und dem Gebiet von Fulda und Weser war naturgemäß in den Zeiten des Fuhrverkehrs hier alles auf eine Pause eingestellt: davon lebten hier Werkstätten und Läden, die Schmiede und Wagner, die Bäcker und Fleischer, der Ackerbürger, der wenigstens zwei Pferde zum Vorspann sein eigen nannte. Auch Goethe hat auf der Fahrt nach Frankfurt nach Überwindung des Distelrasens vor dem Löwen in Schlüchtern haltgemacht. Er hat auf das von den Franzosen zur Ruine verwandelte alte Rathaus geschaut und auf die Häuser jenseits des Dorfbaches, den die Hauptstraße begleitete. Das Geschaute hat er in einer Skizze festgehalten, die zugleich vom Kriegsleid der Straße erzählt, auf welcher der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig ging: denn wir erkennen deutlich, daß das Rathaus im Jahr 1815 eine Ruine mit ausgebrannten Fensterhöhlen war.

*

Als zwischen Fulda und Hanau die Eisenbahn angelegt wurde, bot das Gelände nördlich von Schlüchtern und Elm besondere Schwierigkeit. Die Bahn mußte eine breite Schleife ziehen, die etwa sechsmal so lang war als die unmittelbare Entfernung in Luftlinie. Das Einmünden in die Sackgasse bei Elm, mit Maschinenwechsel und neuer Ausfahrt, kostete noch bis zum Jahr 1914 jedem, der die Strecke zwischen Berlin und Frankfurt fuhr, dreiviertel Stunden Zeitverlust. Lange wagte man nicht, durch den unheimlichen Berg, den Distelrasen, den Tunnel zu stechen, den kluge Einsicht schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts gefordert hatte, ehe man die Bahn von Frankfurt nach Nordosten über Gießen legte und Oberhessen vom Verkehr ausschloß.

Aber Untersuchungen und Gutachten warnten vor dem Unternehmen: der steinige und unfruchtbare Hügel, der seinen Namen „Distelrasen“ mit vollem Recht führt, hat im Inneren Tonlager, und so war zu befürchten, daß Erdbeben unübersehbare Schwierigkeiten und Gefahren brächten.

Erst wenige Jahre vor dem Krieg war die Technik so weit, daß das schwierige Wagnis begonnen werden konnte. In sechsjähriger Arbeit wurde mit einem Einsatz von 800 Mann Belegschaft der Berg durchstoßen, wobei gegen Norden eine Steigung von fast einem Meter auf je hundert Meter zu überwinden war. Mit mehr als dreieinhalb Kilometer Länge ist der Tunnel der zweitgrößte im Altreich, ein Wunderwerk der Technik, das gegen unübersehbare Schwierigkeiten durchgeführt wurde. Unter Vortreiben eines Druckschildes und mit einem ungeheuren Dynamitverbrauch hat die Firma Grün und Bilfinger in Mannheim das unmöglich Erscheinende vollbracht. Geheimnisvoll als ein Einblick in die fernste Vorzeit waren die Funde, die bei der Ausschachtung gesammelt wurden. In der Braunkohlengrube bei Elm fand man Zeugnisse frühester Vorgeschichte: Vorläufer des Pferdes und des Bären und versteinerte Knochen längst ausgestorbener Tiergattungen. Die größte Sensation aber brachten Versteinerungsreste eines Krokodils aus vorsintflutlicher Zeit. Im Braunkohlengebiet von Bitterfeld wird man seinen Verwandten begegnen.

Als der Druckschild im Februar 1914 am anderen Ende des verschneiten Distelrasens erschien, war der Berg durchstoßen, der die eigentliche Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland darstellt. Dieser Tunnel ist mehr als ein Nutzbau, er ist in sich ein Denkmal der Technik und ihrer bindenden Kraft. Ein solches Werk erscheint uns wertvoller als die Denkmalkunst der gleichen Epoche, die Siegesallee in Berlin eingeschlossen.

Inhalt

Der Weg der deutschen Geschichte von West nach Ost	7
Die Straße	14
Weltenlandschaft an Rhein und Main	23
Pforte des Westens: Frankfurt am Main	27
Zwischenspiel	62
Leder und Letter: Offenbach am Main	65
Calvinismus und Märchen: Hanau am Main	71
Gelnhausen	79
Im Lande Huttens und der Brüder Grimm	89
Von alter Frömmigkeit: Fulda	103
Geschichte von Hersfeld	115
Werra und Rhön	120
Vom Lied zu Gott, von Gott zum Lied: Eisenach und die Wartburg	129
Thüringer Landschaft	146
Kleines Welttheater: Gotha	152
Die drei Gleichen	171
Erfurt	177
Weimar	215
Jena	246
Apolda	265
Porta Thuringiae	268
Der Meister von Naumburg	278
Weißenfels an der Saale	291
Leuna	303
Strategie und Rosseshufe	310
Merseburger Zaubersprüche	315
Lauchstädt	324
Halle an der Saale	331
Reichsmessestadt Leipzig	358
Bitterfeld	395
Wittenberg	399
Der Fläming	411
Potsdam	417
Berlin	423
Anhang: Schrifttum und Heimatforschung	476
Personenregister	484
Sachregister	489
Quellennachweis	490

Jena

„Ein grundgelehrtes, aber doch recht lustiges Wirtshaus“

Vieles zum Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea, Szenen aus beiden Teilen des Faust, die Farbenlehre, Pandora vor allem, Gipfel einer ganz aus dem Gedicht geborenen Dramatik: all das hat Goethe in Jena geschaffen. Von Schillers Seite kommt der Wallenstein dazu, Maria Stuart, ein wesentlicher Teil der geschichtlichen Prosa, die großen ästhetisch-philosophischen Abhandlungen, zahlreiche Balladen, die philosophischen Gedichte, welche die Kunstlehre des Klassizismus vertieften.

Froh, sich ganz gehören zu können, zugleich aber für die Univerität und über Sammlungen und Institute wirkend, ist Goethe alljährlich und stets für längere Zeit an die Saale gekommen. In Jena finden wir einen Goethe, der die Legende von dem steifen Geheimrat völlig widerlegt, die sich in Weimar gebildet hatte: nicht zuletzt durch aufdringliche Besucher, die abgeblitzt waren, wie der Lustspielproduzent Kotzebue. In Weimar, wo das Leben auf Geselligkeit und Zerstreuung gestimmt war, schloß Goethe sich ab, in Jena, im Verkehr mit Forschern und Gelehrten, deren Arbeitsergebnisse ihn interessierten, mit denen er über seine Experimente sprach, gab er sich frei und ungezwungen. Er bewohnte im Schloß zwei Zimmer neben den Räumen Carl Augusts und in unmittelbarer Nähe der naturwissenschaftlichen Sammlungen der Univerität. Am Fensterrahmen seines Zimmers schrieb er die Titel der Arbeiten auf, die hier entstanden. Über den Schloßhof hinüber sah er die junge Luise Seidler, so daß die Gelegenheit zum „Äugelchenmachen“ nicht ganz fehlte, wovon das anmutige Gedicht von dem wehenden Vorhang kündigt. Aus der Küche des Kastellans wurde er versorgt, wobei er sich freilich beschwert, daß er tagelang nur von Brot, Zervelatwurst und Rotwein leben müssen.

In Jena, nicht in Weimar, schloß Goethe den Freundschaftsbund mit Schiller. Ein Gespräch über die Metamorphose der Pflanzen löste den Bann, der zwischen den beiden Dichtern anfänglich bestand; überwältigt von der Klarheit und Eindringlichkeit der Goetheschen Anschauung rief Schiller, ein Meister im Verstehen, plötzlich aus: „Das ist eine Idee, keine Erfahrung!“

Der Einwand war die höchste Form der Bewunderung: ein Funke sprang, der beide Dichter gleichberchtigt als Freunde nebeneinander stellte. Zugleich stand Goethe im Mittelpunkt des Kreises der Romantiker, der sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Jena zusammengefunden hatte: es waren die Brüder Schlegel und Tieck, Caroline Schlegel, die er von Göttingen her kannte, der Naturphilosoph Schelling, dessen Lehre unmittelbar auf Goethes Anschauung fußt, Fichte, dessen innere Besessenheit ihren Eindruck nicht verfehlte, Hegel, in dessen Lehre vom Urphänomen er die Weiterentwicklung eigener „Ideen“ erkennen konnte.

Dazu kamen die Vertreter der Naturwissenschaft: mit Thomas Seebeck, dem Entdecker der Wärme-Elektrizität, trieb Goethe Physik, aus Straßburg ließ er, allerdings erst 1810, Döbereiner berufen, dessen chemische Versuche der Bindung von Stoffen durch einen Katalysator seinen Ideen entgegen kamen.

Die gesellig-höfischen Zerstreuungen von Weimar fielen hier weg, ebenso der Pflichtenkreis des Staatsmannes und die Rolle des größten Repräsentanten seiner Nation, in die er mehr und mehr hineinwuchs. Jena war die engere Welt, aber in dieser Beschränkung konnte der Meister schaffen und wirken. Was er im Kreis der Dichter und Forscher hier an Anregung gewann, gab er reichlich zurück: einen besseren „Kurator“ hat nie eine Universität besessen, als Jena in Goethe. Er hat die Universität von Grund auf reformiert, indem er auf Sammlungen und auf die praktische Arbeit der Institute entscheidendes Gewicht legte.

Ganz anders war Schillers Verhältnis zur Universität. Ein glänzender Anfang, der triumphale Erfolg der ersten Vorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Sie war so besucht, daß die Studenten aus dem kleineren

Auditorium über die Straßen der Stadt nach einem größeren Saal eilen mußten, und die Begeisterung war dann so gewaltig, daß man dem Dichter am Abend einen Fackelzug darbrachte.

Aber es folgte Enttäuschung: ein leeres Auditorium, ein Professor, der nur Montags und Dienstags las, damit er fünf Tage in der Woche für sich frei habe, ein Redner, der wohl im gegebenen Moment die Jugend begeistern konnte, aber die entscheidende Gabe des Univeritätslehrers nicht besaß: solcher Wirkung Dauer zu geben, sie durch ein ganzes Semester hindurch zu erhalten, ja zu steigern. Schiller ging es darin ähnlich wie den Schlegels, die auch keine Begabung für das Katheder besaßen und in Jena als Dozenten versagten.

Sinn und Ziel von Schillers Jenaer Aufenthalt lag in einer höheren Sphäre: aus dem Versuch, sich zum Historiker zu machen, aus der Beschäftigung vor allem mit der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges erwuchs die Wallenstein-Trilogie, aus dem pathetischen Dichter wurde der Gestalter großer geschichtlicher Stoffe, die seine Darstellung zur Vision erhob.

Goethe aber, in seiner Fähigkeit, in jedem Menschen das Fachliche zu nutzen, zugleich aber ihn darüber zu erheben, war durchaus und in jedem Sinne ein Universitätsmensch, weit mehr Professor, obschon er es nie gewesen ist, als Schiller. Selbst gern dozierend und erläuternd, besaß er zugleich die beste Eigenschaft des echten Akademikers: das Schultergefühl für die Nachbarwissenschaften und für die Einheit allen Wissens in dem gemeinsamen Ziel, in der Zusammenschau, die das Weltbild ergibt.

Schiller ist 1799 von Jena nach Weimar gezogen, vom Katheder zur Bühne, die ihm die Welt bedeutete. Goethe hat unbeirrt durch Jenas schlechte Küche alljährlich dort im Schloß seine Werkstatt aufgeschlagen, er ließ dann Christiane dafür sorgen, daß Zervelatwurst nicht sein einziges Nahrungsmittel blieb. Gebieterisch rief er nach Besserem, und wenn es ein Truthahn wäre und noch so kostspielig.

Oft ging er auch zu Knebels, besuchte den Urfreund, der sich schon lange von Weimar und seinen höfischen Verpflichtungen wegbegeben hatte. Frau von Knebel, das Rudelchen, führte eine gute Küche, ihr Wahlspruch war:

„Feine Geister brauchen feine Speisen.“

Über Knebel gab es immer etwas zu lachen – ein Polterer war er, den die Tücke des Objekts oft zur Verzweiflung brachte. Da öffnete er etwa an einem Abend bei Schillers, nach der Verabschiedung, draußen im Flur schnell eine Tür; statt auf die Treppe zu kommen, hatte er aber einen Schrank erwischt, an dem er nun wütend rüttelte, bis die Krüge mit Frau Schillers Eingemachtem in Scherben auf dem Boden lagen.

Oder er debattierte mit Schiller, Goethe hörte ganz hingerissen zu, und als Knebel ihn nunn ansah, seiner Zustimmung gewiß, kam es begeistert zurück:

„Ach, red doch noch mehr so was Dummes!“

Dann saß er wieder in seinem Arbeitszimmer über Catull und Properz, übersetzte die antiken Dichter und träumte sich zurück in eine vergangene Welt. Sinnig und polternd, allzeit gütig, stets für seine Freunde da, so muß man sich den fränkischen Offizier aus Potsdam denken, dem Weimar-Jena zur Heimat wurde. Er schuf sich die Verbindung mit dem Boden als Gärtner, der durch seine Anlage des Tiefurter Parks einen Ehrenplatz neben Goethe in der Reihe der deutschen Gartenkünstler verdient, der in Ilmenau auf dem mitten in der Stadt ansteigenden Wenzelsberg ein Stück Parklandschaft erzaubert hat, und der auch in Jena einen berühmten Garten hatte, dessen Aussicht auf die Berge wir aus einer Zeichnung Goethes kennen.

Auf dem Friedhof zu Jena ist Knebels Grab. Im Schatten wunderbarer Bäume, deren Geäst mit dem Maßwerk einer alten gotischen Kirche zur Einheit ward, ist auch ein Grab, das einen vergessenen Dichter bedeckt: Christian Günther. Der ruhelose Student, der

zwischen Wittenberg, Leipzig und Jena, in ewigem Gegensatz zwischen der Glut seines Herzens und der feindseligen Nüchternheit und Tücke der Welt, umherirrte, der Schlesier, in dessen tiefer Art innerlichster Frömmigkeit mit Trunkenheit der Seele und furchtbarer Verzweiflung jäh wechselten, fand hier, achtundzwanzigjährig, die letzte Ruhe.

Das Bild der Zeit lebt auf, da Zachariae das Leben und Treiben, aber auch die berühmte Rauflust und Wildheit der Jenenser Studenten in dem fröhlichen Epos vom Renommisten geschildert hat. Aber über solchen Zeugnissen der Kulturgeschichte erhebt sich als ewiger Besitz die dämonische Kraft der monologischen Gedichte Günthers und die träumerische Zartheit seiner Lieder: kein Dichter der Barockzeit ist wie er unmittelbarer Wegbereiter Goethes und diesem an Kraft der Empfindung ebenbürtig gewesen.

Dünnblütig nimmt sich die Jenaer Romantik gegen Günther und gegen das aus, was Goethe und Schiller hier schufen. Ihrem innersten Wesen nach entstand die Romantik, so viele süddeutsche Elemente auch in ihr wirkten, aus schwärmerischer Sehnsucht des deutschen Nordens nach der rheinischen und süddeutschen Welt, nach der Zeit des Mittelalters, der Meister der Dürer-Epoche, nach Burgen und malerisch am Flußhang aufgebauten Städten, nach Hohenstaufenglanz und nach dem Patriziertum der Freien Reichsstädte. Als Griff des Nordens nach dem Süden war die Romantik eines der wichtigsten Motive, aus denen der Wille zur gesamtdeutschen Einheit neu erstand. Die Saale aber wurde „des deutschen Reiches Studenten-Fluß“, der Fluß der frühen Romantik. Romantik entstand und entsteht immer neu im Herzen des Norddeutschen, der von Berlin kommend die ersten Höhenzüge und Weinberge, die ersten Burgen und malerischen Städte im Saaletal erblickt. So kam Wackenroder, der Herold der Romantik, von Berlin nach Halle und begeisterte sich, wie an Nürnberg und Bamberg, an dem Bild der alten Stadt und der Burg Giebichenstein, so kam Tieck, so der Norweger Steffens, so der Musiker Reichardt, so Ernst Moritz Arndt.

Es fällt uns heute schwer, innerhalb der mitteldeutschen Industrielandschaft die Welt der Romantik wiederzuerkennen, die der Studentenfluß einst zum Bindeglied zwischen Nord und Süd gemacht hat. Aber noch immer strömt die Saale, noch stehen Burg Giebichenstein und die Moritzburg, noch die Burgen im Unstruttal, noch Rudelsburg und Saaleck, die Dorn-Burgen, die Leuchtenburg und die alten Rittersitze im oberen Saaletal: von Burgen gesäumt sind die Wege durch Thüringen.

*

Unmittelbar nach den durch die geistige Auswirkung der Französischen Revolution erregten Jahre kamen die Brüder Schlegel und Tieck nach Jena, trafen sich hier mit Novalis und Brentano, schlossen den Bund der Dichtung mit der Philosophie: Fichte, Schelling und Hegel haben hier gelehrt.

Der nordische Denker Steffens ging von Jena aus. Mittelpunkt des Kreises war Caroline Schlegel, befreundet mit Sophie Mereau, der Dichterin, deren Verse Schiller in seine Musen-Almanache aufnahm, der kleinen, genialen und oft auch bizarren Frau, die Clemens Brentanos Doppelnatur ertrug und seine Gattin wurde, Caroline Schlegel aber, gütig, humorvoll, ideenreich, bei aller Sprunghaftigkeit und Kobolderei edel und unbeirrbar in ihrem Gefühl für das Echte, gab dem Kreis der Romantiker den Mittelpunkt. Den menschlich nicht leicht zu nehmenden Fichte ertrug sie um der Größe seiner Gedanken willen: „Alle Kraft des Menschen wird erworben durch Kampf mit sich selbst und Überwindung seiner selbst.“ An Schelling duldet sie die grobe Hülle, den Zank, in den sie nach sechs Minuten mit ihm geriet, seine gereizte Abwehr gegen die Ironie in der Schlegelschen Familie, seinen Mangel an Humor. Sie erkannte den ungeheuren Wert, der in dem vierundzwanzigjährigen Schwaben steckte, von Goethes Mineralogie her beeinflußt, würdigte sie ihn durch den Ausspruch: „Als Mineralie betrachtet: echter Granit.“ Schelling hat damals das geistige Weltbild der Romantik geformt: in Jahre 1800 schrieb er das „System des transzentralen Idealismus“, das Werk, in dem die Kunst als höchste Leistung hingestellt wird, die Menschen zu erreichen vermögen.

Kein literarisches Zeugnis führt uns anschaulicher in das geistige Geschehen des Jena zur Zeit Goethes, Schillers, der Humboldts und der Romantiker ein, als Carolines Briefe. Sie ist eine wunderbare Briefschreiberin. Anders als die schönen Frauenbriefe der Caroline von Humboldt, die, Gattin eines Staatsmannes, Situationen und Zustände schildert, sind ihre Briefe ganz auf Persönlichkeit und Ereignis gestellt. Vom Jahre 1796 an, als sie mit Wilhelm Schlegel nach Jena kam, erleben wir in diesen Briefen mit gelegentlicher Unterbrechung bis zum Jahre 1803 Jenas große Zeit. „Ein grundgelehrtes, aber doch recht lustiges Wirtshaus“, so steht dies Jena vor uns. Wir empfinden das Behagen der alten Stadt, in der das Studentenhafte der Romantik und das Romantische des Studententums beheimatet ist, wir sehen die gütige, höchst eigenartige, stets unterhaltsame, bald nachdenkliche, bald lachende Frau zwischen den größten Geistern des damaligen Deutschland, wie sie in solcher Zahl und Mannigfaltigkeit nur an diesem einen Ort und während dieser Jahre sich vereinigt haben.

Wir erleben beide Schlegel, den älteren Wilhelm, Carolines Gatten, wie er, von volkhafter Spracherkenntnis begeistert, damals in Jena (1797-1801) sechzehn Stücke Shakespeares dem deutschen Volk bescherte. Ganz anders als Wieland in seiner trostlosen Prosaübersetzung folgte Schlegel den Sprachgesetzen reiner Dichtung, wie Goethe sie in seinen Dramen zum Sieg gebracht hatte. An dieser ernsten, großen Arbeit, von deren Segen wir noch heute leben, war Wilhelm Schlegel damals unter den Augen Goethes tätig, der selbst im heiligen Buch der Romantiker, in seinem Wilhelm Meister, so Tiefes über Hamlet sagt. Bald kam Friedrich Schlegel, der Zwiespältige, aber auch der dichterisch Überlegene der beiden Brüder, nach Jena: „der immer Hetzende und immer Gehetzte“, wie Goethe ihn sah, ein sprühender Gesellschafter, der seiner Willkür und Eigenart und seinem romantischen Witz soeben in der Lucinde eine neue Form des subjektiven Romanes gegeben hatte. Sehr anders als Goethes Werther erscheint dies Buch: bei Goethes Werk gilt die Auseinandersetzung mit der eigenen Empfindung doch stets der Erkenntnis der Schöpfung. Friedrich Schlegel aber steht mit gar zu viel Bewunderung seinen Launen gegenüber und nimmt sie für Ideen. Um so mehr gelang es ihm, dem Geschenk der Laune und der Stimmung, dem Einfall, im Aphorismus eine festgeschliffene Form zu geben: hier steht er zwischen Lichtenberg und Nietzsche, hier ist er in der Einheit von Gedanken und Form wahrhaft vollendet, hier erfüllt er sein kühnes Wort, das wie kein anderes den Subjektivismus der Romantik erfaßt: „Ich habe die Morgenröte begrüßt nach meiner Ansicht, aus meinem Standpunkt . . .“

Es war für Caroline keine leichte Aufgabe, die beiden Brüder und dazu noch das Urbild der Lucinde, Dorothea, mit der Friedrich zunächst unvermählt nach Jena kam, in Harmonie zusammenzuhalten, und dazu noch Tieck gerecht zu werden, der in Jena sein Märchendrama Genoveva schrieb, ein Werk von schnellem und leichtem Wurf, dem das Verantwortungsgefühl formender Gestaltung fehlt. Um so ergreifender wirkt es, wie Caroline sich Friedrich von Hardenbergs annimmt, wie sie ihm neuen Mut zum Leben macht, ihm Freude und mütterlich verstehende Fürsorge schenkt und für den früh mit dem Kreuz des Todes gezeichneten Dichter noch immer hofft.

Goethe erscheint in Jena als Schutzherr der Romantik. Die abstrakt gedankliche Art Schillers freilich lehnten die Romantiker ab, und der Konflikt zwischen Schiller und Wilhelm Schlegel, durch einen wenig geschickten Brief des menschlich sonst so gütigen Schiller unnötig verschärft, brachte eine Spannung zwischen Klassizismus und Romantik hervor, die Goethe gegenüber ausgeschaltet blieb.

Das Jena Schillers ist gekennzeichnet durch den Freundschaftsbund, den der Dichter hier mit Goethe schloß, und durch den Aufenthalt Wilhelm von Humboldts, der mit seiner Familie kurz entschlossen zur Saale zog, um Schiller und Goethe nahe zu sein. Einige Jahre wohnte hier auch, zum Lager der Klassiker sich bekennend, Voß, der Übersetzer Homers. Als Gast kam dazu Alexander von Humboldt, der hier mit Goethe sich fand: goethisch ist vieles in der Art, wie der größte Naturforscher der Zeit seine Ergebnisse literarisch darstellte, der Kosmos vor allem mit der episch anschaulichen Pracht seiner Schilderungen. Zugleich ging etwas von Alexander von Humboldts Naturauffassung in das

Werk Goethes ein. Der zweite Teil des Faust ist in vieler Hinsicht das Ergebnis von Goethes Umgang mit ihm wie mit den Naturwissenschaften und ihren Jenaer Vertretern. Caroline hat am Tun Goethes lebhaften Anteil genommen. „Er lebt alleweil mitten unter uns!“ klingt es jubelnd auf. Oder sie berichtet Novalis über die Theateraufführung in Jena, in der sie mit ihrer anmutig schönen Tochter Auguste Böhmer mitwirkte: „Gestern wohnte Goethe unserer Probe bei – es nahm sich artig aus, er stand ganz allein in der Mitte des Saals vor dem Theater und repräsentierte das Publikum – ein Dienst, den ihm das Publikum nie vergelten kann – es kann ihn niemals repräsentieren.“

Dann erscheint Schillers Lied von der Glocke, und die Schlegels können sich nicht genug tun vor Lachen bei dem Gedanken, wie herzlich sich dieses Gedicht parodieren lasse. Aber den Wallenstein nehmen die Romantiker ernst. Sie fahren nach Weimar zum Erlebnis der Erstaufführung und bewundern das Werk. Trotzdem bleibt der Gegensatz zwischen Schiller und den Schlegels spürbar. Für den elfaktigen Aufbau findet Caroline den Schluß wirkungslos, ein Ableiten, keine Steigerung. Die gedankliche Kraft Schillers vermögen die Romantiker nicht zu würdigen, da sie alles auf den leichten Einfall, nichts auf die Durcharbeitung stellen: Friedrich Schlegel hat nicht umsonst in der Lucinde das Hohelied zum Preis des Müßigganges gesungen.

Auch den Atheistenstreit erleben wir mit dem Ansturm gegen Fichte. Der Kurfürst von Sachsen hatte, „von seinen teils katholischen, teils herrenhuthischen Ratgebern“ bestimmt, Carl August Vorstellungen wegen Fichtes der Kirche unliebsamen Vorlesungen und Veröffentlichungen gemacht. Fichte schrieb nach Weimar einen Brief, der als Entlassungsgesuch angesehen wurde; er wollte damit einem Verweis vorher begegnen, den zu ertragen er nicht willens war. Caroline versteht, warum der Kurfürst von Sachsen, der Landesvater des aus der Oberlausitz stammenden Philosophen, mit seinen Ratgebern so heftig vorgeht: weil Fichtes unerschütterliche Redlichkeit sie in Verlegenheit setze.

Von Goethes Experimenten erfahren wir, von solchen mit Raupen, die er „totmacht und wieder auferweckt“, und von seiner Beschäftigung mit Optik. Caroline erzählt von Wieland, der dem lieben Gott die Schöpfung der Schweine nicht verzeihen kann, von dem Bruch mit Schiller, der wegen einer Kritik Friedrich Schlegels nicht „zugleich der Freund seines Hauses und der Gegenstand von den Insulten seines Bruders sein könne“.

So stand Caroline Schlegel als Frau im Mittelpunkt des Jena der ersten Romantik, bis sie selbst unter Goethes Mithilfe von Schlegel sich trennte – als Schellings Frau schloß sie sich dem Manne an, dessen Wesen und Werk goethescher Art unter allen Romantikern am tiefsten verwandt war. Die Schlegels und Tieck zogen nach Berlin, Brentano ging nach Weimar und von da nach Marburg, Voß wählte Heidelberg, Schiller siedelte nach Weimar über, die großen Philosophen kamen nach Berlin – Fichte und Hegel, und sehr viel später auch Schelling; um 1803 ist Jenas Blütezeit zu Ende.

Die Schlacht

Eines Tages stehen französische Soldaten in der Küche von Frau Major von Knebel und zwingen sie, ein Essen zu bereiten, das in großen verdeckten Schüsseln eiligst weggetragen wird: inmitten seiner Truppen die Schlacht vorbereitend, die Preußen vernichten soll, verzehrt es Napoleon auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt. Bis nach Mitternacht bleibt der Kaiser im Gelände, dann reitet er in das Jenaer Schloß, wo Karl Augusts und Goethes Zimmer für ihn gerichtet sind. In den Tagen vorher hat der Fürst Hohenlohe dort gewohnt. Die Jenenser haben den Prinzen Louis Ferdinand gesehen, der mit der Vorhut saalaufwärts ritt und im Schloß zu Rudolstadt Quartier nahm.

Auf die Einwohner Jenas haben die Truppen großen Eindruck gemacht, vor allem Prinz Louis Ferdinand hatte aller Herzen gewonnen, Preußens genialischer Held, dessen drängende Kraft von einer ganz andern Auffassung der Kriegsführung erfüllt war, als der stolze und abweisende Fürst Hohenlohe sie vertrat. Hohenlohe sah auch in der Schlacht nur ein Exerzieren geschlossener Kolonnen, die willenslose Werkzeuge in der Hand des Führers waren. Bei Jena mußte sich der Paradegeist der preußischen Truppen mit einer

ganz andern Kampfweise auseinandersetzen. „Tirailleur“ hieß das Schlagwort der Herrn Frankreichs: beweglich, dem Gelände angepaßt und möglichst verstreut begannen die Franzosen den Kampf. Der Gegner konnte sie nicht fassen, die Infanteriekolonnen und die Kanonen fanden kein greifbares Ziel. Wenn aber die Angreifenden ihren Gegner verwirrt hatten, so wie die Bandrillos des Stierkampfes den Riesen geneckt haben, setzte der geschlossene Vorstoß ein, der nun völlig überraschend und an unerwarteter Stelle kam.

Ein Tirailleur, unberechenbar, vorfühlend, neckend und launisch, ein Dämon und ein Gott, bei aller Vielfältigkeit des Wesens im tiefsten von unbeirrbarer Kraft, ganz Krieger, mit seinem Pferd verwachsen, dann aber plötzlich vom Sattel an das Spinett sich schwingend, musikalisch wie sein Großohm, der Alte Fritz, und doch ganz anders in seinem Spiel, unfäßbar, leidenschaftlich, durchströmt von Empfindung: so war Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Auf dem Schloß zu Rudolstadt, hoch über der Saale, hat er am Vorabend der Schlacht seine letzte Phantasie gespielt: das Adagio des Prinzen Louis Ferdinand. Dann kam der Kampf, der Prinz ertrug es nicht, den Sieg der Feinde zu überleben; er stürzte sich ihm entgegen. Er fiel und hat den Zusammenbruch des Landes nicht erlebt, dessen Genius er war.

In der Ebene von Saalfeld, Weimar und Jena nahe, ist ihm das Monument errichtet, ein Altar Deutschlands, Germanentum und Griechentum, den Heroismus Preußens und den Geist Weimars vereinigend, wie es dem Wesen des Helden entsprach, dessen Leben vor der Erfüllung aus kühner Sternenbahn gerissen wurde.

Sein Tod war der Vorbote furchtbaren Geschehens. Hohenlohes Paradestrategie unterlag, es genügte nicht, die Potsdamer Machtparade einfach aufzubauen, um jeden Ansturm zu vernichten, Napoleon war unbesiegbar.

Der Kaiser hat diese Schlacht, auf deren strategische Leistung er besonders stolz war und die er zwei Jahre danach von Erfurt aus den fürstlichen Gästen des Kongresses an Ort und Stelle erklärte, ganz aus dem Gelände heraus entwickelt. Zur Zeit, da Fürst Hohenlohe im Schloß zu Kapellendorf schlief, war er unter seinen Truppen, sprach zu ihnen, machte ihnen Lust zu dem kühnen Schlag, zu dem sie am kommenden Morgen ausholen sollten, verteilte die Truppen im Gelände und holte am nächsten Tag die Artillerie durch tiefe Schluchten den Berg hinauf. Der Verrat eines Müllers soll ihm dabei geholfen haben, der ihm den Weg zum Landgrafenberg zeigte. Entscheidend ist das nicht gewesen, Napoleon würde wohl auch so die Umgehungswege gefunden haben.

Was siegte, war etwas anderes, etwas, das die neue Zeit in ihrem Freiheitsdrang und mit der Kraft ihrer Empfindung vor der Epoche Friedrichs des Großen voraus hatte. Es war der Einsatz des Einzelnen, in diesem Sinne also der Marschallstab im Tornister jedes Soldaten. Zugleich war es der Instinkt für die Anpassung an das Gelände, das Landschaftsgefühl einer neuen Zeit also, von dem in Deutschland erst die Dichter und Maler, aber noch nicht die Generäle wußten.

Über Jena brach die Sintflut herein. Eine blühende Stadt wurde in wenig Stunden völlig ausgeplündert und allen Besitzes beraubt. Bis zu fünfzig Mann lagen in jedem der bescheidenen kleinen Häuser. Kirche und Schloß waren Lazarette. Das Schloß wurde im Innern völlig zerstört, die Bibliotheken der Professoren waren das Brennmaterial für die Feuer der biwakierenden Soldaten. Als der Professor Luden, der vor Beginn des Krieges zur Hochzeit gefahren war, mit seiner jungen Frau in die ihr bereitete Wohnung zurückkam, fanden sie eine verwüstete Höhle vor, ein einziger Band aus Goethes Werken war der letzte Rest der ganzen Bücherei.

In der Werkstatt der Natur

Die Jenaer Universität wurde neu begründet. Goethe ließ sich die alleinige Oberaufsicht über die Sammlungen und Institute geben. Er ging wieder in Jena aus und ein, aber das Schloß war so verwüstet, daß es lange Zeit als unbewohnbar galt.

Was folgt, ist das Erlebnis der Wahlverwandtschaften, ist die Berufung von Döbereiner und Goethes Beteiligung an Versuchen, die in der Retorte des Chemikers die Stoffe zu

Elementen zerlegen und die Elemente zu neuen Stoffen verbinden. Sinnbild solcher Arbeit ist Döbereiners Zündmaschine, in der die in dem Apparat durch Zink und Schwefelsäure erreichte Entstehung von Wasserstoffgasen mittels des Platinschwammes zur Gewinnung einer Flamme ausgenutzt wird: das Feuerzeug der späten Goethezeit, erfunden im Jahre 1823. Vorher schon hatte Goethe dem chemischen Gesetz der Lösung und Bindung der Elemente in dem Roman der „Wahlverwandtschaften“ dichterisch Form gegeben.

Der Achtundfünfzigjährige ist erfüllt von einer tiefen Neigung zu Minna Herzlieb, der Nichte des Buchhändlers Frommann, in dessen gastlichem Haus der Dichter „freundliches Begegnen“ erlebte. Er dichtet, den Mut dazu durch Umdeutung auf Petrarca und Laura sich nehmend, einen Zyklus von Sonetten, durch deren kühle Form die heiße Flamme des Empfindens lodert: aber er sagt es ihr nicht, die Achtzehnjährige ahnte nicht, welche Kraft zur Resignation in dem älteren Freunde rang, der ruhig zu ihrer Seite schritt, das Wachstumsgesetz der Pflanzen, das Wesen der Gesteine, Form und Sinn der Wolken ihr deutend.

Aus dem innersten Erleben entstanden „Die Wahlverwandtschaften“, das Werk, dessen aus dem Gleichnis chemischer Vorgänge gewonnene Grundidee zugleich ein Zeugnis von der Arbeit des Naturforschers Goethe darstellt. Aus der Naturbetrachtung gewann der Dichter die Kraft, die Leidenschaften des eignen Innern mit Ruhe zu überwinden. Mit dem Professor Himly geht er über Berg und Tal bis in die tiefe Nacht, Zeit und Entfernung über optischen Gesprächen vergessend. Mit Thomas Seebeck vertieft er sich in die Geheimnisse der Farbenlehre: „Die Farben sind Taten des Lichts!“ Der Sohn August, ein schlanker Knabe, dem der Vater eine schmucke Bergmannsuniform hat schneidern lassen, sitzt zu seiner Seite, und Goethe zeichnet, mit dem kühnen Strich seiner Handschrift, in ein Studentenstammbuch, das er beim Buchbinder erwarb, Jenaer Ansichten. Daraus wird das „Trostbüchlein“, das er Carl Augusts einziger Tochter, der Prinzessin Caroline, schenkt.

Dann lockt es ihn nach Dornburg. Die Gruppe der Schlösser auf dem hohen Fels des Saaletales, über Terrassen, die mit Rosen überschüttet sind, mit dem Blick auf Rebenhügel, ist ihm wie ein Stück südliches Land. Hier findet Goethe völlige Einsamkeit und Arbeitsruhe, betreut vom Hofgärtner Sckell, dem Sohn des berühmten Botanikers von Belvedere. Dem Dornburger Sckell hatte er auf Wunsch Carl Augusts, der sein Pate war, einst ausreden müssen, Theologie zu studieren: man könne auch in der Natur Gott dienen und das Walten einer höheren Macht verehren. Nach Dornburg geht Goethe im Jahre 1828, nach dem Tode des Großherzogs, der bei allen Gegensätzen der Naturen durch dreiundfünfzig Jahre sein bester Freund gewesen ist, und zieht sich in die Einsamkeit zurück. In der völligen Ruhe findet er Trost; Sckell hat in einem kleinen Büchlein das Erlebnis dieser Tage beschrieben, durch das man am täglichen Leben Goethes, an seinem Wesen und an der Güte seiner Natur unmittelbar teilnimmt.

Der Goethe von Dornburg erscheint in dem Gedicht, das er „Dem aufgehenden Vollmond entgegen“ hier schrieb. Aus Tagen, in denen er selbst, vom Tod Carl Augusts erschüttert, sich mit dem bitteren Gedanken an die Zerstörung des Individuums vertraut machte, leuchten die Verse auf, durch die der Dichter angesichts der Natur Beruhigung und Ruhe findet:

*Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.*

*

Tausendfältig brachte Segen, was Goethe und Carl August, was später Carl Alexander und Thomas Seebecks Sohn Moritz, der kluge Kurator der Universität, in Jena geschaffen haben: die freie Universität des Geistes, die wahre Erbin von Wittenberg. Jena war Landesuniversität aller thüringischen Herzogtümer, die Universität also, in der die Beamten der Regel nach die Hauptzeit ihres Studiums verbracht hatten. War Thüringen

auch staatlich geteilt: die gemeinsame Erinnerung an Jenenser Studentenjahre schuf zwischen Verwaltungsbeamten und Pfarrern, Ärzten, Anwälten und Forschern seines Kleinstaat-Mosaiks ein Gefühl der Einheit. Das Jenenser Studententum, entwickelt in einer Stadt, die ein Stück Weimar, ein Stück vom Wesen Goethes und Schillers, vom Wesen der deutschen Romantik in sich trug, wirkte weit über die Thüringer Grenzen auf ganz Deutschland. Von Jena aus wurde die Wartburgfahrt des Jahre 1817 betrieben, Jena war die Hauptuniversität der deutschen Burschenschaft, und der Mecklenburger Fritz Reuter, der selbst hier studiert hat, läßt den Pfarrer in Hanne Nüte den Ruhm seiner geliebten Universiät verkünden:

„Ich würde doch nach Jena gehn!“

Haeckel, Abbe, Diederichs

Carl August hat seine Studenten gegen Metternichs Bevormundung geschützt, sein Land, Jena vor allem, blieb in dem reaktionären Deutschland eine Insel der Freiheit. Gelehrte, welche die Reaktion von einer preußischen Universität vertrieb, holte der Kurator Seebeck nach Jena, und so hat die bescheiden dotierte Universität es leicht gehabt, die besten Lehrkräfte der Zeit zu gewinnen. Sie stellten sich gern unter Carl Augusts und Carl Alexanders Schutz bis hin zu Kuno Fischer, der als eine Art Statthalter Goethes auf Erden erst an der Saale, dann am Neckar, und zwar in Heidelberg gewirkt hat, bis hin zu Ernst Haeckel, dem Potsdamer, der in Merseburg aufgewachsen war und der Saale treu blieb.

Das neue Jena, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand, zeichnet sich besonders durch die Verbindung von Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften aus, eine geschlossene Entwicklung geht von Goethes naturwissenschaftlichem Kreis bis hin zu Haeckel. Der Vorkämpfer Darwins, der von der Naturwissenschaft aus die Welträtsel lösen wollte, und der der Meinung war, die Welt objektiv erfassen und schildern zu können, wäre wohl nicht ganz Goethes Mann gewesen, dessen Achtung vor dem Geheimnisvollen solcher Auffassung widersprach. Dennoch war auch in Haeckel ein Stück Goethescher Naturauffassung lebendig. Sehr ähnlich einem der Landschaftsmaler der Weimarer Kunstschule schritt er dahin, mit dem beobachtenden und doch der Wirklichkeit entrückten Blick des Naturforschers, der für seine Generation kennzeichnend war. Er ging zu seinem Institut, dessen Sammlungen Goethe Freude gemacht haben würden. Seine Forschungen und Präparate führten in die Vorstufe der Zoologie und Botanik ein, denen Haeckels Forschungen galten. In solchem Forschen traf Haeckel sich mit Goethes Morphologie und mit Schellings Naturphilosophie, getreu der Jenaer Tradition. Aber diese visionären Anfängen der Goethezeit wurden nun plötzlich zur Grundlage neuer Wissenschaften: Haeckel schuf mit seiner 1866 unmittelbar nach dem Tod seiner Frau in grandioser Arbeitsleistung geschriebenen „Generellen Morphologie“ sein faustisches Werk, die Grundlage der gesamten Biologie, als der Erkenntnis der Lebensgesetze. Er machte hierbei nicht halt. Er nahm die theologische Legendenbildung unter das Mikroskop der Naturforschung, und so war seine Stellung sogar an der freiheitlichsten Universität Deutschlands bedroht. Die Theologen taten sich zusammen und schickten eine Deputation zum Großherzog Carl Alexander, demselben, der in seiner Wiege noch von Goethe besungen worden ist, Enkel Carl Augusts, Neffe des Zaren Alexander von Rußland, Bruder der ersten deutschen Kaiserin, in Wesen und Haltung der letzte Grandseigneur. Die frommen Herrn, der Nachfolger Herders unter ihnen, führten Beschwerde über die Irrlehren, zu deren Verbreitung der Staat einem von ihm besoldeten Professor nicht das Katheder geben dürfe.

„Sind Sie überzeugt, daß der Professor Haeckel glaubt, was er lehrt?“ fragte der Großherzog.

„Aber natürlich, er glaubt es, das ist ja gerade das Schlimme“, war die erregte Antwort.

„Dann tut er genau dasselbe, was ich von Ihnen, meine Herren, erhoffe, und ich habe keinen Grund, gegen ihn einzuschreiten.“

Es war Weimars Geist, im Enkel lebendig wirkend, es war Weimars Bereitschaft auch

einer neuen Zukunft gegenüber.

*

Die neue Zeit sollte in Jena ein weiteres Wunder verwirklichen. Ausgangspunkt war die Werkstatt für optische Instrumente, die der Weimarer Carl Zeiß hier eröffnet hatte. Der junge Leiter der Sternwarte arbeitete mit Ernst Abbe, aus Eisenach stammend, ein echter Thüringer, im Typus, in der Schärfe des Blickes irgendwie Brehm verwandt. Eines armen Spinnmeisters Sohn, hatte er als begabtes Kind – auch das ist für das gepflegte Weimarer Kleinstaatleben kennzeichnend – die Mittel zum Besuch einer Höheren Schule und zum Studium bekommen. Als Gelehrter entdeckte und errechnete er das Gesetz von der Beugung der Strahlen in der Linse und ließ bei Zeiß Apparate bauen, deren Spiegel die Brechung ausglich. So entstanden die optischen Instrumente, die aus der Werkstatt Zeiß eine Weltfirma gemacht haben.

Ernst Abbe hat das Auge des Menschen erst „sonnenhaft“ gemacht, er hat der Menschheit durch seine Instrumente den Blick zu den Sternen geschenkt, seine Fernrohre dienten der Spektralanalyse, die auf fernen Welten die Elemente untersucht und ihre Kenntnis der Erde nutzbar macht. Ein Schüler des großen Mathematikers und Physikers Gauß in Göttingen, brachte Ernst Abbe dessen optische Lehren nach Jena, baute sie aus und schritt in ununterbrochener Arbeitsfolge von Erfindung zu Erfindung.

Wer die Entstehung der Zeißschen Werke in den entscheidenden Jahren um 1900 erlebt hat, denkt wie an eines der wichtigsten Zeitgeschehnisse des damaligen Thüringen an ihren schnellen Aufstieg: wie die Gebäude der Fabrik mehr und mehr sich ausdehnten, wie die Schott-Werke dazukamen, wie plötzlich, nahe den Gassen, in denen die Töpfer von Bürgel und Dornburg ihre Waren ausboten, das erste Hochhaus von Thüringen erwuchs, wie das Verkehrsbild Jenas durch die Zeißarbeiter sich änderte, die den gewohnten Studententyp schnell altmodisch machten.

Das Werk vergrößerte sich immer mehr; ohne es zu wollen, kam Abbe in eine ihn beängstigende Situation: er verdiente zuviel! „Den Besitz von Produktionsmitteln vor strenger Sitte als öffentliches Gut betrachtend“, übereignete er sein Werk an eine Stiftung, der er den Namen des Freundes gab. Durch enge Freundschaft mit Abbe verbunden war Dr. Otto Schott, der einwilligte, daß auch das von ihm geleitete, mit Abbe und Zeiß von ihm gegründete „Jenaer Glaswerk“ in den Besitz der Stiftung überging. Mit der Carl-Zeiß-Stiftung hob Abbe das soziale Unrecht der Zeit in seinem Wirkungskreis auf. Das von ihm verfaßte Statut der Stiftung gab „den Mitarbeitern der Werke“ wertvolle Rechte, sicherte ihre Zukunft und schweißte sie zu Betriebsgemeinschaften zusammen, die zu hohen Leistungen befähigt sind. Die Erträgnisse der beiden Stiftungsbetriebe, soweit sie nicht zur Sicherung der Anwartschaften der in ihnen tätigen Mitarbeiter dienen, fließen der Stiftung zu, die sie satzungsgemäß für die Universität Jena und für gemeinnützige Einrichtungen zugunsten der arbeitenden Bevölkerung Jenas verwendet.

Vielleicht bezeichnet hier persönliches Erleben das Bild: Noch erinnere ich mich, wie um das Jahr 1900 die Gegensätze in erregten Debatten über Ernst Abbe in Weimar auseinanderplatzten und wie wir Schüler des Gymnasiums instinktiv für ihn Partei ergriffen.

Unvergeßlich ist mir das Gefühl, wie ich eines Tags dem großen Forscher gegenüberstand, den ich in Jena und Weimar schon oft gesehen hatte. Der Gedanke war mir gar nicht gekommen, daß man einem solchen Manne plötzlich die Hand reichen dürfe, aber der Vorgang selbst wurde dann nach Knabenart durchaus realistisch erfaßt: so hoch mußte man hinaufsehen, um diesem fernen Blich zu begegnen, denn Abbe schien, dem Fünfzehnjährigen wenigstens, von übermenschlicher Größe. Der lange Körper war wie das Stativ für diese gewaltigen, von Bart, Brauen und Haar umbuschten Augen. Er stand vor einem, als wäre etwas von den optischen Geräten, die er konstruierte, in seine Erscheinung übergegangen.

*

Für Jena und somit für Deutschland bedeutet Abbes Name eine neue Höhe aber keine Absage an die alte Tradition. „In Willen und Sehnsucht“ war der Lebensspruch des Mannes, der es unternahm, hier dem Schrifttum einen Tempel zu errichten: Eugen Diederichs, im Saaletal aufgewachsen, einst landwirtschaftlicher Eleve im Bezirk der Rudelsburg, siedelte mit seinem jungen Verlag in Jahre 1904 von Leipzig nach Jena über. In bewußter Verbindung mit dem Boden Jenas erstrebte er mit dem Verlag etwas Ähnliches, was die Klassiker in ihrer Arbeit für die Bühne erstrebt hatten: eine Wirksamkeit für die schöpferische Entfaltung der Kräfte der Zeit und der Nation, von Gläubigkeit getragen, in Festlichkeit erfüllt.

An der Blüte geistiger und künstlerischer Kultur, die in Deutschland ein Jahrzehnt vor dem Weltkrieg sich entfaltete, ist der Verlag Diederichs in hohem Maße beteiligt, gerade weil er die Aufgaben der Nation dabei nicht übersah und über die Gegenwart den Blick in die Zukunft richtete. Aus „Willen und Sehnsucht“ wußte Eugen Diederichs seine Arbeit zu beleben, so daß er einem großen Bauherrn des Mittelalters glich, dem Bischof Dietrich von Naumburg etwa, aus dessen Willen und Sehnsucht der Naumburger Dom entstand, oder einem Fürsten und Bauherrn des Barock, dem viele Meister auf allen Gebieten des Schaffens den Traum der Steigerung der Lebenswerte erfüllten. So bleibt dieser königliche Buchhändler über die Grenzen seines Berufes hinaus, dessen kaufmännisch-technische Seite ihm stets nur Voraussetzung, nie Ziel war, ein großes Vorbild der Reihe der Verleger, die mit eigenem Willen und wegbereitenden Ideen zu den Bauherrn der deutschen Kultur gehören: „Nicht in einer einseitigen Entwicklung zur Technik oder im amerikanischen Mammonismus liegt unsere deutsche Aufgabe, sondern wir haben in unsere Berufsarbeit einen methaphysischen Sinn zu legen.“

Mit Jena verbleibt Eugen Diederichs Gestalt für immer verbunden, gegenwartsnah für alle Zukunft. Wenn man durch die alten Gassen geht, in denen heute wie vor hundert Jahren Töpferware aus Bürgel und Dornburg feilgeboten wird und dann in die Nähe der Zeißwerke gelangt, wo nahe van de Veldes und Klingers Denkmal für Ernst Abbe, gegenüber dem Hochhaus der Zeißwerke, der Verlag mit dem Löwen als Zeichen beheimatet ist, dann glaubt man wohl, Eugen Diederichs schritte hier immer noch einher, sowie er einst mit der Jugend von Weimar und Jena durch diese Gassen ins Saaletal gezogen ist. Dann brach eine singende Schar plötzlich in die Prosa einer kleinen Stadt ein, Lieder erklangen und Theaterspiel begann, so daß mitten im Bereich der Nüchternheit die festliche Seite des Lebens ihre Fahne entfaltete. Dann leuchteten die Augen Eugen Diederichs, und die frohe Gegenwart gab ihm den Über-Mut zu immer neuen Plänen. Voll Lebensbejahung und voll selbständiger Ideen zur Lebensgestaltung war die Kraft dieses Mannes, rastlos und motorisch. Aber die Trunkenheit seiner Seele entstammte nicht unklarer Empfindung, sondern der Tatsache, daß sein helles Auge weit in die Zukunft zu schauen vermochte, für die er schuf. Zu dem Jean der Klassiker und Romantiker, Fichtes und Schellings vor allem, gehört dieser Mann. Er gehört auch zu dem Jena der Zeißwerke und zu dem Jena unserer jüngsten Gegenwart, seit in festlicher Bogenstellung die Reichsautobahn die Saale überbrückt, um dem Tempo der Zeit zu dienen. Aber auch etwas vom Luthertum Thüringens ist in Eugen Diederichs zu spüren, wie er in der Selbstdarstellung seines Lebens im Bewußtsein der Spannung zwischen Volkstum und Weltweite es ausgedrückt hat: die religiöse Dynamik des deutschen Menschen.

Kaufherren und Gelehrte

Schon im 13. Jahrhundert war für den Handel Leipzigs das Entscheidende geschehen: zur Regierungszeit Heinrichs des Erlauchten von Meißen hatte im Jahre 1268 dessen Sohn Dietrich von Landsberg einen Gunstbrief für die Messe erhalten. Darin sicherte er den drei Handelsmärkten der Stadt völligen Frieden; auch Kaufleute eines Landes, mit dem der Markgraf verfeindet war, durften unter sicheren Geleit hier unbehelligt Handel treiben.

Im folgenden Jahrhundert wurde Leipzig zum Stapelplatz erklärt, ein Vorrecht, um das es mit den Städten an der Saale schwer gekämpft hatte. Wie so oft war es Unglück des Nachbarn, was Leipzig zum Vorteil wurde: im Jahre 1387 ging in Merseburg ein Büchsenrohr los, das mit dem neuen Mordmittel, dem Pulver gefüllt war. Es entstand ein Brand, der die leicht gebaute Stadt und mit ihren Häusern die hier gestapelten Waren in Asche legte. Da wies Leipzig auf die Stärke seiner Mauern und auf die Sicherheit seiner Steinhäuser hin, und schon im folgenden Jahr schloss der Rat Verträge mit Nürnberg und Augsburg, die Leipzig zum Vorort und Lagerplatz des fränkischen und schwäbischen Handels für Mitteldeutschland und die von dort versorgten Teile des Ostens machten.

An der Schwelle zum 15. Jahrhundert steht für Leipzig ein Ereignis, da an Bedeutung der Begründung der Messe während des 13. und 14. Jahrhunderts gleichkommt: die älteste deutsche Universität, Prag, 1348 gegründet, war zur Stätte eines schweren Konflikts geworden: die politische und religiöse Erregung der Hussitenzeit hatte den deutschen Fakultäten ihr Verbleiben im Verband der Universität unmöglich gemacht. Die deutschen Professoren wanderten aus, und die Studenten schlossen sich dieser Rezession an. Anfangs wollte man sich in Breslau niederlassen, aber da aufstrebende Leipzig gewann. So erfolgte im Jahre 1409, sehr bald nachdem Erfurt sich eine Universität geschaffen hatte, im Thomaskloster die feierliche Begründung der Universität, zunächst nur für Theologie und Philosophie, bald auch für Medizin. Damit wurde der Stadt, die zu jenen damals höchstens 4000 Einwohnern mit einem Schlage an die 400 Universitätsbürger bekam, ein entscheidender Antrieb gegeben. Neben den Kaufmann trat der Gelehrte.

Zunächst hatte die Stadt und das ganze Meißener Land durch Kriegszüge erneut zu leiden: Fünfhundert Jahre nach den Ungarn, 1429, waren die Hussiten auf ihren Rachezug über die Elbe und Saale vorgedrungen und hatten alles Land, durch das sie zogen, grauenvoll verwüstet. In der Mitte des Jahrhunderts wirkte sich der Bruderkrieg der sächsischen Fürsten für den Handel und den Messeverkehr durch schwere Rückschläge aus.

Mit dem Frieden, der 1459 in Eger geschlossen wurde, kam eine segensvolle Zeit. Die Universitätsstadt bekam auch das Oberhofgericht für Thüringen und Meißen, das Rechtspflege und Rechtswissenschaft verband und eine Tradition entstehen ließ, die noch im Reiche Bismarcks für die Wahl Leipzigs zur Aufnahme des Reichsgerichts mitbestimmend ward.

In der Zeit der späten Gotik fällt die Ausbeutung der neu entdeckten Silberlager im Erzgebirge. Die großen Kaufherren von Leipzig hatten sich schon am Bergbau des Harzes stark beteiligt: jetzt begann um Annaberg eine Spekulation, die außerordentlichen Reichtum nach Sachsen und vor allem auch nach Leipzig brachte. Im sächsischen Erzgebirge entwickelte sich zugleich eine Blüte der Baukunst, deren Niederschlag wir noch heute in den Leistungen der Spätgotik bewundern. Aus heimatlichem Geist erblühte die Bauform der Hallenkirche, eine Weiterführung der Gotik aus deutschem Wesen, waldgeboren, weil die Pfeiler wie schlanke Stämme die märchenhafte Mannigfaltigkeit des Sterngewölbes stützen, das Seitenschiffe und Mitte in gleicher Höhe überwölbt. In Leipzig zeigt die Neugestaltung der Thomaskirche, im nahen Meißen die Albrechtsburg die Entfaltung dieser letzten und kühnsten Blüte der deutschen Gotik.

Klassizismus

Immer neue Umrisslinien des Gebildes Berlin tauchen visionär dem rückwärts in zeitliche Fernen Schauenden auf. Berlin um 1800: das Gartentor, das am Ende der Straße Unter den Linden die Hauptstadt schließt, ist einem Säulenbau gewichen, der Eingang der Akropolis von Athen, die Propyläen, das Vortor zum Heiligtum, wurde nach Berlin übertragen. Das Werk gehört zu den edelsten Bauten des deutschen Klassizismus, mit ihm das Gebäude des Auswärtigen Amtes in der Wilhelmstraße. In Potsdam entstand um diese Zeit das Marmorpalais König Friedrich Wilhelm II. und bald danach in Paretz der Sommersitz der kronprinzlichen Familie, im Stil eines mecklenburgischen Gutsbesitzes und somit ein Stück Heimat für die Königin Luise.

Die geistige Kultur Berlins ist von Weimar her beeinflusst. Goethe und Schiller haben sich an der Spree durchgesetzt, wenn sich auch mancherlei im Berlinertum gegen Weimars der Gegenwart entrückten Klassizismus sträubt. Mehr als die „Kunstwahrheit“ der Klassiker gilt dem Berliner die Naturwahrheit, der Realismus also, der dem herzhaften Märker entspricht, und der dann einen Ausgleich durch Mystik und Aberglauben findet. Berlins Weg geht von Chodowiecki zu Schabow, dem Realisten unter den Bildhauern, und selbst *C. T. A. Hoffmanns Phantastik ist die Realistik eines Dichters, der im Alltag den Dämon sah.

Goethe ist nur einmal in Berlin gewesen, 1778, mit neunundzwanzig Jahren, in Begleitung des Herzogs Karl August. Friedrich der Große war damals in Schlesien, die Weimaraner sahen nur die Szenerie und die Nebenfiguren seiner Welt und waren beim Bruder des Königs, dem Prinzen Heinrich, zu Tisch. Es kam nicht zu einer Begegnung zwischen Friedrich dem Großen und Goethe, die, ein Menschenalter nach der Begegnung zwischen dem großen König und Johann Sebastian Bach und 30 Jahre vor dem Zusammentreffen Goethes mit Napoleon, zu den großen Motiven in der Geschichte der Menschheit gehört haben würde.

Der Dichter war in Potsdam und Sanssouci und begleitete seinen Herzog zum Jagdschloss Stern. Er besuchte die Berliner Künstler, Chodowiecki vor allem, der als Illustrator der Klassiker in seinem Schaffen die deutscheste Form des Berlinertums darstellt. Er war bei der Karschin, der Dichterin des *friderizianischen Berlin, deren im Grunde so prosaische Pathetik dem hymnisch klaren Dichter innerlich widersprach. Er sah das Leben und Treiben der Stadt und ihre unerschöpfliche Betriebsamkeit. Der „verwegene Menschenschlag“ in Berlin hat seinen Eindruck auf Goethe nicht verfehlt. Er hat auch das verwirrende dieser Stadt empfunden und später seine besondere Methode gehabt, an dem Phänomen Berlin nicht vorüber zu gehen, ja es immer zu beobachten, aber doch nie gezwungen zu sein, die Stadt zu betreten, deren Aufgeregtheit und Sensationslust seinem Streben nach Sammlung und Zeitlosigkeit entgegengesetzt war.

Ein Teil der Literaten Berlins, das ja immer gern kritisiert, die „Nationalisten“ vor allem, lehnten die Klassiker ab; Goethe hatte hier seine Hauptgegner, in deren Heerlager neben dem klugen, Lessings *?... fortsetzenden Nikolai, *Kotzebue, der Heros der Oberflächlichkeit erschien, voll Hass, das er in Weimar zwar aufgeführt, aber nicht mit auf das Postament der Klassiker gelassen wurde. Dann kam die große Wendung, als mit der Romantik der Nordosten des Reiches, Berlin vor allem, mit heißem Verlangen sich dem Süden und Westen Deutschlands und seiner warmen Kunstfreudigkeit verband. Das romantische Berlin wurde der Ausgangspunkt der Goethe-Verehrung. Zwei große Motive goethischen Wirkens gewannen unmittelbaren Einfluss auf die Hauptstadt Preußens, wie sie sich an der Schwelle des 19. Jahrhunderts entwickelte: das eine Motiv war der

faustisch dämonische Schaffensdrang des Goethe, wie ihn die Romantiker in Jena kennen gelernt hatten, des Forschers, der „den Einklang der Natur“ vernahm und Seele und Welt als Einheit sah. Das zweite Motiv war Goethes dichterische und praktische Arbeit für die Bühne, die durch Iffland in Berlin Schule machte und von Lauchstädt und Halle her den Preußen vertraut wurde.

Mackenroder, der Wegbereiter der Romantik, Tieck, der echte Berliner, die Schlegels, Achim und Bettina von Arnim, Touquè, sehr früh schon der kühne Prinz Luis Ferdinand, der dem Dichter im Jahre 1792 vor Mainz begegnet war, vor allem die Brüder Humboldt, danach das Ehepaar Barnhagen von Ense, Hufeland, der Arzt der Klassiker von Weimar wie später der Königin Luise, Savigny, der als Jurist das Recht in der Geschichte, Schleiermacher der als Theologe das Walten Gottes in der Natur und im Erleben begründete, die Philosophen Fichte und Hegel, dieser als Verkünder des Idealismus, jener, dem das Denken ein Neuerschaffen der Welt bedeutete; unter den bildenden Künstlern vor allem Schadow, Rauch und Friedrich Tieck, die Schauspieler Iffland und Wolf und der Intendant Graf Brühl, unter den Architekten Gilly und Gentz, die beide auch in Weimar gearbeitet haben, und vor allem Schinkel, der mehrfach in Weimar und Jena Einkehr hielt: das waren die Träger der Goethe-Verehrung dieser Epoche; es waren zugleich die besten Namen des neuen Berlin.

Der König Friedrich Wilhelm III. Stand jeder Einwirkung „poetischer“ Einflüsse auf den Staat mit instinktiver Ablehnung gegenüber. Allenfalls erkannte er an, dass man die Philosophen berücksichtigen müsste, das war man durch Leibniz und von Halle her in Brandenburg-Preußen gewohnt, und Hegel war ihm in der Konsequenz seines Denkens wie auch in seiner staatsfrommen Haltung wesensverwandt. Aber auch da machte der schnelle Wechsel der Systeme und der Streit ihrer Vertreter untereinander ihn halb kopfscheu. Trocken, ideenlos und nüchtern wie er war, hielt er sich fern, nur von der Seite des Beraters her war für ihn eine Brücke zur Kunst geschlagen. Die Königin glich aus, was seine Nüchternheit versäumen mochte. Sie hat Jean Paul und Schiller verehrt. Jean Paul ist von ihr durch Sanssouci geführt worden, sie hat ihm die Räume Friedrichs des Großen gezeigt, hat mit ihm im Sterbezimmer des Königs gestanden, in einer andachtvollen Stunde, die in beider Herzen nachschwang. Auf der Terrasse von Sanssouci gingen die beiden in schwärmerischem Gespräch hin und her, wie einst Leibniz eine preußische Königin in Charlottenburg unterhalten hatte. Luises tiefste Verehrung galt Schiller. Sie hatte im Jahre 1799 in Weimar die berühmte Wallenstein-Aufführung gesehen und in Berlin Iffland in den Hauptrollen von Schillers Dramen erlebt. Dazu hatte Hufeland, der Leibarzt der königlichen Familie, aus Weimar-Jena kommend, ihre Anteilnahme für Schiller und für sein vom Martyrium der tödlichen Krankheit überschattetes Schicksal erweckt.

Bei ihrem Besuch in Berlin im Jahre 1804 sind „Schillers“ auch bei „Königs“ zu Gast gewesen. Die Kinder haben miteinander gespielt, und die Königin hat das Ihre getan, damit Schiller ganz nach Berlin zöge oder doch in eine dauernde Verbindung mit der Hauptstadt Preußens treten möge. Nun kam es zu den Aufführungen in Gegenwart des Dichters, durch die Weimars Stil im Sinn des Klassizismus Schillers auf der Bühne Berlins sich durchsetzte. Eine weite Perspektive schien sich zu eröffnen: die Hauptstadt Preußens und für ganz Deutschland führend auf kulturellem Gebiet.

Kleines Welttheater Gotha

Der Sohn des Kurfürsten

Aus dem Wappen der Stadt löst sich eine Gestalt und erzählt die Sage ihrer Gründung: Gothardus, der Abt des Klosters von Hersfeld, wandert mit seinen Mönchen in das Land der Thüringer, wie einst Bonifatius das Kreuz von Fulda nach Erfurt und weiter nach Ohrdruf trug. In fruchtbarer Ebene angesichts der dunklen Wellenlinie des Waldgebirges gründet Hersfeld eine Zweigstelle seines Klosters: Lehrstätte für die Kultur des Bodens wie des Geistes, Gothards Stadt, Gotaha. Über alle Wandlungen der Zeit bleibt Gotha die Stadt an der Straße: eine Station, kein Zentrum.

Auf die Mönche folgen die Ritter: der Landgraf von Thüringen steckt sein Banner auf den Berg, der die wichtige Verkehrsstraße an ihrer Kreuzung mit den Wegen zum Thüringer Wald und zur Goldenen Aue beherrscht. Von nun an steht die Stadt im Zeichen der Burg, im Zeichen des Schlosses. Residenz wird Gotha erst im 16. Jahrhundert, als nach der Vernichtung des Kurfürstentums der Ernestiner, der älteren Linie des Wettiner Fürstenhauses, Johann Friedrich hier das Herzogtum übernimmt. Der Großmütige, der Weise hießen die Friedrichs von Sachsen vor ihm: er muß sich in der Geschichte mit dem Beinamen „der Mittlere“ begnügen. Sein ganzes Trachten ist nur auf ein Ziel gerichtet: den Kurhut wiederzugewinnen, der ihm als Ernestiner gebührt. Im Gefühl der Stellung, die ihm zukommt, will er ringsum Gutes tun, aber gerade die Tatsache, daß er dadurch sein Fürstenamt erfüllen und sich als Herrscher zeigen will, wird sein Verhängnis. In jedem Gast, den der Zufall auf sein Schloß Grimmenstein verschlägt, sieht er Fortunas Boten.

Eine Königin klopft an die Tür des Schlosses: Heinrichs VIII. von England verstorbene Frau ist nicht ermordet, in der Tracht einer Kammerjungfrau steht sie vor dem Herzog, offenbart das Bekenntnis ihrer Flucht, erzählt von verborgenen Juwelen des Kronschatzes und deutet an, daß sie durch mächtige Verwandte dem Herzog den Platz verschaffen könne, der ihm nach Geburt und Recht im Reiche zukommt. Aber vorsichtige Räte untersuchen die Angaben des sonderbaren Gastes, und einige Monate später wird eine Abenteurerin, die entwichene Kammerjungfrau der hingerichteten Königin von England, auf Schloß Tenneberg am Hang des Thüringer Waldes gebracht. Unter dem Namen ihrer einstigen Herrin hat sie den Herzog getäuscht, nun mag sie dem kurzen Rausch ihres Königinspielles in müßiger Haft nachsinnen. Der Herzog nimmt Rache dafür, daß er sich irreführen ließ; eine Lehre nimmt er sich nicht.

Im runden Spiegel läßt der Ritter von Grumbach den leichtgläubigen Fürsten in die Zukunft schauen. Einen Bauernburschen richtet er ab, der von geheimnisvollen Geschichten und Offenbarungen erzählt: da trägt der Ernestiner wieder dem Kaiser das Schwert voran, das gekreuzt ins Herzschild seines Wappens gehört. Ihm, nicht dem Vetter von Meißen, gebührt das Zeichen kurfürstlicher Macht.

Ein Drama beginnt, das Gothaer Nachspiel zu der Trilogie vom Untergang des Rittertums, deren Hauptgestalten das Freundespaar Sickingen und Hutten und die Führer im Bauernkrieg Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und der schwarze Ritter Florian Geyer gewesen waren. Nun folgt Wilhelm von Grumbach mit seinen Freunden, den Rittern von Stein zu Altenstein und Mandelsloh, dazu der Gothaer Herzog und sein Kanzler Brück, der eine Tochter Lukas Cranachs zur Frau hat, Goethes Ahnin.

Schon durch seine Verwandtschaft gehört Junker Grumbach in die Reihe der letzten Ritter: seine Mutter ist eine Hutten, seine Schwester ist Florian Geysers Frau. Er hat bitteres Unrecht von seinem Landesherren, dem Bischof zu Würzburg und Herzog von Franken, erlitten und in einer Flugschrift Klage geführt, wie „er und sein arm Weib und Kind Landfriedbrüchiger und Tyrannischer Weis vergewaltigt, ihnen auch all ihr Hab und Gut abgeraubt, und er Gewaltthat und Tyrannei unschuldig hat leiden müssen“. Ein

Michael Kohlhas des Rittertums, hat sich auf eigene Faust Recht verschafft, indem er mit seinen Reisigen in Franken einbrach. Aber er konnte sich nicht halten, da der Kaiser die Acht über ihn verhängte.

So reist er umher, bis er im Herzog von Sachsen einen Fürsten findet, der gern einmal in die Geschicke des Reiches eingreift und sich nach Ritterart des Verfolgten annimmt. Auch des Herzogs Kanzler Brück, der am Markt zu Gotha das stattliche Haus aus Cranachs Erbe bewohnt, vertritt Grumbachs Sache, halb aus Rechtsgefühl, halb aus dem Verlangen, von Gotha aus Reichsgeschichte zu spielen.

Aber wer einem Geächteten hilft, verfällt selbst der Acht: sie wird über den Herzog und seinen Kanzler ausgesprochen, und der Kaiser schickt den albertinischen Vetter, den Kurfürsten August von Sachsen, zur Vollstreckung. Der Weimarer Bruder des Gothaer Herzogs muß sich dem Exekutionsheer anschließen; er tut es, um das Äußerste von seinem Bruder abzuwenden, falls er besiegt wird. Vier Monate dauert die Belagerung des wehrhaften Schlosses, das mit der Stadt Gotha zusammen eine gewaltige Festung bildet.

Als aber die Bürger erfahren, daß sie einem Betrug Gut und Leben opfern, daß Grumbach mit Zauberkünsten ihren Herzog zum Tölpel macht und das Recht nicht auf Seiten dieser fremden Ritter ist, die im Bunde mit dem hochfahrenden Brück Rat und Bürgerschaft wie gemeine Knecht behandeln, versammeln sie sich nahe dem Haus des Kanzlers auf dem Markt, sagen sich los von den rebellischen Rittern aus Franken und öffnen den Vertretern der kaiserlichen Gewalt die Tore. Unter grauenvollen Martern werden Grumbach und seine Freunde gevierteilt, und über den Kanzler Brück wird das gleiche Los verhängt: er hat stets höher hinausgewollt, nun wird er auf dem Richtplatz zum ebenbürtigen Genossen der Reichsritter, in deren Gemeinschaft er sich drängte. Der Herzog kann ihm nicht helfen; er ist selbst Gefangener und wird nach Wien abgeführt. In Steyer erleidet Johann Friedrich der Mittlere das Schicksal untätiger Haft, das er der Abenteurerin aus England bereitet hat.

Noch lange danach zeigt man Reisenden vor den Toren der Stadt die Gliedmaßen der drei fränkischen Ritter und des Kanzlers Brück, und auf alten Ansichten von Gotha entdeckt der Betrachter mitten im Gewirr der Gassen als Staffage plötzlich die Szenen der Hinrichtung aus einer Zeit, deren Rechtsinstinkt Rache war.

Der fromme Herzog

Nach diesen Ereignissen, die mit blutiger Schrift das Jahr 1567 in das Buch der Geschichte eingeschrieben haben, blieb die Festung bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Trümmerhaufen. Dafür entfaltete sich am Nordhang des Schloßberges die Stadt zur Blüte, wie die Renaissancegiebel stattlicher Bürgerhäuser bekunden und das Portal am Rathaus, das die Jahreszahl 1574 trägt. Gotha aber wurde von Weimar aus regiert.

Als wieder einmal die Wettiner durch Teilung die Macht des ersten deutschen Fürstengeschlechtes zerstückelten, bekam ein Enkel des zweiten Sohnes von Johann Friedrich dem Großmütigen das Herzogtum Gotha. So zog 1640 – im gleichen Jahre, in dem in Berlin der Große Kurfürst die Regierung antrat – Herzog Ernst von Sachsen in Gotha ein. Später erbte er noch Altenburg, besaß aber auch Koburg, Hildburghausen und Meiningen und hatte somit ein Gebiet, das sich über den Kleinstaatencharakter der anderen thüringischen Länder erhob.

Noch während der letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges begann Herzog Ernst den Aufbau seiner Herzogtümer und damit eine der größten Regierungsleistungen, welche die Geschichte Thüringens, zugleich auch die Geschichte des Protestantismus kennt. Nach den Oraniern, die in den Niederlanden wie in Nassau und der Grafschaft Hanau den Typ des protestantischen Fürsten als des obersten vor Gott verantwortlichen Beamten seines Landes ausprägten, nach Gustav Adolf von Schweden, der sein Tun aus seinem Glauben ableitete, ersteht in Ernst dem Frommen der vielleicht vollendetste Vertreter des evangelischen Fürsten. Er überträgt bewußt das Amt des Reformators auf den Regenten; aus der inneren Gläubigkeit seines Herzens geht er daran, das Staatsgebäude von Grund auf neu zu errichten, das durch den Krieg verwüstete Gebiet der Kultur zurückzugewinnen

und die Wohlfahrt seines Landes zu begründen.

Herzog Ernst übernahm ein völlig zerstörtes Land, dessen Sicherheit durch „streifende Rotten und Blacker“ ständig gefährdet war. Seine Verordnungen gegen Verwilderung und Aberglauben, zur Sicherung und Wiederherstellung der Straßen, zur Ausrottung der Wölfe, die das Reisen gefahrvoll machten, seine Erlasse gegen den Verfall der Gottesfurcht, sein Streben, die Steuern herabzusetzen, dabei aber doch ein Fürst ohne Schulden zu sein: das alles offenbart den heroischen Aufbauwillen der Zeit, welche das Erbe des großen Krieges antrat. In der Erbhuldigung spricht der Fürst sich über seine Aufgaben aus. Er nennt sein Fürstentum „eine arabische Wüste und Einöde, ausgesogen bis aufs Mark, angefüllt von räuberischem Gesindel und bösen Leuten“. Er ist sich der Schwere und Undankbarkeit seiner Aufgabe durchaus bewußt: „Wüßte man, was unter dem Herzogshut für Mühe, Arbeit, Unlust und Widerwärtigkeit verborgen liegt, man würde ihn nicht aufheben.“

Aus dem jungen Reiterobersten, der an der Spitze seines Regiments den Fluß durchquert und die Schlacht am Lech mit kühnem Griff eröffnet hatte, die Tilly das Leben kostete, wird ein Fürst mit bürgerlichen Tugenden, der in dem noch heute in Gotha bewahrten grauen Rock an seinem hohen Zimmetstock sich gern unerkant unter die Bauern mischt: Amtmann und Richter, Pfarrer und Schulmeister zugleich.

Jeder Zug seines Leben ist von Bedeutung, da es sich nicht nur um Gotha und Altenburg handelte, sondern um die Kraft, die den Wiederaufbau Deutschlands nach drei Jahrzehnten völliger Zerstörung geschaffen hat.

Als Haushalter des Staates gibt der Fürst vor allem das Vorbild der Sparsamkeit. Für seine Frau, mit der er in gottesfürchtiger Ehe 18 Kinder erzeugte, bestellt er zum Geburtstag eine Milchkuh, aber sie darf nicht über fünf Gulden kosten. Als er auf einer Visitationsstreife beim Amtmann übernachtet und in seinem Zimmer vier Kerzen angezündet findet, löscht er vor den Augen des Gastgebers deren zwei. Als er dann aber noch einmal ins Zimmer des Amtmanns geht und zwei Kerzen auf dessen Tisch sieht, bläst er dem Untertanen eine aus:

„Die Zeiten sind schlecht“, sagt er dazu, und in seiner Sprichwörtersammlung heißt es: Nicht reichliches Einnehmen, sondern sparsames Ausgeben macht reich.

Er macht Kirche und Schule zur Grundlage der Staatserziehung, auch Erwachsene mußten sich Prüfungen über ihr Schulwissen auf religiösem Gebiet gefallen lassen. Daher hieß es in Thüringen:

*Ein gothascher Bauer hat zehnmahl mehr Mores
Als anderswo Adlige oder Doctores.*

*

Hauptärgernis war dem frommen Fürsten die leichtfertige Tracht der Zeit, gegen die er einen erbitterten, aber vergeblichen Krieg geführt hat. Er verordnete, daß die Frauen „alle Arten der Tracht, welche zu Üppigkeit und unziemenden Entblößung des Leibes an Halsern, Brüsten und Armen erfunden werden und an sich selbst sowohl der Ehrbarkeit und christlicher Zucht zuwider als der Gesundheit schädlich sind, gänzlich vermeiden und forthin dermaßen bedeckt gehen sollen, damit Wir und die nachgesetzten Obrigkeiten nicht zu ernstem Einsehen und Strafe bewogen werden“.

In seinem Eifer bedroht er nicht nur diejenigen, die den Mißbrauch mit ärgerlicher Entblößung treiben, sondern setzt hinzu: „Wie denn auch derer nicht zu verschonen, welche zwar Halstücher oder Überschläge gebrauchen, dieselben aber entweder von also dünnem Zeug verfertigen, daß der Leib leichtlich durchschimmert, oder dergestalt unangeheftet umhängen, daß bei der geringsten Bewegung alsbald die Blöße verursacht wird.“

Hätte der tugendhafte Fürst acht Jahrzehnte später die Damen der Hofgesellschaft gesehen, an dem Abend etwa, an dem Voltaire im Schloß zu Gotha vor dem Herzogspaar,

Urenkel und Urenkelin des frommen Ernst, die gewagten Gesänge seines Epos von der Pucelle verlas, des im Reisekoffer mitgebrachten Spottgedichtes auf die Jungfrau von Orleans: er hätte den Glauben an die Macht von Kleiderordnungen verloren.

Bei seinem Tod (1675) hinterließ Herzog Ernst seinen Erben ein wohlgeordnetes Land mit ausgezeichneter Verwaltung, eine gefüllte Schatzkammer und seinen Reichtum an wohlgehegten Waldungen, in deren Pflege und Nutzbarmachung er seinen Vettern weit voran war, die im Wald nur Jagdgründe und in den Feldern Tummelplätze für ihr Wild sahen, das zu vertreiben den Bauern bei Todesstrafe verboten war.

Mit dem festlichen Friedenstein, der aus Trümmern wieder erstand, hat er eines der größten Schlösser von Deutschland geschaffen, in Hufeisenform angelegt, mit zwei gewaltigen Ecktürmen, die behelzten Hochhäusern gleichen. Wohnung des Fürsten und Sitz der Verwaltung, Kirche, Bibliothek und Archiv, war der gewaltige Bau mit 1250 Fenstern doch sparsam in den Höhenmaßen und in der Ausstattung: mit niedrigen Geschossen, ohne den Schmuck von Giebeln, die sonst an den Schlössern und Rathäusern im Thüringer Gebiet die Bauten des 16. und 17. Jahrhunderts kennzeichnen.

Die Erben

Dem toten Herzog bereiteten die Erben ein festliches Leichenbegräbnis im Stil des Barock. Da schritten Marschäle mit den Fahnen, welche die Herrschaftsgebiete des Herzogs zeigten, und auch das Leibroß gab seinem Herrn das letzte Geleit. Das 17. Jahrhundert hatte Schauspiel und Wirklichkeit noch nicht getrennt, sinnfällig begleitete das Symbol den Ablauf des menschlichen Lebens; die Gestaltung der Feste und Feiern war ein künstlerischer Ausdruck der Zeit.

Nie wieder waren für einen Fürsten aus dem Geschlecht der Ernestiner so viele Banner der Herrschaft vereinigt. Aber zum letztenmal: entgegen den Bestimmungen des Vaters verteilten die Söhne das Land wie ein Gebilde aus Rittergütern untereinander. Thüringen war nun insgesamt in 27 Herrschaftsgebiete zertrennt, wie auch Ernsts des Frommen Herzogtümer nur ein Teil des Ganzen ausgemacht hatten. Deutschlands Mitte verlor, sehr zum Schaden des Reiches, den Rest politischer Bedeutung. Die gar zu vielen kleinen Fürsten verschafften sich die Einnahmen zu ihrem Sonnenkönigtum in Kleinstädten mit 3000 bis 6000 Einwohnern nach dem Brauch ihrer skrupellosen Zeit vor allem durch Soldatenhandel und verkauften die Söhne des Landes wie Ware an fremde Staaten. Das war vor allem in Gotha der Fall, dessen Herzog gegen entsprechende Bezahlung vier Regimenter zur Kriegsführung an England und Holland abgab. Der Thüringer Soldat war wegen seiner Anpassungsfähigkeit damals wie heute besonders geschätzt.

So schafften sich Sohn und Enkel Ernsts des Frommen, beides Friedrichs, durch Truppenhandel die Mittel zur Erfüllung ihrer eigenen, die Kräfte des Landes weit übersteigenden Militär- und Bauleidenschaft. Vor allem Friedrich II. lebte in ständigem Kampf mit seinem Landtag wegen der Geldforderungen zur Unterhaltung des Militärs. Selbst der spätere Historiograph des Herzogs vermeldet den harten Druck, der über das Land kommt, dessen Väter und Söhne außerhalb Kriegsdienst tun müssen. Aber er setzt dann mildernd hinzu. „Doch gibt sich die landesväterliche Gesinnung des Herzogs durch Stiftung des Zucht- und Waisenhauses zu Gotha zu erkennen.“

Dieser Friedrich II., Gothas Barock-Herzog, erscheint mit seinem ausgeprägten Profil, der scharfen Nase, dem majestätischen Doppelkinn dem Typus des Sonnenkönigs Ludwig von Frankreich verwandt, mit dem er von Thron zu Thron ein Bündnis schließt, das freilich der Kaiser ihm mit vollem Recht sofort wieder verbietet. Weder in ihm noch in seinen Nachkommen lassen sich Wesenszüge des frommen Ahnherrn feststellen, wie überhaupt im Gothaer Fürstenhaus weniger ein bestimmter Familienzug erkennbar ist als die starke Ausprägung des jeweils vorherrschenden Typus der Epoche.

*

Mit seinem Sohn, Friedrich III., und dessen Gemahlin, Louise Dorothee, beide Urenkel Ernsts des Frommen, beginnt das Rokoko. Die Herzogin gehört zu den anmutigsten Frauengestalten des deutschen 18. Jahrhunderts. 1710 geboren, wenig älter als Friedrich der Große, war sie in ihrer Erziehung durch den Einfluß einer bedeutenden Frau bestimmt, ihrer Stiefmutter, die eine verhältnismäßig spät geborene Tochter des Großen Kurfürsten war. Reich, stolz und prunkliebend, dabei bis zur Verbohrtheit ortodox im reformierten Glauben, hatte die Stiefmutter die Hofhaltung in Koburg und Römhild geführt. Sie verlobte die junge Prinzessin mit dem Erbprinzen Friedrich von Gotha und Altenburg, einem besonnenen, ausgeprägt ritterlich gesinnten Fürsten, den die geistvolle und stolze, kapriziös reizbare Louise Dorothee, die all ihrem Tun den Zauber der Anmut zu geben wußte, sehr bald beherrschte.

Der ganze Hof drehte sich um die liebenswürdige Fürstin, die gerne bekannte Persönlichkeiten von außerhalb in ihre Nähe zog, damit ein Stück Welt nach Gotha käme. Darunter waren zwei der eigentümlichsten Figuren aus der Epoche der Aufklärung, der Graf Gotter aus Berlin und der Baron de Grimm aus Paris. Grimms Lebensstraße ging zwischen Paris und Petersburg hin und her; als Freund der Kaiserin Katharina von Rußland war er ihr Korrespondent, der sie und andere Höfe regelmäßig über die neuesten Erscheinungen von Paris zu unterrichten hatte: Bücher, Parfüms und Modeartikel, Politik, Historie und Histörchen.

Graf Gotter stammte wie Grimm aus einer alten Pfarrfamilie, sein Vater war Kammerdiener, er selbst wurde Vertreter Gothas am Kaiserhof zu Wien. Voller Witz, liebenswürdig und geistvoll, war er der Liebling der Frauen und erreichte mit seiner geschickten Art viel mehr, als mancher grämlich bürokratische Gesandte. König Friedrich Wilhelm I., ein Fürst ganz nach dem Sinne Ernsts des Frommen, erkannte das mit seiner heimlichen Bewunderung geistig freier Naturen an und übertrug dem erfahrenen Diplomaten Preußens Vertretung in Wien. Als Friedrich der Große zur Regierung kam, holte er ihn in Würdigung seiner Begabung als dirigierenden Minister beim General-Ober-Finanz-Direktorium nach Berlin. Da er Österreich mit Krieg überziehen wollte, brauchte er den besten Kenner des Wiener Hofes und der dortigen Verhältnisse.

Gotter wurde mit Ämtern überladen, vor allem freilich, weil eines allein nicht genügt hätte, den Aufwand zu decken, den er trieb. Aber von Berlin sehnte er sich nach Thüringen zurück. 1734 schon hatte sich der indes zum Grafen erhobene Gotter zwischen Gotha und Erfurt in Molsdorf das Rittergut erworben. Hier baute er ein Schloß, das im Zusammenhang mit seinem später landschaftlich umgestalteten Park zu den zauberhaftesten Schöpfungen des Rokoko gehört: sein Sanssouci. Im Festsaal des Schlosses klingen große Motive der Zeitgeschichte auf, repräsentiert durch Bildnisse der fürstlichen Gönner seines Besitzers: des Prinzen Eugen, der ihm in Wien die Wege geebnet hat, und seiner beiden preußischen Könige. In den anstoßenden Zimmern hängen dafür heitere Bildnisse schöner Frauen, und als Inschrift liest man im Festsaal die Devise: Vive la joie!

*

Dieses Hoch auf die Freude ist der Wahlspruch des Eremitenordens, in den der fröhlichste aller Einsiedler vom Hof der Louise Dorothee bald aufgenommen wurde. Im Damenzimmer zu Molsdorf sehen wir ihr Bild. Auch Gotter erscheint, von dem Modemaler Kupetzky gemalt, derb und lebenslustig, mit den vollen Lippen des Genießers. Er hat sich auch in der Tracht der Eremiten malen lassen, ein Pilger, dessen Einsamkeit die schöne Gefährtin gar angenehm mildert, die anmutige Friederike von Wangenheim. Von der Kleiderordnung des frommen Herzog Ernst scheint dieser Zierde des eleganten Gothaer

Hofes nichts bekannt gewesen zu sein.

Das war die Zeit, in der Voltaire nach Gotha kam, unmittelbar aus Potsdam, wo er nach dreijährigem Aufenthalt am Hofe Friedrichs des Großen in Ungnade geschieden war. Die fünf Wochen in Gotha waren eine Zeit des Glanzes für den Dichter. Als gefeierter Gast nahm er an dem „hohen Geburtsfest des Durchlauchtigsten Herzogs“ teil, abends freute er sich der Vorurteilslosigkeit, mit der die „sanfteste, weiseste und ausgeglichendste Fürstin der Erde, die noch dazu selbst nicht dichtet“, seiner Vorlesung aus dem Gedicht über die Jungfrau von Orleans lauschte, der gewagtesten Behandlung, die das Leben einer Heiligen je gefunden hat. Tags genoß er die Arbeitsruhe, die er in Schloß Friedenstein fand und zu literarischen Bosheiten gegen den Präsidenten der Berliner Akademie Maupertius benutzte. Er haßte ihn, der noch die Gunst des Königs besaß, die er verloren hatte.

Das Jahr 1757

Vier Jahre nach Voltaire erscheint der große König in Gotha mitten im Krieg, von Westen her durch die Franzosen und die Reichstruppen bedroht, die zur Exekution gegen „den Markgrafen von Brandenburg“ herangerückt waren. In Eisenach ist das verschanzte Lager seiner Gegner, bei Erfurt das Hauptquartier der Preußen. Gotha liegt zwischen den Heeren.

Schloß Friedenstein wird nun die Szenerie zu einem Wechselspiel von dramatischer Spannung. Prinz Soubise, der als Günstling der Madame Pompadour den Oberbefehl über die französischen Hilfstruppen führt, und der Herzog von Hilburghausen, der die Reichstruppen befehligt, auch er ein Nachkomme Ernsts des Frommen, haben sich in Gotha mit anderen Gästen zu Tisch angesagt. Mit etwas saurer Miene sind sie empfangen worden; der Herzog hat, ritterlich auch hier, auf dem Reichstag zu Regensburg gegen die Exekution gestimmt und seine Truppen verweigert. Er ist fritzisch gesinnt.

Kühl leitet er die Generäle der Exekutionsarmee durch die prunkvollen Säle des Schlosses zur Tafel.

Da ertönt Schlachtenlärm, fliehende Österreicher aus der Reichsarmee durchheilen die Stadt. Auf dem Schloßhof entsteht hastige Bewegung, Ordonnanzen eilen die Treppe herauf, nehmen fast gewaltsam ihre Generäle mit sich, die sich aufs Pferd schwingen und in der Richtung nach Eisenach davonsprengen. Von der Stadt her klingt kriegerische Musik, das Vivat des Volkes braust auf: an der Spitze seiner Dragoner reitet der Preußenkönig ein, schwingt sich vom Pferd und steht nun, ein Kavalier des 18. Jahrhunderts, vor dem Herzogspaar. Mit dem Blick des Feldherrn die Situation überschauend, bietet er der Herzogin den Arm und führt sie an die eben verlassene Tafel. Er gesteht ihr, wie dankbar er sei, nach vier auf dem Sattel verbrachten Tagen zum ersten Male wieder etwas Warmes in den Magen zu bekommen. Der König sprüht vor Humor und geistreicher Bosheit, er tröstet den Herzog und huldigt der Freundin Voltaires, sich ihres gepflegten Französisch erfreuend, der Sprache der Zeit, in der die Fürstin mit ihrem königlichen Vetter wie auch mit Voltaire so viele geistreiche und liebenswürdige Briefe gewechselt hat.

Niemand ahnt, wie schwer Friedrich der Große seit Tagen unter dem verzweiflungsvollen Gefühl leidet, daß er am Rande des Abgrunds steht. Während er die Herzogin mit Bonmots überrascht, greift die Linke, nach der Tasche und vergewissert sich, ob das Flakon mit Gift noch an seinem Platz ist: es soll ihn befreien, falls das Schicksal ihn in die Hände der Feinde gibt.

Er hat zu viele Beweise, daß das Jahr 1757 für ihn ein Jahr des Unheil ist. Es hat ihm seine Mutter genommen, seinen Bruder Wilhelm mußte er von der Führerstelle im Heer mit Schande entfernen, selbst aber hat er die Schlacht bei Kollin verloren: er glaubt nicht mehr an seinen Stern.

Es ist dieselbe Stimmung, aus der er acht Tage später aus Erfurt an den Marquis d'Argens den grandiosen Briefmonolog ausströmt, eines der tiefsten Bekenntnisse eines deutschen Dichters, wenn auch in französischer Sprache verfaßt. Die Dichtung ist sein Abschied vom Leben:

*Mein Freund, mit mir ist's aus, der Würfel fiel;
Zum Sterben müde steh ih schon am Ziel:
Genug der Wunden, die das Schicksal schlug,
Genug der Leidenslasten, die ich trug . . .*

Und dann die Rechtfertigung des Schrittes, den er sich vorbehält, um den Sturz seines Thrones nicht zu überleben:

*Mich kostet's nicht ein Seufzen, nicht ein Beben,
Der Parze, die da spinnt mein leidig Leben,
Den Faden zwischen ihren Händen beiden,
Eh meine Spindel leer ward, zu durchschneiden.*

Aber so sehr auch innerlich die Verzweiflung in ihm zehrt: nach außen ist er ruhig, und all sein Tun entspringt der Sicherheit eines genialen Instinktes. In Gotha, im überlegenen Spiel mit seinem Gegner, hat er seine Spannkraft wiedergefunden. Es folgt Roßbach und Leuthen – das Doppelgestirn der Siege des Jahres 1757.

Goethe als Gast

24 Jahre sind seit Friedrichs des Großen Erscheinen zwischen den Schlachten vergangen: Goethe, der sich als achtjähriger Knabe in Frankfurt am Main am Sieg zu Roßbach begeistert hatte, ist, wie später noch oft, zu Besuch gekommen und wohnt auf dem Friedenstein. In Gotha regiert Herzog Ernst II., der Fürst des Klassizismus. Wenig älter als Goethe, kam er im Jahr 1772, drei Jahre vor Carl August, auf den Thron, ein stiller, versonnener Mensch, seinem Wesen nach Gelehrter, der in Gotha die erste Sternwarte Deutschlands errichtete.

Noch lebt die Freundin der Herzogin Louise Dorothee, die kluge Oberhofmeisterin Franziska von Buchwald, von Voltaire gefeiert als

*Des Hofes große Meisterin
Und größte Meisterin der Herzen.*

Ihr Salon mit dem grünen Kanapee ist jetzt der geistige Mittelpunkt von Gotha. Hier führt Goethe, fragend und bekennd, leidenschaftliche Gespräche mit dem Baron Grimm, „dem Freund der Philosophen und der Fürsten“, dem Freund Rousseaus, „dem Träger eines ungeheuren Wissens, Chronist und Denker, Weltmann und Gelehrter in einem“. Stauend steht der Reizeist des Rokoko vor dem Verkünder einer neuen Epoche der Menschheit: französische Aufklärung und deutsche Klassik setzten sich auseinander. Goethe aber, der vier Jahre vorher, als er Grimm in Eisenach mit Dalberg begegnet war, dem Manne nichts zu sagen hatte, „der von Paris nach Petersburg geht“, berichtet an Frau von Stein: „Ich lerne endlich die Welt gebrauchen.“

Das Schloß zu Gotha, einer Enklave gepflegter Kultur, auf der Straße zwischen den Höfen von Paris und Petersburg, angesichts der Büste Voltaires in Frau von Buchwalds grünem Zimmer schlägt der Dichter des Götze das Manuskript seines zweiten Ritterdramas - des Egmont – auf, darin die Tragik heldischer Vaterlandsliebe aufklingt, aus dem eigenen Herzen erlebt und gestaltet.

Frau von Buchwald sah im „Egmont“ wohl nicht das große Motiv des Gegensatzes zwischen dem Helden, der für seine Sache in den Tod geht, und der Masse des Volkes, die nur Gaffer und Zuschauer stellt und ihren Vorkämpfer, sobald es ernst wird, verläßt: sie sah in Egmont vermutlich vor allem den Menschen einer neuen Zeit, dem das innere

Gefühl des Herzens das Gebot seiner Handlung gibt. So schenkte sie Goethe für seine Vorlesung eine Dose mit dem Bildnis Rousseaus. Auf dem Umweg über Frankreich versuchte sie die neue Zeit zu begeifen, zu der nun von Weimar her Kunde kam: Zurück zur Natur!

Der Gothaische Hofkalender

Nach dem plötzlichen Erscheinen Friedrichs des Großen in Gotha ist ein halbes Jahrhundert vergangen. Der Friede zu Tilsit ist geschlossen, der Staat Friedrichs des Großen scheint zertreten. Schloß und Stadt sind zu Ehren Napoleons illuminiert, der auf der Rückreise nach Paris in Gotha Station macht. Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg, von dem Goethe gesagt hat, daß er ein Narr sei, liebt Napoleon. Der Herzog ist ein überzartes Gebilde, schwächlich, blaß, mit fast farblos blondem Haar und schielenden Augen, von einem durchaus mädchenhaften Typ, wie es denn auch Bilder von ihm gibt, wo er als Gretchen mit einer Margueritenblume erscheint, oder in einem Saal des Schlosses Friedenstein nackt als eine Art hermaphroditischer Venus. Weiblich wie er ist, hegt er eine schwärmerische Verehrung für den Korsen. Zugleich aber entwickelt er ihm gegenüber eine außerordentliche Schlaueit. Während das Land des ehrlich-patriotischen Carl August durch die Kontributionen Napoleons bis zur völligen Verarmung geschädigt wird, weiß er Napoleon zu umschmeicheln und erreicht durch seinen geschickten Minister, daß er die Gotha, Altenburg und Koburg auferlegten Kontributionen erläßt.

An der Gestalt des Herzogs August interessiert besonders der Vergleich mit Carl August von Weimar: auf der einen Seite die Urkraft des Goetheherzogs und die Naturnähe der Weimarer Verhältnisse, wie Goethe sie begründet hat, auf der anderen Seite die selbstverwöhnerische Weichlichkeit des Gothaer Herzogs, der wie eine Odaliske, Finger und Zehen mit Ringen, die Arme mit Goldreifen besteckt, auf dem Ruhebett Audienzen erteilt.

Zu Weimar steht der Gothaer Herzog in einer leisen Opposition. Dafür hält er es mit Jean Paul, dessen genialische Unerschöpflichkeit er kritiklos nachahmt. Von Jean Paul beeinflusst, verfaßt er einen Hirtenroman „Ein Jahr in Arkadien“, „auf leichten Schwingen“ möchte er „in der Dichtung Auen“ gelangen.

*

Herzog August hatte aus seiner ersten Ehe eine Tochter Luise, die als Mutter des Prinzgemahls Albert zu den Ahnen des englischen Königshauses gehört. Aber auch die Königin Victoria von Großbritannien stammt durch ihre Koburger Mutter unmittelbar von Ernst dem Frommen. Queen und Prinzgemahl haben denselben Großvater, der wiederum der Vater des ersten Königs von Belgien war, ihres Onkels Leopold. Zu den „Coburgern“ rechnete auch der Kaiser von Brasilien und der König von Portugal.

So wird die Beschäftigung mit dem Stammbaum der Nachkommen Ernsts des Frommen zur internationalen Angelegenheit. Zum Vater des Prinzgemahls, dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha und zu dessen Schwester, der mit einem englischen Prinzen vermählten Mutter der Königin Victoria, und zu Leopold, dem ersten belgischen König, kommt noch ein dritter Bruder, der Prinz Ferdinand Koburg-Kohary, der Begründer des bulgarischen Königshauses.

Bei soviel genealogischen Verbindungen des Koburg-Gothaischen Fürstenhauses ist es kein Wunder, daß der berühmte „Gotha“, das genealogische Taschenbuch der Fürstenhäuser (seit dem Jahre 1763) wie auch die Taschenbücher des deutschen Adels in Gotha erscheinen.

Ein neues Gotha

Ernst der Fromme hat weit über seine Lebenszeit hinaus als ein großer Erzieher gewirkt: wir finden seine Ideen bei August Hermann Franke wieder, dessen Vater von Lübeck als Beamter des Herzogs nach Gotha kam.

Franke übertrug sie nach Erfurt und Halle, und es liegt auf der Hand, daß durch ihn die Gedanken des Herzogs auch auf Friedrich Wilhelm I. einwirkten, dessen Seelsorger Franke war. Die Ähnlichkeiten zwischen beiden Fürsten sind groß, wenn auch Ernst der Fromme edler und gütiger zu Werke ging.

Auch in Gotha ist die Nachfolge des Herzogs zu spüren. An Herzog Ernst und an August Hermann Franke denkt man bei dem großen Gothaer Arnoldi, einem Organisator, der Menschenliebe und Rechenbegabung verband. Er ist der Begründer des deutschen Versicherungswesen, das noch heute in Gotha einen Hauptsitz hat.

Auch die Verlagstätigkeit von Gotha, von historischen und geographischen Interessen erfüllt, wie das Karthographische Institut Justus Perthes und der Verlag Friedrich Andreas Perthes, zeigt das Erbe einer gepflegten Atmosphäre bürgerlicher Kultur in der Nähe eines Hofes und in einer geistig regsamen Welt.

Auf Herzog August, den Jean-Paul-Fürsten, folgt zunächst der Romantiker: der Erbe von Koburg und zugleich Herzog von Gotha, der Zeitmode entsprechend erneuert er das im Bauernkrieg zerstörte Kloster Reinhardsbrunn und läßt hier im Stil der englischen Gotik ein Luftschloß entstehen, ringsum die Seen und uralten Bäume zur Anlage eines der schönsten Naturparks von Thüringen vereinend. Sein Sohn Herzog Ernst II., der Bruder des Prinzgemahls von England, gleichaltrig mit Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, ist wie dieser erfüllt von dem Schwung der schwärmerisch gearteten Generation, die gegen Ende der Goethezeit geboren wurde.

Hinter der Geschichte des 19. Jahrhunderts steht für Gotha die Gestalt dieses zweiten Herzogs Ernst (1818 – 93), dessen anschauliche Selbstbiographie zu den wichtigsten Memoirenwerken für die Geschichte des 19. Jahrhunderts gehört. Er ist der Freund von Gustav Freytag, den der kunstbegeisterte Herzog nach Gotha rief. In den Werken des Schlesiers sind Thüringer Eindrücke und Forschungen vielfach niedergelegt: vom Rennsteig bis zu den Drei Gleichen, in deren Bezirk der letzte Band der „Ahnen“ spielt. Noch steht das Landhaus, das der Dichter und Forscher im Jahre 1851 in Siebleben erwarb, noch träumt Erinnerung auf dem Sielebener Friedhof, wo Gustav Freytag im Jahre 1895 seine letzte Ruhestätte fand, nahe den Gräbern der Frau von Buchwald und des Barons von Grimm.

Mit Radowitz, dem Freund und Berater König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, gehörte Ernst II. zu den Persönlichkeiten, die an eine Neuerrichtung des Reiches aus dem Geist der Romantik glaubten. Im Stil der Ziergotik von Reinhardsbrunn meinte man damals auch Politik treiben zu können. Als König Friedrich Wilhelm IV., der Hauptvertreter des Fürstentums dieser verspäteten Romantik, die deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hatte und die enttäuschten Mitglieder des Frankfurter Unionsparlaments in Gotha zusammentraten, sahen viele in dem reichbegabten, auch militärisch kühnen Herzog Ernst II., nicht zuletzt wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem englischen Herrscherhaus, den künftigen Kaiser. Herzog Ernst war frei von solchem Ehrgeiz. Ihm ging es um die Erfüllung der Reichsidee, die freilich zunächst nicht gerade in realpolitischem Sinn erstrebt wurde. Im Stil der bürgerlich wohlmeinenden Zeit gründete der Herzog unter Mitwirkung von Gustav Freytag „zur Unterstützung der Reichsidee und zur Pflege des Konstitutionalismus“ im Jahre 1853 den „Literarisch-politischen Verein“. Durch Verbreitung wohlgesinnter Aufsätze wollte man die liberale Presse zur alten Staatsform, die reaktionäre und partikularistische aber zur Reichsidee bekehren. Aber schon hatte Bismarcks Realpolitik eingesetzt, dem der kluge Herzog sich verband.

Was der kunstsinnige und jagdfrohe Herzog, der zum Dank für seine Gefolgschaft im Krieg 1866 von Preußen die Wälder westlich von Oberhof zum Geschenk erhalten hatte, in Gotha wie in Koburg schuf, war ein gepflegtes Kleinstaatleben im Sinne künstlerischer

und geistiger Entfaltung der Kräfte. Er fühlte die Verpflichtung der Tatsache, daß an dem noch erhaltenen alten Theater im Westturm des Riesenschlosses Friedenstein, schon ehe Weimars Stern aufging, Ekhoff gewirkt, und daß für diese Bühne ein Benda einst seine anmutigen Singspiele geschaffen hatte, der deutschen Oper den Weg bereitend. So bekam Gotha durch Herzog Ernst ein gutes Theater, das mit Weimar, Meiningen und später auch mit Gera als Pflegestätte junger Talente für ganz Deutschland bedeutsam wurde. Die Tradition setzte sich fort, durch die als Schüler des Gothaer Hoftheaters unter Ekhoff einst Iffland, der gefeiertste Schauspieler der Goethezeit, von Gotha seinen Ausgang nahm.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Residenz noch einmal internationaler Hof, der sie im 18. Jahrhundert gewesen war. Jetzt war man in Gotha nicht mehr auf Frankreich, sondern auf England eingestellt: die nahe Verwandtschaft mit dem englischen Königshaus brachte zwei Fürsten von jenseits des Kanals nach Koburg und Gotha. Herzog Alfred, der Bruder König Eduarda VII. von England, kam im Jahre 1893 hier zur Regierung.

Er war der zweite Sohn der Königin Victoria und ihres Gatten, eines Koburger Prinzen, aber auch der Enkel des Koburg—Gothaer Herzogs, der mit der einzigen Nachkommin des Herzogs August verheiratet war, mit dessen nach einer Verwundung geisteskrankem Bruder die Hauptlinie des Hauses Gotha in Deutschland erloschen war (1825). Zu den schönsten Frauen gegen Ende des 19. Jahrhunderts gehörten die Töchter Herzog Alfreds und seiner russischen Gemahlin: die vier Koburger Prinzessinnen, deren schönste die Königin Marie von Rumänien war. Im Jahre 190.. folgte, zunächst unter vormundschaftlicher Regierung, Herzog Karl Eduard von Koburg-Gotha, durch den die Feste Koburg und Schloß Reinhardsbrunn neuen Glanz erhielten.

*

Die moderne Zeit löste die Epoche des gepflegten Kleinstaatens ab, dessen Residenzen im Dornröschenschlaf alter Erinnerungen träumten. In einem Schuppen der Gothaer Waggonfabrik bauten Wolfgang Hirth und Ursinus, baute Rohrbach seine Flugzeuge. Nach Ausbruch des Weltkrieges entstand nördlich von Gotha einer der wichtigsten Flugplätze. Viele der großen Kampfflieger wurden hier für die neue Waffe ausgebildet, von dem Rennreiter Graf Holk an, der auf dem Kriegsschauplatz des Balkans den Heldentod starb. Viele der Helden der Luft kamen für einige Zeit nach Gotha und schulten hier neue Kampfflieger. Heute dehnt sich der Flugplatz weithin in der Richtung nach Langensalza aus, während südlich der Hauptbahn der Truppenübungsplatz von Ohrdruf in die Landschaft des Thüringer Waldes überleitet.

Eine neue Epoche hat begonnen, in der die Mitte Deutschlands wiederum eine entscheidende Rolle spielt. Und es will scheinen, als ob das Werk des weisesten Lenkers seiner Geschicke, den Gotha erlebt hat, des Herzogs Ernst des Frommen, des Wiederaufbauers nach einer Zeit der Zerstörung, das Gothewort erfüllt: „Segensvolle Wirkung ins vierte Jahrhundert.“

Leuna

*In der Werkstatt der Natur
Stoffe sammeln, lösen, binden...
Goethe*

Es ist oft und gern geschildert worden, wie im Mai des Kriegsjahres 1916 auf den Feldern zwischen Leuna und Spergau die langen Kolonnen der Werkleute einzogen und eine gewaltige Arbeit begannen. Nach einem Plan, der bis in die letzte Kleinigkeit durchgearbeitet war, wuchsen in kürzester Zeit Bauten aus dem Boden, die der Chemiker gefordert und der Ingenieur errechnet hatte, ein abenteuerliches Gebilde von mehreren Kilometern Länge, mit einer Pappelreihe ungeheurer Schornsteine, die weithin den Umriss der Landschaft bestimmen. Im Mai 1917 kamen neue Kolonnen und nahmen in Betrieb, was hier gebaut und konstruiert worden war. Der Westwind wehte den feinen Hauch der Verdampfung über das Land und oft auch Schwaden eines Geruches, an den der Ansässige sich schnell gewöhnt, denn der Mensch ist seinem Wesen nach anpassungsfähig; der Reisende aber, der in der Eisenbahn vorüberfährt, schließt eilig Fenster und Entlüftungsklappen, wenn der Zug sich Leuna nähert. Dann freilich steht er wie gebannt hinter der Scheibe seines Abteils: sein Auge bewundert das Bild der Technik, das sich vor ihm abrollt, ein Film von fast vier Kilometer Länge!

Eine ungeheurer Aufgabe ist mit der Schaffung der Leunawerke bewältigt werden. Große Betriebe entstanden, die aus Luft, Wasser und Kohle auf Grund empirischer Forschungen durch Herstellung von Stickstoff Düngemittel für die Landwirtschaft und Sprengstoffe für die Kriegswirtschaft fertigen: das alte Gleichnis von Pflug und Schwert erhielt sein Gegenbild auf chemischem Gebiet.

Stauend sieht man die riesigen Gasbehälter, deren jeder doch nur für sechs Arbeitsminuten Gas enthält. Denn das Werk verbraucht an einem Tag so viel Gas, wie die Weltstadt Berlin mit ihren großen Industrieanlagen in einer Woche, Schienenstränge und Gestänge, fahrbare Krane, eine Phalanx von Hochdrucköfen aus Edelstahl, der ganze Zug der Produktion bis hin zu den Silos und Verladestellen, der Weg des Wassers zum Werk, zu den Kühlanlagen und zurück zum Fluß: dieser gewaltige Arbeitsrhythmus übt auf den Menschen einen motorischen Zwang aus, nichts bleibt in der Form, alles wird Bewegung. Vom Frühjahr 1917 an war das Werk in Betrieb. Wer damals von der Westfront oder von Süden her nach Berlin fuhr, war überwältigt, daß hier, über Nacht gleichsam, eine der ausgedehntesten technischen Anlagen der Welt, ihr größtes chemisches Werk, länger noch die Fahrt begleitete, als der Tunnel ist, den der Zug von Frankfurt aus bei Schlüchtern durchfahren hatte.

Man hatte wohl das Gefühl, als ob diese ungeheure Anlage mit den hohen Domtürmen als Schornsteinen nur ein Trugbild sei; die Lage wenigstens schien zufällig, so wie eine Lokomotive anders in der Landschaft steht als ein Weinberghaus. Warum wuchs dies Gebilde aus Röhren und Kesseln gerade hier, warum nicht irgendwo an einer anderen Stelle? Würde es sich in unserem Empfinden jemals so mit der Landschaft verbinden, wie die Türme von Naumburg und Merseburg, wie die Ruinen Rudelsburg und Giebichenstein, deren felsgewordene Architektur das Saaletal bekrönen? Auch der Arbeitsprozeß, der hier vor sich ging und dessen unheimliches Wandeln und Werden Geruch und Rauch bekundeten, wurde wie etwas Dämonisches empfunden, dessen gigantisches Ausmaß bedroht.

Dennoch sah man, daß eine unbedingte Folgerichtigkeit hier gewaltet hatte: versuchte man, das neu erstandene Werk in Gedanken irgendwo anders hinzusetzen, so kam man doch immer wieder auf den Platz, den es inne hatte: zwischen Schienenweg und Fluß, und genau an der Stelle, wo die Braunkohlenschätze des Geiseltales am schnellsten und besten angefahren werden können: Zielpunkt und Ausgang überwältigender Aufgaben, die in die Gestaltung der ganzen Gegend weithin eingriffen und aus ihrem Vielerlei plötzlich ein Ganzes schufen, vor dem Orte, Dörfer und Siedlungen zu Trabanten wurden. Für

Tausende von Arbeitern war in den umliegenden Städten und Dörfern Unterkunft zu schaffen; die schwere, durch ihre Verantwortung edle Arbeit, die sie leisten, erforderte als Gegengewicht ein gesundes Wohnen inmitten des Wachsens und Grünens der Natur.

Zur Unterbringung der Chemiker und Ingenieure, der betriebswichtigen Meister und vieler Stammeute erstand der Zweckverband Leuna, eine verwaltende und wirtschaftliche Organisation, die sieben Gemeinden, alte Dörfer und dazu neue Siedlungen zur Einheit bindet. Besonders die Gartenstadt Leuna ist ein Beispiel moderner Siedlungsarbeit. Ihre Gärten und Anlagen, vor allem die schönen Uferwege, die auf das Saaletal und die Auen eine weite Aussicht eröffnen, verbinden die unerbittliche Härte der Eisenform des Werkes mit der Landschaft. In anderer Hinsicht blieb man hinter dem Bauwillen rheinisch-westfälischer Werkleitungen zurück: nach Schöpfungen der Bildhauerkunst sucht das Auge, das einen Ausgleich zu so viel Eisen braucht, im mitteldeutschen Industriegebiet noch vergebens.

Aber an Gegengewichten fehlt es auch hier nicht: die Neigung des Menschen, die Vorgeschichte der Erde zu kennen, die sein Arbeitsfeld ist und in der er geheimnisvolle Spuren versunkenen Lebens entdeckt, findet reichlich Anregung. Geschehnis ferner Vorzeit hat die Lage von Leuna bestimmt, hier wie in Halle ist die Vorgeschichte eine volkstümliche Wissenschaft. Das Geiseltal etwa, darin bei offenem Abbau die Braunkohle gewonnen wird, ist für die Forschung der Erdgeschichte so wichtig, daß es in Halle sein besonderes Museum hat. Ein Museum für ein Tal, das im Regenschatten des Harzes dürr und fernab der Hauptstraße nur die Aufreihung von ein paar Braunkohlengruben darstellt? Der Gedanke scheint ohne Sinn. Und doch wissen wir aus dem Durchstich durch die Braunkohlenschicht beim Distelrasen, daß gerade solche Erdschicht Kunde aus subtropischer Vorzeit bewahrt. Die Kohle, die uns heute wärmt, ist selbst das Ergebnis einer klimatisch wärmeren Epoche. Damals standen hier Palmen und südliche Gewächse, zwischen denen sich ein zoologischer Garten frei bewegte: Halbaffen, Wildpferde und ungiftige Riesenschlangen. Das Krokodil vom Distelrasen findet im Geiseltal so wie in den Bergwerken bei Bitterfeld seine Genossen. Die Zeit, in deren Ferne die Gruben zurückweisen, wird in den Funden des Geiseltal-Museums lebendig, wo die Spuren der Tiere der Urzeit erscheinen, deren Untersuchung durch die Mittel der modernen Wissenschaft, mit Mikroskop, Röntgenapparat und Lackverfahren, dem Forscher über Wachstumsgesetze und Zellenaufbau sowie über ganz neue Tierklassen Aufschluß gibt.

*Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Tun.*

Heute werden die Reste dieser Wälder als Braunkohle mit dem Wasser der Saale und der Luft zur Gaserzeugung verbunden. Die Gasreinigung wirft als Nebenprodukt gleich noch den Schwefel ab, der in Deutschland bis dahin als Urstoff selten war. Dann aber werden durch einen Druck von über zweihundert Atmosphären und durch ungeheure Temperaturen, die sich auf fünfhundert Grad steigern lassen, die Erzeugnisse der Leunawerke gewonnen, vor allem Ammoniak und Salpeter. Durch Verbrennung von Ammoniak wird Salpetersäure hergestellt, aus der durch Umsetzung mit weiteren anderen chemischen Stoffen die Düngemittel für die Landwirtschaft erzeugt werden, besonders die salpetersauren Salze, die in einem ungeheuren dreihundertfünfzig Meter langen Lagerhaus aufbewahrt werden, sowie Methylalkohol (Methanol-9, aus Kohlenoxyd und Wasserstoff gebildet, aus dem Kunstharze, Lacke und Farben, aber auch Treibstoffzusätze gewonnen werden. Dazu trat erst nach dem Krieg als wichtigstes, überall begehrtes Leunaprodukt Benzin, das früher nur aus Erdöl gewinnbar war. Wenn in einigen Jahrzehnten die in Erdöl gewandelten Pflanzenreste und Stoffe winziger Lebewesen der Urzeit verbraucht sind, die das Erdöl bilden, dann wird die Menschheit erst begreifen, was die deutsche Chemie geleistet hat, die den Motor von den Tierresten der Urzeit unabhängig machte und die Menschheit lehrte, den Treibstoff auf künstlichem

Wege zu gewinnen.

Vor den tiefen Einblicken in die Gesetze des Schaffens und Umschaffens in dieser Arbeitsstätte der chemischen Wissenschaft hält nur das innerlich Echte stand. So begleitet uns Goethe auch hier. Seine von Naturerkenntnis erfüllten Verse, unter dem Titel „Gott und Welt“ in die Gedichte aufgenommen, leben auf – erst der Mensch unserer Zeit begriff ganz die vorahnende Tiefe seines faustischen Strebens:

*Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.*

Als Goethe in Jena die Wahlverwandtschaften schrieb, verband er seelisches Erlebnis mit chemischer Beobachtung. Nicht nur „freundliches Begegnen“ mit Minna Herzlieb, auch die Forscherarbeit im Laboratorium der Schloßküche zu Jena hatte ihm ein tiefes Geheimnis der Natur offenbart: die Wahlverwandtschaft der Seelen und der Elemente, dazu die Rolle des Mittlers, der die neue Verbindung fördert. Der organischen Einheitlichkeit seines Denkens entsprechend begriff er dies Grundgesetz zugleich in der anorganischen Welt: wie in dem Geschehen der Seele. Daß man aus Stoffen die Elemente lösen könne, daß die Elemente sich trennen, um sich wechselseitig zu anderen Verbindungen zu vereinen, dies Grundgesetz der Chemie sah er auch im seelischen Prozeß der Liebe, die Menschen löst und bindet. So entstand der Roman, der den unerwarteten Zusammenhang des Klassizismus Deutschlands mit seiner naturwissenschaftlichen Epoche darstellt, richtig verstanden also den Weg von Weimar-Jena nach Leuna. Döbereiner, den Goethe als „Chymisten“ kurz nach Vollendung der Wahlverwandtschaften an die Universität Jena berief, tauchte Zink in Schwefelsäure, verdichtete den dabei in Gasform entstehenden Wasserstoff auf dem Platinschwamm und ließ so die Flamme entstehen. Döbereiners Feuermaschine, welche durch die aufkommenden Streichhölzer abgelöst wurde, gibt eine erste Vorahnung dessen, was Haber und Bosch durch das Lösen und Binden der Elemente mit Hilfe eines Kontaktes erreicht haben, als sie aus Stickstoff und Wasserstoff mit einem Katalysator aus Eisen das Ammoniak erzeugten. Die kleine Maschine Döbereiners zeigt somit bereits einen Vorgang am Katalysator, und durch einen Katalysator werden die Produkte von Leuna gewonnen.

Das Motiv also, das den Vergleich chemischer mit psychologischen Vorgängen rechtfertigt, Döbereiners Katalysator, ist für den Vergleich entscheidend. Als Goethe in seinem Roman seelischen Vorgängen durch Beziehung auf chemische die Deutung gab, zwei Paare Menschen sich wechselseitig anziehen und vertauschen ließ, erfand er zu ihnen eine fünfte Figur, für die er in diesem Werk den Namen „Mittler“ wählte.

Nun wurde in jüngster Zeit in einer Schrift der Leunawerke zur Erklärung ihres Produktionsvorganges für den Katalysator in feinsinniger Weise das deutsche Wort Vermittler gewählt. Diese Vermittlerstoffe oder Kontakte beziehungsweise die Katalysatoren aus Metallen wie Eisen und Chrom spielen bei Synthesen, wie sie das Leunawerk durchführt, eine besonders wichtige Rolle. So möchte man in Würdigung der Tatsache, welche Tradition die deutsche Chemie in ihrer Verbindung mit dem Dichter und Forscher Goethe besitzt, dem Katalysator den Goetheschen Begriff zum Namen geben. Daß an sich auch hemmende Katalysatoren denkbar sind, hebt den Vergleich nicht auf. Wer diesen Namen „Mittler“ begreift, dem erschließt sich ein Geheimnis Goethes, in dessen Art schärfster Forscherblick und tiefste seelische und menschliche Güte sich verbinden, der nicht aus Schwäche, sondern aus Einsicht in die innersten Zusammenhänge des Werdeprozesses, wie er sich zwischen den Elementen und zwischen den Menschen abspielt, den Begriff Mittler schuf. Ähnlich aber veranschaulicht Leuna dem Laien geheimnisvolle Vorgänge in den Standgläsern, in denen die verschiedenen „Mittler“ gezeigt werden.

Der „Mittler“ wird bei der Erklärung gern mit dem Landesbeamten verglichen, wobei nur ein Bedauerliches bleibt: den Stoffen, die der Chemiker verbindet, werden bei Eingehen der Ehe die störenden Nebenprodukte genommen, Schwefel etwa, der allein auch wieder

seine Bedeutung hat. Die Menschen aber, die ein Mittler zusammenfügt, müssen einer am anderen das in Kauf nehmen, wovon der Chemiker die Stoffe befreit, ehe er sie bindet. Der Dichter kennt auch hier – in der Metamorphose der Pflanzen – ein Gesetz, die „heilige Liebe“:

*Damit in harmonischem Anschau
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.*

So führt die Betrachtung vom Leunawerk zurück nach Jena, zurück in das stille Arbeitszimmer in Weimar, wo noch heute Zeugnisse Goethescher Experimente stehen: ein faustisches Motiv klingt auf, das Grundmotiv allen Schaffens, dem bedeutsam, der die Technik von dem großen Weg der Entwicklung aller menschlichen Kultur nicht abzusondern vermag.

*

Ungeheuer sind die Zahlen, mit denen wir das Wunder von Leuna ermessen. Auf fast zwei Kilometer Länge sind die Kesselhäuser aufgereiht, die heute mit 17 Schornsteinen den Umriß von Leuna bestimmen. In dem Lagerhaus hat $\frac{1}{4}$ Million Tonnen Salze Platz, Fracht zu 16 666 normalen Güterwagen. Die Wassermenge, die Leuna täglich verbraucht, ist noch größer als die, welche Berlin mit seinen $4\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern in derselben Zeit nötig hat.

Die Hochdrucköfen, die Kontaktöfen in den Kammern, in denen die Umsetzung des Gasgemisches zu Ammoniak erfolgt, sind wohl das, was die heutige Zeit mit Stolz der griechischen Säule entgegenstellen kann. Schlanke Riesen aus geschmiedetem Stahl, von 18 Meter Länge und 100 Tonnen Gewicht, im Innern mit Chromnickelstahl und sinnvollen Einbauten zur Aufnahme des „Mittlers“ wie zur Verteilung der Gase, zur Messung von Wärme und Beschaffenheit und zur Kontrolle des Arbeitsvorganges ausgestattet, werden Tag und Nacht von Arbeitern auf Druck und Wärme, Durchsatz und andere Vorgänge beobachtet. Unvergeßlich ist der Eindruck einer solchen Halle und der lautlos geleisteten Kontrollarbeit, die den Menschen zum Herrn des Vorganges macht.

Unter der Arbeiterschaft sind zahlreiche süddeutsche Elemente, die von Ludwigshafen hierherkamen, „Leuna-Pfälzer“ genannt, weil die die Heiterkeit der Pfalz und des Rheinlands und nicht zuletzt auch die fröhliche Mundart mit zur Saale brachten. Die heimische Bevölkerung hält an ihren alten Bräuchen fest, die vielfach auf heidnische Zeit zurückgehen. Auf Friedhöfen in den kleinen Orten an der Saale hat der Volkskundler noch in jüngster Zeit, wovon das Volkheits-Museum zu Halle Zeugnis bewahrt, zwischen den Blumen auf neuen Gräbern Opfergaben entdeckt, beispielsweise die Beigabe von Mohn. So lebte alter Germanenbrauch hier weiter, der dem Toten für seine Reise Nahrung mit auf den Weg gibt. In dem Dorf Spergau aber, das in der Südspitze des Leunawerkes liegt, wird im Februar Lichtmeß nach altem Ritus mit Festzug und Gasterei gefeiert. Das Schwärzen der Gesichter bezieht sich auf die Dunkelheit des Jahres, die nun besiegt ist. Das Fest ist zugleich der Karneval, den die Leunapfälzer in Erinnerung an ihre rheinische Heimat gern mitmachen.

Aber mit diesen Hinweisen auf die Beziehung Leunas zur Germanenzeit ist es nicht getan: in dem Dorf Rössen am Leunawerk haben sich zahlreiche Spuren aus der Zeit der Schnurkeramik gefunden, da auf den kleinen Höhen über der Saale in großer Zahl Hockergräber errichtet wurden. Die Funde, die auf die Zeit von etwa 2000 bis 1000 vor unserer Zeitrechnung zurückweisen, sind so eigenartig und charakteristisch, daß die Wissenschaft von einer besonderen „Rössener Kultur“ spricht. So reicht Leunas Geschichte innerhalb der menschlichen Kultur auf etwa 4000 Jahre zurück, während die Erdgeschichte im Braunkohlenbergwerk von wohl dreißig Millionen Jahren Zeugnis gibt.

Von etwa 1000 v. Chr. bis zum Jahre 1916 klafft freilich eine große Lücke. Ehe hier das Werk entstand, kannte man den Namen Leuna bestenfalls deshalb, weil es der Geburtsort des Theologen und Philosophen Christian August Crusius ist, der an der Leipziger

Universität gelehrt hat. Goethe hat ihn während seiner Leipziger Studentenzeit gehört und den Zwiespalt dieses Menschen deutlich erkannt: auf der einen Seite war er Mystiker und „gehörte zu denen, welchen der prophetische Teil der heiligen Schriften am meisten zusagte“, auf der anderen Seite war er Erkenntnistheoretiker und Vorläufer von Kant. Geheimnisvoll und nebelhaft waren die Lehren, die er unter seinen Schülern verbreitete. Lessings Freund und Lehrer, der Leipziger Philosoph Ernesti, trat gegen ihn und seine Anhänger auf, indem er „das Dunkel, in welchem jene sich gefielen, nicht aufzuhellen, sondern völlig zu vertreiben drohte“. Goethe handelte im Sinne des Mittlers: erhielt sich zwar, „zur klaren Partei“, ob er sich gleich „zu ahnen erlaubte, daß durch diese höchst löbliche, verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müsse“.

Heute hat im Geburtsort des Crusius die „klare Partei“ gesiegt, aber es gibt auch Momente, in denen, bei aller Einsicht in das Errechnete, von Vernunft und Wissenschaft Geschaffene, uns das Gefühl mythischer Größe überwältigt, welche die Summe der Einzelkräfte zu übermenschlicher Leistung führt.

Merseburger Zaubersprüche

Ehe Kaiser Otto der Große die Schlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg begann, in der die ungarischen Reiterhorden an der Kraft des deutschen Volkes abprallten, warf er sich angesichts des Heeres auf die Knie und tat ein Gelübde: wenn Gott ihn siegen ließe, würde er dem Schutzheiligen des Tages, dem heiligen Laurentius, in Merseburg ein Bistum gründen. An jenem Tag bekam Merseburg, in dessen Nähe schon Ottos Vater Heinrich der Finkler einer der vielen Einfälle der Magyaren in deutsches Land zurückgewiesen hatte, seine geschichtliche Sendung. Die Hauptburg in dem einst von Hessen aus besiedelten Hassegau wurde der Vorort für die Erweiterung des Reiches und den Grenzwall der Saale.

Von dem Dom, den dann Kaiser Heinrich II. auf dem Burgberg geweiht hat (1021), sind im Unterbau der Westtürme, und im Gewölbe der Krypta noch die letzten Zeugnisse vorhanden. Um 1240, gleichzeitig mit dem Ausbau des Naumburger Domes, begann eine neue Bautätigkeit; Chor und Querschiff entstammen im wesentlichen dieser Zeit des Übergangs vom romantischen zum gotischen Stil. Die ragende Schönheit des Domes aber bestimmt das hohe Langschiff der späten Gotik, mit dem Eingangsportal, das durch Ranken aus Stein wie zum Empfang geschmückt erscheint. Der Bauherr dieser Epoche (um 1500) ist der der deutschen Sage wohl bekannte Bischof Thilo von Trotha. Sein Wappen mit dem Raben der Trotha erscheint neben dem Rost des heiligen Laurentius und dem Kreuz des Bistums immer wieder in der Kirche und im Schloßhof. Der Rabe trägt einen Ring im Schnabel, und wie aus dem Grabstein des Grafen von Gleichen und seiner beiden Frauen die Sage von Melechsela entstand, so gab auch das Wappenbild der Trotha Anlaß zu sagenhafter Deutung. Die Sage erzählt: einst hatte der Bischof seinen goldenen Ring abgelegt, als er ihn wieder anstecken wollte, war das kostbare Kleinod verschwunden. In dem Gemach war aber nur noch einer seiner Mannen gewesen, der nun des Diebstahls beschuldigt wurde. Obwohl er seine Unschuld beteuerte und auch den Qualen der Folter widerstand, wurde er verurteilt und als Dieb am Galgen gerichtet. Kaum war das geschehen, so wurde der Ring im Nest eines Raben gefunden. Des zum Gedächtnis nahm der Bischof den Raben mit dem Ring ins Wappen, und noch heute wird im Vorhof des Schlosses von Merseburg ein Rabe gehalten, Wappen und Rabe sollen vor übereiltem Richterspruch warnen.

*

Mit der Krypta des Domes und der zu gewaltiger Höhe aufragenden Hallenkirche, mit dem giebelstolzen, turmfrohen Schloß und den Brunnenlauben auf Markt und Burg ist Merseburg reich an Zeugnissen aus hohen Epochen der Kunst. Dennoch kommt der Besucher der Stadt vor den vielen Inschriften in Bronze, Stein und Holz vom Schauen zum Lesen, weil Epoche um Epoche hier Spruch und Inschrift in geschlossener Folge hinterließ.

Am Anfang der deutschen Literatur stehen die Merseburger Zaubersprüche, ein Sprachdenkmal aus der heidnischen Vorzeit unseres Volkes, um das Jahr 1000 erst von einem Mönch aufgezeichnet, aber lange vorher schon und wohl auch noch später im Volk gebraucht. Der eine der beiden Sprüche ist ein Zauber, der dem Gefangenen helfen soll, er handelt von den Walküren, die den Gefesselten zu befreien vermögen, und schließt mit dem Ruf:

*Entspring den Haftbanden
Entfahre den Feinden!*

Der andere Spruch steht zugleich auch am Anfang der Geschichte der deutschen Medizin, und zwar der Tierheilkunde; er ist ein Segen, auszusprechen gegen Beinverrenkung des

Pferdes. Wodan und Baldur treten hier auf, doch hält neuere Deutung des Lichtgottes Namen für späteren Zusatz und läßt nur Wodan und sein Fohlen gelten. Der Spruch heißt:

*Phol und Wodan fuhren zum Holze,
Da ward dem Fohlen Balders sein Fuß beigerenkt.
Da besprachen es Sintgunt, und Sunna ihre Schwester,
Da besprachen es Freya, Folla ihre Schwester,
Da besprach es Wodan, der es wohl konnte:
Sei es Beinverrenkung, sei es Blutverrenkung,
sei es Gliederverrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern,
Als ob sie geleimet seien.*

Wir haben das Recht, das erste germanische Reiterbild der Gegend, den Grabstein des Reiters von Hohenhausen, im Kreise Oschersleben, jetzt im Halleschen Museum, mit dem Spruch in innere Verbindung zu setzen. Man kann das Bildwerk dabei als einen der Reiter auffassen, deren Pferde etwa zwischen 700 und der Zeit Karls des Großen längs der Saale die Spur der Straße des Reiches mit ihren Hufen vertieften, man kann Wodan darin verherrlicht sehen, den unserer Ahnen Empfindung aber doch weit großartiger in der Region der Winde und Wolken erschaute. Man kann auch einen Lichtgott dargestellt wännen, weil der Drehstern auf dem Schild die Sonne bedeutet, wie auch auf einem Kruzifix im Dom die Sonnenscheibe in gleicher Form erscheint.

Der deutsche Bildhauer, dessen holzschnittartig gemeißelter Stein zu den frühesten Zeugnissen der deutschen Plastik gehört, hat etwa zu der Zeit gelebt, in welcher der Merseburger Zauberspruch wohl schon lange erklang, wenn ein Pferd auf den schlechten Wegen zur Zeit nach der Völkerwanderung sich den Fuß verrenkt hatte. Daher dürfen wir, bildende Kunst und Dichtkunst vereinend, bei dem Merseburger Spruch an den Reiter von Hornhausen denken: beide gehören zeitlich wie inhaltlich zusammen und sind uns unschätzbare Zeugnisse germanischer Geschichte.

*

In christliche Zeit um das Jahr 1040 führt die Inschrift auf der stark zerstörten Sandsteinplatte, die Bischof Thietmar deckt, den Begründer des Merseburger Doms und den Chronisten der sächsischen Kaiser. Das Latein der Mönche klingt auf:

*Gratia dei sum quod sum . . .
Durch Gottes Gnade bin ich was sich bin.*

Aus Thietmars Chronik verbindet sich damit, was er über das Reich Ottos des Großen gesagt hat:

*Stolz gleich Libanons Cedern erhob sich das Reich,
allen Völkern weit und breit furchtbar.*

Es ist das Bild des deutschen Nationalreiches, das Heinrich der Vogler begründet hat, der auch die Stadt Merseburg im Jahre 933 schuf, und der von seiner Burg an der Saale die Merseburger Schar als Kerntruppe gegen die wendischen und ungarischen Angriffe in den Kampf führte: so klingt die Erinnerung an die Zeit auf, da Merseburg und die nahe Pfalz Memleben Hauptorte der Königsmacht des jungen Deutschen Reiches waren.

*

Die nächste Inschrift umrahmt die Grabplatte des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben, der in einem der Kriege, die Heinrich IV. zwischen Werra und Elbe führte, im Kampf gegen den Kaiser im Jahre 1080 an der Elster tödlich verwundet wurde. Er verlor in der Schlacht die Hand, mit der er dem König Treue geschworen hatte, und diese Hand wird heute noch in Merseburg bewahrt. Die Grabplatte ist die älteste bildmäßig erfaßte Porträtdarstellung, ein ungeheurer Fortschritt im Vergleich mit dem Germanenreiter im Museum zu Halle. Es ist ein Bronzeguß aus dem 11. Jahrhundert, hinweisend zu den Bronzewerken von Hildesheim. Die lateinische Inschrift ist wohl vom Bischof von Merseburg aufgesetzt, der auf seiten des Gegenkönigs stand:

„In dieser Gruft ruht König Rudolf, der, mit Recht zu beweinen, für der Väter Gesetz fiel, Hätte er in Frieden geherrscht – es wäre kein König seit Karl ihm an Rat und Schwertkraft gleich gewesen. Er sank, des Kampfes heiliges Opfer, durch das die Seinen siegten. Ihm wurde Leben der Tod; denn für die Kirche fiel er.“

Als Kaiser Heinrich IV. nach Merseburg kam, empörte sich seine Umgebung darüber, daß ein Feind des Herrschers so stattlich begraben sei, und sie wollten sein Grabmal zerstören. Aber der Kaiser wehrte es mit den tiefen Worten:

„Wollte Gott, daß alle meine Feinde so ehrenvoll begraben wären.“

*

Es folgt die Inschrift auf dem Taufstein im Dom, sie trägt den Segen des 12. Jahrhunderts späteren Geschlechtern zu:

*Die reinige Gott,
Die hier das Wasser netzte,
Damit innerlich geschehe,
Was sich außen vollzog.*

*

Aus dem Jahrhundert der Naumburger Dombildwerke klingt vom Harz zur Saale herüber Spruch um Spruch. Auf Burg Falkenstein am Unterharz hat Eike von Repkow sein bald nach 1220 lateinisch verfaßtes Rechtsbuch, den „Sachsenspiegel“, ins Deutsche übertragen. Er schuf damit das erste große Prosawerk der damals noch bis zur Saale geltenden niederdeutschen Sprache, das berühmteste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters. Für die Geschichte, auch für das Gebiet östlich der Saale, zeichnet es wichtige Bestimmungen auf, und die bildlichen Darstellungen, die das Werk zu Beginn des 14. Jahrhunderts erhielt, zeigen die erste Darstellung der Saale, die wir kennen. Sie zeigen auch, daß die Saale im Mittelalter ein Grenzfluß war, und daß von ihrem rechten Ufer aus der Kampf gegen Wenden, Polen und Böhmen begann. Es ist die politische Lage, unter deren Zeichen auch die Stifter im Dom zu Naumburg stehen und ein ihnen sehr ähnlicher Ritter, dessen Grabmal im Kreuzgang des Merseburger Domes an sie gemahnt. Sie alle sind Kämpfer gegen den Osten.

Im Sachsenspiegel ist dargestellt, wie die Ritter im Kettenpanzer auszogen, während sie in Naumburg in festlicher Gewandung erscheinen und Schwert und Schild mehr im Sinne des Attributes tragen. So steht über der Ritterzeit des Saalegebietes die Aufzeichnung des Gesetzes:

*Wer östlich der Saale belehnt ist,
Hat Heerfahrtspflicht gegen
Wenden, Polen und Böhmen.*

*

Der größte Burgherr von Merseburg nach der Zeit der sächsischen Kaiser war der Bischof Thilo von Trotha, der gegen Ausgang der gotischen Zeit hier Dom und Schloß neu errichtet hat. Sein Grab, aus Erz gegossen, mit einer Grabplatte, die den Kirchenfürsten und sein Rabenwappen vor dem Gnadenstuhl der Dreieinigkeit darstellt, ist eines der edelsten Dokumente, die deutsche Schrift in deutscher Kunst gefunden hat. In der Inschrift heißt es:

*Er baute die Burg zum herrlichen Palast und
vergrößerte alles, wie die Monumente beweisen.
Nun ruht er in dieser Erde . . .
Er war Bischof fast 48 Jahre, er starb im
Jahre des Herrn 1514, am 5. März. Amen.*

*

Die Reihe der ernsten Inschriften wird am Chorstuhl unterbrochen von einem Spruch, der zugleich auch als Sprachzeugnis bedeutungsvoll ist: er zeigt, daß noch im 15. Jahrhundert im Gebiet der Saale nicht sächsisch-meißnerisch, sondern niederdeutsch gesprochen wurde. Die Inschrift heißt:

*Tät liegen als we
Als sten tragen
So wehilde manniger die lugen
In seinem kragen.*

*Tät Lügen also weh
Als Steine tragen,
Behielte seine Lügen
Gar mancher wohl im Kragen.*

*

Vom letzten Bischof von Merseburg, Michael Sidonius (1548-1561), gibt es keine Inschrift. Dafür vermeldet die Bischofschronik, daß er die Grabkammer König Rudolfs in der Krypta des Domes zerstört hat, damit hier ein Weinkeller, Cella vinaria sagt der Chronist, errichtet würde. Die Wahrheit der Angabe ließ sich bei der Wiederherstellung des Domes im Jahre 1883 nachprüfen; damals wurden tatsächlich zahlreiche Glasscherben gefunden, ein Beweis, daß der Bischof mehr Durst als Ehrfurcht besaß.

*

Die spruchfrohe Zeit der deutschen Renaissance hat in dem schönen, von dem Hallenser Baumeister Nickel Hoffmann errichteten Rathaus eine sinnvolle Psalmeninschrift hinterlassen, zur Mahnung für die Ratsherren, die hier zur Gerichtsstube gingen:

*Schafft recht dem Armen und Weisen
Und helft dem Elenden und Dürftigen zu Recht.*

Es folgen gar viele Inschriften an Grabplatten und Geographien in Dom und Kreuzgang, die den Betrachter mit Wehmut erfüllen, weil sie, vom Schicksal alter Zeiten erzählend, doch nur dies eine Wort künden: Vergänglichkeit.

*

Tod und Vergänglichkeit lehren auch die Inschriften in der Fürstengruft des Domes, wo die Särge der Herzöge von Sachsen-Merseburg, ihrer Frauen und Kinder stehen, herunter der Sarg des Prinzen Philipp, der im Kampf gegen Ludwig XIV. von Frankreich fiel (1690). 37 Särge geben Zeugnis von der kurzen Epoche des Herzogtums Sachsen-Merseburg, die bald nach dem Dreißigjährigen Krieg begann und schon 1738 mit dem Rückfall an Kursachsen zu Ende ging. Darunter sind 20 Kindersärge, welche zerstörte Hoffnung auf das Weiterblühen des Geschlechtes bergen. Der Seifenschaum blasende Putto auf dem bleiernen Prunksarg der Gemahlin des Herzogs Heinrich ist das Sinnbild verlorenen Glanzes.

In der Gruft ruht Herzog Christian, dem das Merseburg des Barock seine wichtigsten Bauten verdankt. Sein Zeichen findet man auf den Steinpyramiden des Schloßgartens, es ist die kürzeste aller Merseburger Inschriften, die doch den wichtigsten Bauherrn aus der Reihe der Herzöge benennt: sein gekröntes C.

Unter Christians Nachkommen ist einzig der Herzog Moritz Wilhelm in Weißenfels volkstümlich geblieben, als „der Geigenherzog“ († 1731), der seinen Willen mit dem Fiedelbogen auf die Saiten schrieb. Saß er während des Gottesdienstes im Herzogsgestühl, so begleitete er die Stellen der Predigt, die sein besonderes Wohlgefallen erregten, mit einem Geigenstrich: jeder Strich bedeutete das Geschenk einer Flasche Wein aus dem herzoglichen Keller, und solche Inschrift klang dem Prediger gar süß.

*

Die Reimfreudigkeit des Barock blühte auf zu Ehren des wichtigsten Zeugnisses dieser Erde – der Bach-Zeit – im Merseburger Dom: der berühmten Orgel. Sie wurde zur Eröffnungsfeier mit einer Kantate eingeweiht, in der das Werk in der Sprache des Barock gepriesen wird:

*So wird denn durch das Kunst-Gebäude
des Pfeiffen-Werks und Orgel-Spiels
Zu unserer Hertzens-Freude
die Andachts-Gluth vermehrt,
Wenn man sein lieblich Sausen hört.*

*

Die neue Epoche hat die Reihe der Merseburger Inschriften fortgesetzt: im Schloßhof verkündet eine Bronzetafel, daß hier Friedrich der Große nach der Schlacht von Roßbach die erbeuteten Kanonen besichtigte. Er war am 8. November 1757 im Reisewagen nach Roßbach gekommen und nahm im Haus am Entenplan Quartier. Am nächsten Morgen ritt er von hier auf seinem Schimmel zum Schloß, von wo er die Kanonen eiligst nach Schlesien beorderte.

In der Torfahrt des Schlosses sind zwei eiserne Tafeln eingelassen, welche große Gestalten deutscher Geschichte verzeichnen, die in Merseburg geweiht und von hier aus die Geschicke Deutschlands bestimmt haben.

Von König Heinrich, dem seine erste Frau, die Merseburger Grafentochter Hatheburg, das Erbe der Burg einbrachte, die er um seiner Stadtgründung willen erweiterte, führten die Jahreszahlen durch mehr als dreihundert Jahre zu fast allen deutschen Herrschern, vor allem zu Heinrich II., dessen wichtigste Stützpunkte an der Ostgrenze des Reiches Merseburg und Bamberg waren:

Mit dem Jahr der Stadtgründung, 933, erscheint Heinrich I., der Schöpfer des Deutschen Reiches. Viermal ist Otto der Große genannt, sechsmal sein Enkel Otto III., in dessen

Regierungszeit das Jahr 1000 fällt. Sechzehnmal war Heinrich II. in Merseburg, fünfmal Heinrich IV., der in der Nähe von Merseburg bei Hohenmölsen von seinem Schwager, dem Gegenkönig Rudolf, hart bedrängt wurde. Doch kostete die Schlacht dem Gegenkönig die Hand und das Leben, so daß sein Herzogtum Schwaben frei wurde. Kaiser Heinrich gab es den Hohenstaufen, deren Aufstieg damit begann.

An die Zeit, als Merseburg an Preußen kam, erinnert die Saalebrücke, Waterloo-Brücke genannt; hier wurde König Friedrich Wilhelm III. auf der Rückfahrt von Leipzig von dem Offizier eingeholt, der ihm die Nachricht vom Sieg Blüchers und Wellingtons bei Waterloo brachte.

*

Nach einem solchen Gang durch die Geschichte bleibt nur übrig, die Worte des Chronisten Vulpius nachzuprüfen, die er im Anschluß an seine Schilderung des Rathauses schreibt:

„Hieran hatt Ehrenwerther Rath ihren Raths-Keller und Trink-Stuben / darinnen man allerley Weine und Biere verzapffet und manche Ergötzlichkeit des Gästen zum Spiel / Zeit- und Melancholey Beliebenden vergönnet.“

Mönch und Ritter

Mönch, Ritter und Kaufmann haben die erste Epoche der Geschichte von Leipzig bestimmt. Unterwerfung und Christianisierung der slawischen Wenden und somit die Wiedergewinnung des altgermanischen Gebietes östlich der Saale waren die großen Aufgaben. Kirchlich gehört das Gebiet östlich der Saale zu Merseburg, von dessen Bischof der Markgraf von Meißen Leipzig wie Zeitz zum Lehen nahm.

Ihren Namen, Urbs Libzi, hat die Stadt von einer Niederlassung der Slawen, die sich etwa im 7. Jahrhundert hier festsetzten, nachdem die Völkerwanderung den Ostraum vorübergehend von Germanen geleert hatte. Das Wort weist auf einen Lindenhain, der das besondere Kennzeichen der Gegend gewesen sein muss. Da die Linde, mehr noch als die Eiche, der heilige Baum der Germanen war, bewahrt der slawische Name ein Zeugnis deutscher Geschichte: es muss den wendischen Siedlern als etwas Besonderes aufgefallen sein, dass hier so viele Linden standen, Reste vermutlich einer alten Kultstätte aus der germanischen Besiedelung vor der Völkerwanderung.

Zur Rückgewinnung germanischen Bodens haben die Mannen des Bischofs von Merseburg schon vor dem Jahr 1000 nahe dem Lindenhain eine Burg errichtet, vom Wasser geschützt lag sie auf den Uferhöhen, die den Übergang beherrschten.

Entsprechend der kraftvollen deutschen Ostmarkenpolitik gewann die Siedlung, die sich an Pleiße und Parthe entwickelt hatte, schnell an Bedeutung und erhielt um 1160 unter Friedrich Barbarossa Stadtrecht.

Die Wettiner, die von ihrem Hochsitz an der Saale und später von der Albrechtsburg zu Meißen aus Hauptträger der deutschen Ostpolitik waren und schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Polen von der Elbe zurückgetrieben hatten, wurden als Landesherren die Bezwingen, aber auch die entscheidenden Förderer der neuen deutschen Stadt östlich der Saale. Im 13. Jahrhundert brachte der Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen einen Rückschlag: der welfische König Otto, dem Erfurts Bürgerschaft widerstanden hatte, eroberte und plünderte Leipzig im Jahre 1210. Nachdem der Markgraf von Meißen Stadt und Burg zurückgewonnen hatte, gründete er das Thomaskloster mit der Thomaskirche (1212) und kurz danach die Meißenburg. Die Bürger waren gegen beide Gründungen, deren betont ritterliches Gepräge ihre Selbständigkeit bedrohte.

Dafür eröffnet ein Thüringer Ritter die künstlerische Tradition des Thomasklosters: Heinrich von Morungen, aus der Nähe von Sangerhausen stammend, der Vorläufer Walthers von der Vogelweide und der größte Dichter, den Thüringen von der Novalis hervorgebracht hat. Dichter und Singer zugleich, hat der edle Morunger dem Kreis der Wartburg nahegestanden. Des Thüringer Landgrafen Hermann Schwiegersohn, Markgraf Dietrich von Meißen, der die Tradition der Wartburg aufnahm und so den Minnesang nach dem Osten Deutschlands brachte, zog Heinrich von Morungen in seine Nähe, zunächst wohl nach Meißen. Er scheint den alternden Ritter besonders für seine Leipziger Klostergründung erwärmt zu haben. Jedenfalls hat der Morunger den Ehrensold, den der Markgraf ihm gewährte, nicht selbst beansprucht, sondern dem Thomanerkloster überwiesen. Er hat seinen Lebensabend in der Stille des Klosters verbracht und hier wohl seine Grablege erhalten.

Es ist der echte Minnesinger, ein Dichter des Frauendienstes, der das Verhältnis des Ritters zu seinem Herrn auf die Herrin überträgt. Er ist „ihr eigen Mann und Untertan“, seine Lieder sind seine Gabe, für die er das Geschenk ihrer Huld erwartet. Er tut bereits das, was Napoleon die Liebe verachten ließ: er schiebt das Universum beiseite, um nichts zu sehen als den geliebten Gegenstand:

„Weh, wie kam ich dazu, dass ich so herzenstief ihr hingegeben bin, dass ich ein Königreich statt ihrer Minne nicht nehmen wollte.“

„Wenn ich allein bin, schwebt sie vor mir, es ist mir dann, als käme sie durch die Wand herein. Ihre Trostesworte verscheuchen meine Trauer. Wenn sie will, führt sie mich mit

ihrer weißen Hand hoch über die Sinne von dannen. Wenn sie will, kommt sie dort zum Fenster herein und sieht mich an gleich wie der Sonnenschein.“

Wer bei solchen Worten an die Gestalt der Uta von Naumburg denkt, der hat wohl recht: die Minnesinger bereiteten um die Wende zum 13. Jahrhundert die Stimmung vor, aus der die Gestalten des Naumburger und danach die des Meißener Domes entstanden, eine Verherrlichung ritterlichen Menschentums, wie es sich im Kampfgebiet östlich der Saale strahlend entfaltet hatte.

In Leipzig selbst in ein Bildwerk erhalten, darin das deutsche Rittertum dieser Epoche zum Ausbruch kommt: in der Paulinerkirche die Grabfigur des Markgrafen Diezmann von Meißen, ein Bildwerk aus Holz, das den Einfluss des Naumburger Meisters auch auf diesem Gebiet veranschaulicht. Der Markgraf, der noch im Standbild den Wappenschild mit dem Thüringer Löwen so fest an sich drückt, hat schwer um diese Lande gekämpft. Die Leipziger Bürger haben ihn gegen König Albrecht I. wehrhaft geholfen, sein und seines Bruders Friedrich des Freidigen Erbe zu schützen, das der Vater, Albrecht der Unartige, widerrechtlich an Albrechts Vorgänger König Adolf von Nassau verkauft hatte. 1307 starb Diezmann in Leipzig. Damit nimmt die ritterliche Epoche der Stadt ihr Ende. Es bleibt ein Bilderwerk, das die Naumburger Reihe fortsetzt, vielleicht auch verwandtschaftlich, falls dem Meister von Naumburg als Vorbild der Uta Diezmanns Mutter Margarete von Hohenstaufen vorgeschwebt hat.

Nachspiel 1785

Siebzehn Jahre nach Goethes Rückkehr aus Leipzig, am 17. April 1785, fuhr durch „Morast, Schnee und Gewässer“ ein Wagen in Leipzig ein. „Zerstört und zerschlagen von einer Reise, die ohne Beispiel ist, denn der Weg zu Euch, meine Lieben, ist schlecht und erbärmlich wie man von dem erzählt, der zum Himmel führt,“ entstieg dem Gefährt der junge Friedrich Schiller. In Gohlis, wo viele Leipziger den Sommer über wohnten, bezog er im Mai zwei niedrige Stuben in dem kleinen, noch heute als Stätte der Erinnerung erhaltenen Haus. Die Türen waren so niedrig, dass er sich bücken musste, um einzutreten. Oft war der Fußboden des Arbeitszimmers von den vielerlei Papieren ganz bedeckt, die er umherwarf; es waren die Entwürfe zu dem Drama „Don Carlos“, darin das kühne Traumbild eines neuen Staates aufsteigt, ein deutscher Beitrag zur Epoche der Französischen Revolution. Im Zusammensein mit Gleichgesinnten, wie dem Leipziger Verleger Göschen, der den Dichter schwärmerisch verehrte, mit der urwüchsigen Gestalt von Schillers Malerfreund Johann Christian Reinhart, mit den Schwestern Stock, deren eine in dieser Zeit Körners Frau wurde, freute er sich der von Begeisterung getragenen Gemeinschaft, zumal als Körner aus Dresden kam.

Wenn auch das Gedicht „An die Freude“, dessen Entstehung hartnäckige Legendenbildung nach Leipzig verlegt, erst in Dresden verfasst wurde, so war doch hier, in den ersten festlichen Wochen des Zusammenseins und bei der als Angelegenheit des Freundeskreises, nicht aber der Familie begangenen Hochzeit Körners, die Stimmung geschaffen, die das Wort vom treuen Weibe als unmittelbare Huldigung erklingen ließ und das kühne Erheben des Bechers der Freude aus dem Überschwang der Gefühle begreiflich macht:

*Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort droben.*

Als Beethoven die Kunstform der Symphonie im letzten Satz seiner „Neunten“ sprengte und in der Verbindung von Wort und Ton dahin zurückkehrte, von wo Bach ausgegangen war, begeisterte ihn dazu Schillers hymnisches Gedicht. In der Neunten Symphonie erscheint die festliche Größe reinen Menschentums, wie Schiller es empfunden und gelebt hat.

Damit ist die Höhe erreicht, welche die Menschheit im Schaffen von Goethe, Schiller und Beethoven zu gewinnen vermochte.

Opfer

In ganz anderem Sinn als im Jahre 1804, als Schiller und die Königin Luise von großer Zukunft sprachen, schaute man zwei Jahre später von Berlin aus nach Thüringen. Zwischen Saalfeld, Jena und Weimar sollte die Entscheidung im Krieg zwischen Preußen und Napoleon fallen. Die Königin war dem Heere nach Thüringen nachgereist. Sie hörte von fern das Donnern der Kanonen, in der sicheren Hoffnung, dass es ihrem Lande den Sieg bedeute. Bis sie plötzlich die furchtbare Nachricht von der Niederwerfung Preußens erhielt; von dem getreuen Hufeland begleitet, fuhr sie nach dem fernsten Ende von Preußen. Berlin wurde kopflos von Truppen und Polizei verlassen, eine schnell gebildete Bürgerwehr hielt Ordnung, die Franzosen zogen ein, ihr Gouverneur übernahm das Regiment. Der Kriegsheld Preußens, Prinz Louis Ferdinand, war gefallen. In ihm, der immer die Entscheidung auf dem Schlachtfeld gewünscht und Kühnheit gefordert und vor gelebt hatte, schien der Genius Preußens getroffen. Der König hatte dem glanzvollen Prinzen, seinem Vetter, keinen tätigen Anteil an der Arbeit des Staates oder an der Führung des Heeres gegeben – als einfacher Oberst hatte „Preußens *Alcibiades“ sich im Gamaschendienst der Garnison verzehrt, heißblütig, ungebunden, verschuldet, da der eigene Vater ihm das reiche Erbe Prinz Heinrichs vor enthielt. Der allein hatte die geniale Kraft seines Lieblingsneffen erkannt. Mit dem Tage des Ausmarsches zum Krieg schien seine Stunde gekommen. Als Chef der Avantgarde stellte er den Feind; ein zweiter Prinz von Homburg, verwickelte er seine Truppen, weil er an den Erfolg abwartender Taktik nicht glauben konnte, ohne Befehl der Überführung in den Kampf, erwartend, dass das Hauptheer ihn nicht im Stich lassen und bei Saalfeld den Sieg erringen würde. Statt dessen fiel er, vierunddreißigjährig, aus dreizehn Wunden blutend.

„Est-il possible?“ „Ist es möglich?“ Mit diesen Worten erlosch ein Stern, am Vorabend der Schlacht von Jena. Am 14. Oktober war Preußens Heer besiegt. Zwei Tage danach war die Festung Erfurt in Napoleons Hand. Der Heereszug ging weiter nach Halle, wo die preußische Reservearmee von Bernadotte geschlagen wurde. Napoleon selbst machte auf seinem Ritt saaleabwärts einen Abstecher zum Schlachtfeld von Roßbach. Die zum Andenken an den Sieg Friedrichs des Großen über die Franzosen dort errichtete Denksäule ließ er niederreißen. Am 24. war er in Potsdam, am nächsten Tag stand er am Grabe Friedrichs des Großen, „eines der größten Feldherrn, den die Geschichte kennt“, wie er im Bulletin berichten ließ. Zwei Tage danach war der Einzug in Berlin.

„Er ritt zwanzig Schritte vor den Soldaten. Die schweigsame Menge war kaum zwei Schritte von seinem Pferd entfernt. Man hätte leicht aus jedem Fenster auf ihn schießen können“. So erzählt Henri *...., der sich zu Ehren des großen deutschen Klassizisten Winckelmann als Schriftsteller nach dessen Geburtsort nahe der Elbe Stendal nannte. Er schreibt es vierunddreißig Jahre später, in Erinnerung daran, dass er damals „mit geladenen Pistolen“ im Zuge des Kaisers war, der der vierzehnjährigen Komtesse Eugénie von Montijo, die später selbst eines anderen Kaisers Napoleon Gemahlin werden sollte. Dem Schauspiel des Einzuges folgte die Besetzung Preußens durch den Feind, französische Soldaten marschierten auf den Straßen Berlins, aber während das Pflaster von ihrem Marschtritt dröhnte, hielt der aus Jena gekommene Professor Fichte im Winter 1807 auf 1808 vor einer begeisterten Gemeinde seine tat erweckenden „Reden an die deutsche Nation“; deutscher Idealismus, Weimars Nähe gereift, verband sich mit preußischem Staatsgefühl zur Einheit. Im heißen Feuer der Not entstand die Legierung, aus der die Wiedergeburt Preußens, aus der das neue Deutschland erwuchs.

Den ersten Schritt zur Verwirklichung tat der Freiherr von Stein während seiner kurzen Ministerzeit, der auf Napoleons Geheiß im November 1808 bereits die Verbannung folgte.

Unmittelbar nach der Schlacht von Jena war eine Frau es gewesen, die Napoleon gegenüber trat und durch ihre Haltung ihr Land rettete: die Herzogin Luise von Weimar im dortigen Schloss. Die Wirkung dieser Szene, in der Karl Augusts stille Gattin ihm und dem Staat Weimar zur Retterin wurde, hat wohl halb danach die Ratgeber bestimmt, welche die Begegnung Napoleons mit der Königin Luise in Tilsit herbeigeführt haben. Es muss in der trockenen und steifen, dazu hochmütigen Art Friedrich Wilhelms III. Etwas gewesen sein, was Napoleon geradezu zur Wut reizte. Jedenfalls sah Alexander von Russland, dass Preußen verloren sein würde, wenn das Schicksal des Landes von der Abneigung Napoleons gegen seinen König bestimmt würde. Da mag er, der Bruder der weimarischen Erbprinzessin, an Karl Augusts Frau, die Herzogin Luise, gedacht haben, deren unerwarteter Erfolg die Rettung Weimars der Tatsache zu verdanken war, dass Napoleon der Frau gegenüber Großmut zeigte. So gab er den Rat, dem Eroberer die Luise Preußens gegenüber zu stellen. Alexander war selbst ein glühender Verehrer der preußischen Königin, die auf seine Freundschaft baute, er hat – das scheint gewiss – mit dem Eindruck gerechnet, den die schöne Frau in ihrer Hoheit, aber auch in ihrer Weiblichkeit auf Napoleon machen müsse. So hat er und wohl auch der Staatskanzler Hardenberg von der Königin eine Rolle verlangt, die ihrem innersten Wesen widersprach. „Ein Attentat auf Männerehre und Frauenreinheit“ hat Mommsen in festlicher Rede zum achtzigsten Geburtstag Kaiser Wilhelms I., ihres Sohnes, wenig Wochen nach dem hundertjährigen Geburtstage der Mutter, die Begegnung genannt, in der man von der Königin verlangte, dass sie „den Besieger ihres Volkes, den Lästler ihrer Ehre durch den Zauber ihrer Persönlichkeit bezwingen und ihm einige Milderung gegen das wehrlos ihm preisgegebene Preußen abgewinnen solle“.

Sie hat von dem Sieger damals und später mancherlei zum Vorteil ihres Landes erreicht, das Entscheidende aber bleibt die Wirkung, die ihre Begegnung mit Napoleon im Volk tat. Sie wurde von der Legendenbildung verklärt, so dass die königliche Märtyrerin auch nach ihrem Tod als eine Heilige dem Befreiungskampf verbunden blieb.

Dem Opfer Luise Ferdinands, dem Opfer der Königin Luise folgte ein drittes: das Selbstopfer des Dichters Heinrich von Kleist. Der preußische Junker und Offizier verband in Werken wie dem Prinzen von Homburg und der *Penthesilea das Barock Schlüters mit der Romantik seiner eigenen Epoche. Er übertrug sein persönliches Erleben auf sein Verhältnis zum Staat: es war der Romantik Gefühl für All-Deutschland, im Käthchen von Heilbronn bewährt, es war germanische Hasskraft gegen den Unterdrücker, die sich aufbäumte in der Hermannsschlacht, es war heißester Drang des Schöpferstums, der die *Penthesilea erstehen ließ, es war preußisches Soldatentum, das den Gegensatz zwischen Impuls und Pflicht, zwischen Genius und Staatsidee auf kühne Weise löst. Und es will scheinen, als sei in dem Konflikt zwischen dem Großen Kurfürsten und dem Prinzen von Homburg, so sehr er auch an den Zwiespalt Friedrich Wilhelms I. und seines Sohnes erinnert, zugleich der Gegensatz zwischen Friedrich Wilhelm III. und Louis Ferdinand Dichtung geworden. Kleist stand auf der Seite der genialen Ursprünglichkeit, aber er verlangte deren Unterwerfung unter den Staatswillen, sofern der Staat den Genius erträgt. Fichtes Lehre und das Erbe Kants wurden hier lebendig.

Der Dichter, in dessen Wesen und Werk das Deutschtum Glut ward, musste sich berufen fühlen, an entscheidender Stelle mitzuwirken, aber er wurde im Staat Friedrich Wilhelms III. Nicht gebraucht, und daran zerbrach sein Herz. Der Schuss, mit dem er am Ufer des kleinen Wannsee seinem Leben ein Ende machte, vollzog nur, was für ihn längst geschehen schien: ein Leben wurde ausgelöscht, das niemand verlangte. Als eine kranke Frau, sein Verbrechen missbrauchend, ihn bat, sie von der Aussicht auf ein schweres

Leiden zu erlösen, erfüllte er dem ersten Menschen, der von dem Verzweifelten etwas verlangte, die sinnlose Bitte. Er starb dem Prinzen Louis Ferdinand nach.

Prinz Louis Ferdinand, Königin Luise und Kleist: es sind die drei Opfer, die Preußen bringen musste, ehe der Kampf um die Freiheit begann.

PERSONENREGISTER

<p>Abbe, Ernst 260 ff., B. 261, 469 Achard, Franz Karl 302 Adickes, F. 60/61 Alba, Herzog 342 Albrecht der Bär 400, 414/14, 426 Albrecht „der Unartige“, Markgraf 284, 362 Albrecht, Sophie 195 Albrecht von Brandenburg, Kardinal 7, 92, 337 ff., B. 337, 402 Alexander, Zar von Russland 11, 199 ff., B. 204, 449 Althoff Friedrich 472 André, Johann 69 Anna Amalia, Herzogin von Sachsen- Weimar-Eisenach 171, 218 ff., B. 218, 236 Arndt, Ernst Moritz 55, 239, 250, 451 ff., 456, 463 Arnim, Achim von 327, 354, 444 Arnim, Bettina von, geb. Brentano 12, 52 ff., B. 54, 237 ff., 354, 444, 464 August der Starke, König von Sachsen u. Polen 50, 301, 374, 415, 432, 438 August, Herzog von Sachsen-Gotha- Altenburg 166, 168, 199</p> <p>Bach, Johann Sebastian 12, 20, 103, 141, 149, 182, 193, 217, 276, 278/79, 293 ff., 322, 351 ff., 359, 373, 375 ff., B. 375, 441 Bach, Philipp Emanuel 9, 217, 441 Baeyer, Adolf 466 Barbarossa, Kaiser Friedrich I. 32, 79 ff., B. 81, 103, 108, 131, 181, 207, 286, 360, 474 Baur, Erwin 469 Bechstein, Ludwig 148 Beethoven, Ludwig van 193/94, 385 Bernhard, Herzog von Weimar 41, 216/17, 368 ff., B. 369 Bethmann-Metzler, Sophie 49 ff., 52 Bismarck, Otto von 12, 32 ff., 57 ff., B. 57, 87, 113, 169, 207, 393, 424, 433, 435, 465 ff., 473 Blücher, Gebh. Leberecht Fürst 323, 386 ff., B. 387, 397, 452 ff., B. 455 Bode, Wilhelm 472 Boisserée, Sulpiz 54 Bonifatius (Winfried) 9, 104 ff., 108, 116, 122, 123, 178 ff. Borsig, August 208, 462, 465 Brehm, Alfred 149, B. 149 Brentano, Clemens 53, 87, 250, 353 ff., 444, 456/57</p>	<p>Brück, Georg 407 Bruno, Giordano 408 Bugenhagen, Johann 406/07 Byron, Lord George N. G. 244</p> <p>Carl Alexander, Großherzog v. S.-Weimar 125, 145, 168, 258, 260 Carl August 63/64, 112, 141, 148, 166, 200, 219, 222 ff., 244 ff., B. 245, 422, 442/43 Carlyle, Thomas 244 Carus, Carl Gustav 243 Cavour, Camillo 473 Chodowiecki, Daniel 310, 442/43 Clausewitz, Karl von 454 Cornelius, Peter von 464, 465 Cranach, Lucas 12, B. 128, 153 ff., 187, 215 ff., 242, 294, 339/40, 400, B. 403, 404, 406 Crato, Abt von Hersfeld 117 Crusius, Christian A. 309</p> <p>Dalberg, Ad...?, Fürstabt 110, 112 Dalberg, Carl von, Großherzog von Frankfurt 74/75, 112, B. 194, 194 ff., 220 Danckelmann, Eberhard von 345/46, 432 ff., B. 434, 438 Devrient, Ludwig 456/57 Diederichs, Eugen 262-64 Dientzenhofer, Johann 110, 112 Dietrich II., Bischof von Naumburg 283 ff., B. 290 Dietrich, Markgraf von Meißen 361/62, B. 362 Döbereiner, Wolfgang 247, 257, B. 257, 307 Dostojewski, Fedor M. 76 Dürer, Albrecht 17, 182, 340, 400, 405</p> <p>Eckhart von Hochheim (Meister Eckhart) 12, 92, 179, 182 ff., 292, 297, 403 Eduard VII., König von England 169 Eichendorff, Joseph von 22, 327, 353 Ekhoff, Konrad 169 Elisabeth von Thüringen (die „heilige Elisabeth“) 109, 122, 135, 137 ff., B. 137, 182, 287 Eisheimer, Adam 44 Erasmus von Rotterdam 37, 92 Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha- Altenburg 155 ff., B. 157, 166/67, 170, 216/17, 348, 438 Ernst II., Herzog v. S. Coburg-Gotha 168/69 E11schenbach, Wolfram von 12, 86, 132 ff., 209/10, 278</p>
--	--

PERSONENREGISTER

<p>Fallersleben, Hoffmann von 272 Fettmilch und Genossen 39 Fichte, Johann Gottlieb 9, 12, 247, 250 ff., 253, 274, 297, 433, 444, 448 ff., B. 451, 458 Flemming, Paul 371 Fontane, Theodor 416, 440, 467 Francke, August Hermann 167, 194, 224, 346 ff., B. 347, 438 Franz, Robert 355 Frauenlob, Minnefinger 12 Freytag, Gustav 168/69, 327 Friedrich, Caspar David 144, 244 Friedrich II. von Hohenstaufen, Kaiser 131, 135, 138, 173 Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 417 ff., 424, 428 ff., B. 429, B. 437, 438 ff. Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg (König Friedrich I. von Preußen) 346 ff., 432 ff., 436 Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 161, 167, 418 ff., 438, 440 Friedrich II., der Große 10, 48, 103, 161, 163/64, 198, 218 ff., 269, 277, 301, 310 ff., B. 310, 323, 347, 350, 359, 377/78, 396, 417 ff., 433, 438 ff., B. 439, 467 Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 49 ff., 420 ff., 442 Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 244, 323, 397, 421 ff., 444 ff., 461 Friedrich Wilhelm IV., 32/33, 59, 168, 206, 417 ff., 461/62, 463 ff. Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 400 ff., B. 400</p> <p>Gellert, Christian Fürchtegott 378, B. 378, 382 Gentz, Friedrich 325, 330, 444 Gerhardt, Pau 298, 408 Gneisenau, A. N. von 206, 386 ff., 397, 454, B. 455, 456 Gontard (Baumeister) 418 ff. Gontard, Gusette 51 ff., B. 51 Goethe, Frau Aja 44, 52, 53, 232, 234/35, 236, 237 Goethe, Johann Wolfgang 12, 18, 22, 25, 28/29, 35, 39, 43 ff., 52, 55 ff., 61, 62 ff., B. 62, 69 ff., 75, 86, B. 101, 103, 114, 141/42, 150, 153, 165, 176, 196, 198, 201 ff., 214, 221, 223 ff., B. 238, 246 ff., 257 ff., 278, 297, 302, 302 ff., 309, 310, 324 ff., B. 330, 354, 359, 373, 376, 378, 380 ff., 407 ff., 422, 442 ff., 458, 463, 464 Gotter, Graf 160 ff., B. 161</p>	<p>Gottsched, Johann Christoph 312, 375, 377 ff., B. 377, 382 Graff, Anton 233, 378 Grillparzer, Franz 244 Grimm, Baron de 160, 165, 168 Grimm, Brüder 8, 12, 54, 77/78, B. 78, 98, 172, 243, 245, 353, 463 ff. Grimm, Ludwig 78, 99, 114 Grimmelshausen, Hans Chr. Von 44,73, 85/86, 394 Groeben, Friedr. Von der 430 Grünewald, Matthias 9, 278, 337 ff. Günther, Joh. Christian 249/50, 374 Gustav II. Adolf, König von Schweden 10, B. 11, 16, 18, 39 ff., B. 40, 179, 190/91, 269, 299, 302, 343, 359, 367 ff. Gutenberg, Johann 9, 12, 36, B. 37, 68, 136, 186, 392, 404 Haeckel, Ernst 259 ff. Händel, Georg Friedr. 21, 274, 293, 295, 301, 345, 351 ff., B. 352, 373 Haimrod, General von 86/87 Hauptmann, Gerhart 330, 408 Hegel, G. W. Fr. 12, 52, 247, 250 ff., 444 Heinrich I., Deutscher König 7, 10, 30, 81, 283, 315 ff., 323 Heinrich II., Kaiser 107, 315, 323 Heinrich IV., Kaiser 116, 120, 122, 179, 318/19, 323 Heinrich der Löwe 80, 134, 181, 207, 426, 473 Heinrich III., Markgraf von Meißen („der Erlauchte“) 283 ff., 363 Helmholtz, Hermann von 465, B. 468 Herder, Joh. Gottfr. 12, 196, 224, 232 ff., B. 233, 236, 464 Hermann, Landgraf von Thüringen 8, 122, 131 ff., B. 132, 286 Hesse, Cobanus 92, 186, 188/89 Hildebrand, Adolf 261 Hindenburg, Paul von 270/71 Hirt, Friedrich Wilhelm 41 ff., B. 42 Hirzel 392 Hoffmann, E. T?... 442, 456/57 Hoffmann, Friedrich 350 Hoffmann, Nickel 343 Hölderlin, Friedrich 51/52, 296/97 Hufeland, Christoph Wilh. 271 ff., B. 272, 444 ff. Humboldt, Alexander von 12, 213, 253, 275, 433, 444, 458 ff., B. 459, 463, 464, 470</p>
---	--

PERSONENREGISTER

<p>Humboldt, Caroline von 195, 196/97, B. 196 Humboldt, Wilhelm von 12, 55, 190, 195, 197, 245, 251, 253, 433, 444, B. 445, 451, 456, 458 ff. Hutten, Ulrich von 12, 37, 44, B. 89, 91 ff., B. 95, 109, 116, 186</p> <p>Iffland, August Wilh. 169, 444/45, 456</p> <p>Jahn, Turnvater 9, 55, 143, 463 Jean Paul (Friedrich Richter) 166, 354, 373 Johann Cicero, Kurfürst 427/28 Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen 215, 342, 365 Johann Friedrich „der Mittlere“, Herzog von Sachsen 152 ff., 216 Johann von Nassau, Graf 72, 77 Jonas, Justus 140, 188, 341, 406</p> <p>Kant, Immanuel 56, 350, 373, 391, 458 Karl der Große 10, 29/30, 32, 81, 97, 109, 178, 332, 425 Karl IV., Kaiser 31, 34, 36, 80, 84, 109, 399, 426/27 Karl V., 10, 15, 38, 342/43, 365, 400 Kar. XII., König von Schweden 371 Keller, Gottfried 466 Kleist, Heinrich von 114, 217, 450, 454, 457 Kleyer, Heinrich 61 Klinger, Friedr. Maximilian 44, 46 Klinger, Max 394 Klopstock, Fr. G. 9, 274, 359, 379 Knebel, K. L. Von 64, 221 ff., 248/49 Knobelsdorf, G. W. 418 ff. Koch, Norbert ?...8 Koch, Rudolf ?...6 ff., 67/68 Konrad von Marburg 109, 136 ff., 188 Konradin von Hohenstaufen 288, 295 Kraus, Gg. Melchior 149, 227, 228, 236 Krüger, Fr. 272 Kugler, Franz 269, 417 Kunkel, Johann 408, 431</p> <p>Leibniz, Gottfried Wilh. 12, 36, 360, 373/74, B. 373, 391, 433 ff., 444 Lenbach, Franz von 468 Lessing 359, 379, 383 List, Friedrich 58, 389, 460 Liszt, Franz 145, 244, 272, 465 Lochner, Stephan 239 Lotichius, Abt 91, 100, 117</p>	<p>Lotichius, Petrus, Arzt und Dichter 91 Lotter, Hieronimus 359, 366 Luis Ferdinand, Prinz von Preußen 49, 254/55, 444, 446/47, B. 447 Louise Dorothee, Herzogin von Gotha und Altenburg 160 ff., B. 162, 219, 311 Ludwig, Otto 148, 390/91 Ludwig XIV. 115, 191/92, 322 Ludwig der Baier, Kaiser 28, 108 Ludwig der Deutsche, König 29/30, B. 30, 103, 105, 452 Ludwig „der Heilige“, Landgraf von Thüringen 122, 133 ff., B. 133 Luise, Königin von Preußen 236, 302, 421, 442, 445 ff., B. 446, 449 Luise von Weimar, Herzogin 223, 227, 236, 449 Luther, Hans 127, B. 128 Luther, Martin 9, 37, 92 ff., 103, 109, 117, 127, 130, 138 ff., B. 139, 182, 186 ff., B. 187, 216, 242, 269, 340/41, 365/66, 373, 399 ff., B. 403, 415, 441</p> <p>Margarete von Hohenstaufen 284, 288, 362 Matthias, Michael, Postmeister 430 Maximilian I. 92, 95, 365, 400/01 Maximilian II. 38 Mechthild von Magdeburg 287 ff. Melanchthon, Philipp 100, 105, 294, 340, 366, 373, 405 ff., B. 405 Menzel, Adolf 269, 272, 417, 467 Mereau, Sophie 250 Merian, Sibylle 52 Methfessel, Alb. Gottlieb 1^48 Metternich 57, 201, 392, 456 Meyer, Conrad Ferdinand 292 Moltke, Helmuth von 12, 113, 453, 462, 466/67, B. 467 Mommsen, Theodor 449, 464, 466 Moritz von Sachsen, Kurfürst 38, 342/43 Morungen, Heinrich von 286/87, 289, 296, 361 Möser, Justus 64 Motz, F. Chr. A. von 206 Mozart, Wolfg. Amadeus 231, 326 Müllner, Amadeus G. A. 298/99 Musäus, J. C. 148, 171 ff., B. 171, 221</p> <p>Napoleon 10, 11, 74/75, 86, 96, 114, 166, 197 ff., B. 199, B. 204, 205, 236/37, 254 ff., B. 256, 270, 277, 359, 361, 385 ff., 396,</p>
---	---

PERSONENREGISTER

<p>447 ff., 454 Nietzsche, Fr. 9, 51, 151, 182, 252, 275 ff., B. 276, 297 Novalis (Friedrich von Hardenberg) 12, 151, 182, 250, 252, 291 ff., B. 291, 296 ff., 353, 361</p> <p>Ottfried von Meißenburg 105 ff., 274 Otto I., der Große, Kaiser 30, 283, 315, 318, 323, 332, 426</p> <p>Paganini, Riccolo 244 Pesne 161 Peter der Große, Zar von Russland 301 Philipp, König von Schwaben 79, 210 Poelzig, Hans 25, 60 Praetorius, Michael 123 Preller, Friedrich 125, 149 Pückler-Muskau, Fürst 422 Pufendorf, Samuel von 433 ff.,</p> <p>Raabe, Wilhelm 466 Rabener, Gottlieb Wilh. 379 Radowitz, Jos. M. von 168, 206/07 Ranke, Leopold von 9, 181, 182, 274/75, 464 Rauch, Christian 347, 444, 445, 455 Reichard, Christian 210 ff., 212 Reichadt 250, 326, 353 Reinhart, Joh. Chr. B. 13, 384 Reis, Philipp 85, 87 Repkow, Eike von 15, 320 Reuter, Christian 372 Reuter, Fritz 145, 259, 463 Rhabanus Maurus, Abt zu Fulda 105, 405 Richter siehe Jean Paul Riebeck, Karl Adolf 356 Riehl, Wilhelm 90, 123, 125 Riese, Adam 186 Rothschild, Bankhaus 49, 59 Rousseau, Jean Jacques 228, 233 Rückert, Friedr. 464 Rudolf von Habsburg, deutscher Kaiser 8, 108, 121, 178, 181 ff. Rudolf von Schwaben, Gegenkönig 8, 318/19, 321, 323</p> <p>Savigny, K. Fr. 12, 53, 87, 444, 464 Schadow, Gottfried 243, 442, 444, 451 Scharnhorst, Gerh. Joh. David von 302, 452 ff., B. 453</p>	<p>Scheibt, Samuel 295, 301, 352 Schein, Joh. Herm. 294, 301, 352, 372 Schelling, Fr. Wilh. Joh. 247, 250 ff., 297, 354, 464 Schiller 12, 110, 195, 204, 233 ff., B. 235, 246 ff., 296 ff., 354, 384, 442, 445/46 Schinkel, Karl Friedrich 231, 243, 353, 420 ff., 444, 457/58, 467, 474 Schlegel, August Wilhelm 12, 247, 250 ff., 296, 353, 444, 456 Schlegel, Caroline 247, 250 ff., B. 251, 297 Schlegel, Friedrich 247, 252 ff., 296 ff., 353, 444 Schleiermacher, Fr. E. D. 354, 444 Schlüter, Andreas 351, 354, 418, 429, 431, 433 ff., 437 Schmettau, Fer?...nde von 270 Schmidt, Christian Benjamin 212 ff. Schöne, Richard 472 Schopenhauer, A. 12, 55 ff., B. 56, 329 Schubert, Franz 244 Schumann, Norbert 21, 372, 389, 416 Schütz, Heinrich 292, 293-95, B. 294, 301, 352 Schwind, Moritz von 137, 145 Seebeck, Thomas 247, Moritz 258 Senckenberg, Christian 63, 102, 118 Seume, Joh. Gotth. 10, B. 13, 197, 292 Seyblitz, Friedr. Wilh. von 313/14 Sickingen, Franz von 92 Siemens, Werner 59, 465 Sophie Charlotte Kurfürstin von Brandenburg 434 – 36 Spee, Graf Friedrich von 103, 109 Stein, Freiherr vom 54/55, B. 448, 449 ff., 456 Stephan, Reichspostmeister 87/88, 472</p> <p>Talleyrand-Perigord 198, 200/01, B. 201 Tann, Ludwig Freiherr von der 123 Thackeray, William 244 Thaer, Albrecht 469 Theophilus 116 Thoma, Hans 26 Thomasius 345 – 349, 353, 373 – 74, 433 Thurn und Taxis 19 ff., 47, 200, 430 Tieck, Friedrich, Bildhauer 243 Tieck, Ludwig 250, 296, 353, 444, 456 Tischbein, F. 251, 387 Tizian 10, B. 342 Treitschke, Heinrich von 12, 75, 433</p>
--	---

PERSONENREGISTER

Trommsdorff 212
Trotha, Bischof Thilo von 315 ff., 321

Uhland, Ludwig 55

Viktoria von England 113, 166, 169
Virchow, Rudolph 465, 468
Vischer, Peter 400, 427/28
Vogelweide, Walter von der 91, 106, 132 ff.,
361, 403
Voltaire 162, B. 163, 441
Voß, Balthasar 109
Voß, Johann Heinrich 253

Wackenroder H. 250,296/97, 353 ff.
Wagner, Richard 12,56, 131, 143 ff., 275,
295, 328 ff., 377, 390, B. 390
Wallenstein, Albrecht von 16, 47, 367 ff.
Weber, Carl Maria von 244
Weber, Wilhelm 408/409
Weiße, Christian Felix 379
Wickram, Jörg 16
Widemarkter, Caspar der 126/27
Wieland, Christoph Martin 194, 202, 221, B.
221, 224 ff., 232, 252, 254
Wilhelm I., Kaiser 113, 417 ff., 425, 466 ff.
Wilhelm II., Kaiser 409, 435
Wilhelm, Kurfürst von Hessen-Kassel 74,
84, 85, 113
Wilhelm von Nassau (Wilhelm „der
Schweiger“) 72
Willemer, Johann Jakob 48/49, 54, 241
Willemer, Marianne 25, 49, 52, 54, 241/42
Winckelmann, Johann 349, 354,383
Wiprecht von Groitzsch, Burggraf 334/35,
B. 335
Wolff, Christian 348 ff.
Wolf, Friedrich August 325, 326, 354

Yorck von Wartenburg, H. D. L. 386 ff.,
397, 454/55, B. 455

Zeiss, Carl 260
Zelter, Carl Friedrich 376, 458

Porta Thuringiae

Die Rudelsburg

Dem Berliner, der vom Anhalter Bahnhof nach Süden fährt, grüßen über den weißen Kalkfelsen, zu deren Füßen die Saale sich schlängelt, die Rudelsburg und die Türme von Saaleck. Auf den Sand und die Kiefern der Mark, auf Schornsteine und Rübenfelder um Halle folgt nun endlich eine Landschaft voll Segen und Wärme, wo Weinberghäuser den Berghang hinaufklettern, wo auf den Höhen Burgen stehen, von Liedern umweht. Nun bekommen die Stiftergestalten des Naumburger Domes Leben, man sieht den Markgrafen von Meißen mit seinen Rittern hier reiten, als die Kette der Burgen von Halle bis Bamberg einen einzigen Wall darstellte: den östlichen Befestigungsgürtel des Reichs.

Im 11. und 12. Jahrhundert entstand die Rudelsburg, aber noch im Mittelalter wurde sie eines der ersten Opfer des neu erfundenen Pulvers. Als die Naumburger im großen Revolutionsjahr des 14. Jahrhunderts (1348) gegen die Ritter zu Felde zogen und zur Vorfeier von Ostern die Rudelsburg stürmten, wurde bereits ein Feuerstück verwendet und das neu erfundene Pulver erprobt. Was von der Burg bewohnbar blieb, haben die Kaiserlichen im Dreißigjährigen Krieg noch völlig ausgebrannt. Die Ruine aber wurde eine Heimat der Romantik. Auf der Rudelsburg trafen sich die Studenten der nahen Universitäten und schließlich die Korpsstudenten Deutschlands, hier errichteten sie auch Bismarck das Denkmal, das ihn als einen der Ihren darstellt, wie er in Göttingen studiert hat, wie er nach Jena kam, um eine Mensur auszufechten, dort aber abgewiesen wurde. Ein Student, der Kunsthistoriker Franz Kugler, zu dessen Geschichte Friedrichs des Großen Adolf Menzel im Jahre 1840 auf einen Tisch der Rudelsburg das Gedicht geschrieben, darin die Romantik des Wanderns und des Studententums für alle Zeiten lebendig aufklingt:

*An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn . . .*

Im Rhythmus der Melodie rollt der D-Zug über die Saalebrücke.

Brücke und Saline

Ein paar Häuser, welche den Zug an der Landstraße begleiten, ein Wehr, eine Mühle am Fluß, Fischerhütten, das Holzlager und die Anlegestelle der Flößer: so entstand Kösen an der Saale. Lange schon war hier eine Furt und eine Brücke, von Burg Saaleck bewacht. Im 14. Jahrhundert muß die Brücke bereits aus Stein gewesen sein, mit acht Bogen, teil in runder, teils in spitzer Wölbung – kraftvoll und kühn.

Hier zog Luther nach Worms, hier führte Gustav Adolf sein Fußvolk zur Schlacht von Lützen, während die Reiterei näher nach Naumburg zu den Fluß durchquerte; hier manövrierte Friedrich der Große, ehe er zu dem Schlag von Roßbach ausholte; hier ließ Napoleon die Heerstraße verlegen und weithin durch Pappeln kenntlich machen, seitdem wurde die Frankfurt-Leipziger Straße meist „die große Heerstraße“ genannt. Sie wurde Zeuge französischer Rückzüge: 1812 fuhr Napoleon verumumt im Schlitten über die Saale, über Jena nach Weimar, auf dem Weg nach Paris. 1813 freilich zeigte er beim Rückzug von Leipzig hier noch einmal seine strategische Überlegenheit: von der Unstrut kommend, besetzte er die Höhen bei Hassenhausen und überschüttete die Preußen und Östreicher mit einem Hagel von Geschossen, damit sie seinem Heer nicht in die Flanke stießen.

Die Verbündeten glaubten genug zu tun, wenn sie die Brücke hielten, aber sie unterließen an der für die Franzosen gefährlichsten Stelle einen energischen Flankenangriff. Zehntausend Mann lagen ganz nah in Ruhe; sie hätten den Feind der Vernichtung entgegenführen können. Sieht man die Karte an, so erkennt man eine Situation, durch die der Ort Hassenhausen der Name einer Vernichtungsschlacht hätte werden können, hätte

man Blücher und Gneisenau nicht weiter nördlich geschickt. Ein „Hätte“ springt in die Augen, das jeden, der diese weite Landschaft überblickt, zum Strategen macht: er möchte die Weltgeschichte rückwärts drehen und dem alten Schwarzenberg und seinem bürokratischen Kriegsrat zeigen, was hier versäumt wurde.

Es hat auch nicht an pensionierten Offizieren gefehlt, die auf den Schlachtfeldern um die Saale, also bei Kösen, Jena und Auerstädt, wie auch nahe bei Roßbach ihre strategische Leidenschaft entfaltet haben. Kösen wurde Badeort und bevorzugter Ruhesitz einstiger Militärs: vom Vater der Ferdinande von Schmettau bis zum Schwiegervater Hindenburgs.

Im Heimatmuseum sind die Erinnerungen an die Schlachten gesammelt, in den Mauern alter Häuser aber sieht man noch heute die Kanonenkugeln sitzen, Zeugen bewegter Zeit. In demselben Museum liegt auch der schwarze Schal, mit dem Ferdinande sich den Kopf verhüllte, als sie ihr schönes blondes Haar als Gabe auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hatte. Neuntes von elf Kindern einer bescheiden gestellten Offiziersfamilie, hatte die Vierzehnjährige nichts anderes zu geben. Und sie konnte stolz auf ihr Opfer sein: Ringe aus ihrem Haar geflochten brachten der Sammelstelle in Berlin eine stattliche Summe ein, mit der viel Segen gestiftet wurde. Sie zog später mit ihrem Vater nach Kösen und war Ehrendame eines Stiftes, dessen Abzeichen sie trug. 1876 ist sie in Kösen gestorben, wo noch bis ins vierte Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts ihre Enkelinnen die unmittelbare Erinnerung an eine Heldin aus der Zeit der Freiheitskriege lebendig hielten.

Hindenburg hat Ferdinande von Schmettau nicht persönlich gekannt. Nach dem Siebziger Krieg zog, überanstrengt von der Tätigkeit als Generalstabschef einer Armee, der General von Sperling dorthin, dessen Tochter sich der spätere Generalfeldmarschall zur Gefährtin seines Lebens geholt hat.

Zur Zeit, da Hindenburg nach Kösen kam, war aus der kleinen Siedlung am Fluß ein bekannter Badeort geworden. 1815 war das Gebiet an Preußen gekommen. Zunächst wurde die Landstraße verlegt, so daß die Fuhrleute bessere Übersicht gewannen und die strategische Falle beseitigt wurde. Dann aber entdeckte ein alter Thüringer, der Staatsrat Hufeland, einst Carl Augusts, Goethes, Schillers, Herders und Wielands, dann der Königin Luise und des Königs Arzt, die Bedeutung der Salzquellen von Kösen, die genau hundert Jahre vorher von Kursachsen aus erschlossen worden waren. Die Neuentdeckung durch Hufeland, der Kösen zu seiner Sommerfrische erwählte, brachte einen großen Aufschwung. Es war die Zeit, da man salzhaltiges Wasser in Salinen und Salzquellen als Heilmittel besonders schätzte. Und es war ein erster Versuch, die Natur selbst zur Heilung heranzuziehen und durch Bäder und kurgemäßes Leben auf die Gesundheit einzuwirken: diese Ideen, von dem berühmten Verfasser der Kunst, lange zu leben, mit seiner ganzen Autorität verbreitet, haben ihre Bedeutung behalten. Kösen wurde seit den 30er Jahren vielbesucht, hier gaben sich die Berühmtheiten der Epoche ein Rendezvous, vor allem Musiker und Bühnenkünstler, deren Name auch andere lockte. Vom Jahr 1838 an konnte man hier Konzerte der Henriette Sonntag hören, die als Gattin des Grafen Rossi damals der Bühne entzogen war, oder der Wilhelmine Schröder-Devrient, die der Stern der Dresdner Bühne war. Zwischen dem Publikum bewegte sich der Weimarer Regisseur Franz Genast, der noch viel von der Goethezeit zu erzählen wußte und seine Hörer so begeisterte, daß er dann zur Aufzeichnung seiner Erinnerungen in einem der schönsten, freilich aber auch ganz auf den Erfolg der Erzählung und nicht immer unbedingt auf deren historische Genauigkeit gerichteten Weimarer Memoiren-Bücher schritt.

Seine Blütezeit erlebte Kösen, als Heinrich Marschner, der Vertreter der romantischen Oper, von Hannover hierherkam, sowie Franz Liszt mit der Fürstin Wittgenstein und seinem Freund, dem Dichter Hoffmann von Fallersleben, der 1841 von Helgoland aus den Deutschen ihre Nationalhymne geschenkt hatte, jetzt aber als Sekretär der Schillerstiftung dem Schillerhaus zu Weimar neues Leben gab. Der Berliner Maler Bröker zog sich nach Kösen zurück, und so kam sein Freund Adolf Menzel im Sommer häufig an die Saale. Er hat hier berühmte Bilder gemalt, so den Gottesdienst in der Buchenallee und die badenden Kinder in der Saale. Auch Fontane ist hier gewesen und die großen Historiker

der Berliner Universität, Mommsen und Sybel, trafen sich in Kösen mit ihrem Hallenser Kollegen Heinrich Leo, der in Halle als Vertreter des strengen preußischen Staatskonservatismus Geschichte lehrte.

Als später die Ausbreitung der Großstädte eine besondere Hygiene für die Kinder verlangte, wurde Kösen das Kinderbad der Berliner, und noch heute hat es durch die Salzquellen seine Bedeutung behauptet. Schön durch die Kuranlage und sein aus echtem Heimatgefühl gestaltetes Kurhaus, das Paul Schultze-Naumburg hier errichtet hat, hütet es geweihte Erinnerung.

Auch die Erinnerung an die „Kinderstube Berlins“ lebt fort: in Kösen hat Käte Kruse die Werkstatt errichtet, aus der die berühmten, so lebensvoll dargestellten und so natürlich angezogenen Käte-Kruse-Puppen kommen.

Schulpforte

Die Reiter Kaiser Ottos des großen, die Ritter der Markgrafen von Meißen mußten ihre Arbeit geleistet haben, damit am rechten Ufer der Saale die Zisterzienser Mönche an der Pforte Thüringens ihr Kloster Sancta Maria de Porta begründen konnten. Bisher war die Kolonisation Thüringens im wesentlichen vom Westen her erfolgt, Fulda und Hersfeld hatten Frömmigkeit und Gelehrsamkeit von Hessen weiter östlich nach Thüringen getragen. Nun kamen von Walkenried die Mönche und brachten als Vollender der Kolonisation die geistige Kultur und die Kultur des Gartens. Jeder weiß davon, der den Namen eines der besten deutschen Äpfel nennt: der Borsdorfer Apfel heißt nach einem Meierhof, auf dem die Portenser Mönche ihre Obstzucht hatten.

Als erste Gärtner haben sie auch die wunderbare Klosteranlage der Pforte geschaffen, zwischen Weinbergen, Fischteichen, Gärten und gesegneten Feldern nach dem Fluß zu gelagert. Die Straße ging früher von Kösen östlich über Flemmingen, über einen Ort also, der in seinem Namen die Erinnerung an flämische Einwanderung erhält und an die Zeit der ersten Besiedlung des Obstlandes vom Rhein her gemahnt.

Inmitten eines Gartenparadieses lag die Kirche, deren Chor wie der von Naumburg um die Mitte des 13. Jahrhunderts in den straffen Formen der frühesten Gotik errichtet wurde, während Westfassade und Schiff schon Gotik des frühen 14. Jahrhunderts zeigen. Aus romanischer Zeit blieb die Abtkapelle erhalten, in der Kraft ihrer Formen einer deutschen Burgkapelle durchaus verwandt.

Zu den Kostbarkeiten von Schulpforte gehört die Ewige Lampe auf dem Friedhof, die aus dem Jahre 1268 stammt. Vor ihrer in kleiner Ausbildung einen Turm wiederholenden Form wird man an die Baldachine zu Häupten der Stifterfigur im Naumburger Dom erinnert.

Vor solchen Bauten gedenkt man wohl der klösterlichen Zeit Schulpfortes, als die Mönche hier wirkten. Den Kreuzgang aber vermag sich der mit der Geschichte Pfortas Vertraute nicht mönchisch zu denken: durch vier Jahrhunderte ist er durch die Schüler der Pforte belebt. Als Alumnus Portensis hat hier um das Jahr 1740 Klopstock Miltons Verlorenes Paradies gelesen, hat vielleicht auch über Halle vom Ruhm des soeben vollendeten Chorwerks Messias von Händel gehört, vielleicht auch von der Kunde von Meister Ottfrieds Evangelienbuch gehabt. Hier hat er den Plan gefaßt, das Gedicht vom Leben Christi zu schreiben. Klopstocks Messiade wagt den Schritt weg von dem Formenspiel des Barock zum Gefühl und zur Empfindung einer neuen Zeit, die alles auf Erlebnis stellt – Klopstock und Fichte, der Dichter der Empfindung und der Philosoph des Ichs, sind Schüler von Pforta.

In Pforta hat Leopold Ranke mit seinen vier Brüdern seine Ausbildung empfangen. Aus dem nahen Wiehe im Unstruttal stammend, ist er erst nach seinem Weggang von Pforta (1814) infolge der Vergrößerung des Staates Friedrich Wilhelms III. aus einem Kursachsen zu einem Preußen geworden. Sein größtes Werk aber, „Die Geschichte der Reformation“, ist mehr als der Niederschlag historischer Forschung, es ist ein Volksbuch der Deutschen, darin für alle Zeit unsere Vorstellung von den Geschehnissen der Lutherzeit wurzelt. Aus der Tradition und aus der Empfindung seiner Heimat heraus hat

ein Thüringer diese Ilias der Lutherzeit geschrieben.

*

Fünzig Jahre nach Ranke (1859 bis 1864) ist Nietzsche in Schulpforte gewesen. Hier schloß er entscheidende Freundschaften seines Lebens: mit Paul Deußen und mit Gersdorff, dem Enkel des Weimarer Ministerkollegen Goethes, dem Sohn eines der ersten Schopenhauerkenner der Zeit. Der Briefwechsel zwischen Nietzsche und Gersdorff, durch das ganze Leben geführt, ist wohl das schönste Dokument Portenser Schülerfreundschaft. Die Disziplin Pfortas bedeutet die beste Schulung für die gewaltige Arbeitsleistung, die Nietzsches Lebenswerk entstehen ließ. Der Studententag war genau eingeteilt. Man mußte „zu bestimmter Zeit Bestimmtes tun und denken“. Die häusliche Organisation der Schule aber war nicht auf Klassen gestellt, sondern auf das Zusammenleben verschiedener Altersstufen in Familiengemeinschaften. Der Ältere half dem Jüngeren, zog ihn zu sich empor und beschleunigte seine Entwicklung. Beim jungen Nietzsche kann man die Steigerung, die Pforta dem Begabten ermöglichte, deutlich erkennen. Mit souveräner Kraft holt er sich sein Material heran, liest Plato, Shakespeare und Byron und bringt plötzlich, von Jena her, einen Band Novalis mit, dessen Hymnen an die Nacht über seine Berufung zum Dichter entscheiden. Mit knabenhaftem Feuer begeistert er sich für die Räuber, „den Titanenkampf gegen Religion und Tugend, bei dem aber die himmlische Allgewalt einen tragischen Sieg erringt“. In der literarischen Vereinigung entstehen seine ersten selbständigen Arbeiten. „Schmerz ist Grundton der Natur“ nennt Friedrich Nietzsche seine früheste Komposition.

Einer der Freunde bringt im Jahre 1862 Kunde von Wagners Faust-Ouvertüre und vom Rheingold. Nietzsche spricht im folgenden Jahr über das Dämonische in der Musik. In seine Schulzeit fällt eine bedeutsame Erinnerungsfeier: alle zehn Jahre, vom Jahre 1543, dem Gründungsjahr der Landesschule an gerechnet, findet das große Portenser Schulfest statt. So sieht Nietzsche im Jahre 1863 Ranke, Ehrenberg, den Weggenossen Alexander von Humboldts auf dessen Reisen, den Historiker Lepsius, Schulze-Delitzsch, den Volkswirt.

Er war selbst ein echter Kulturträger der Portenser Tradition, ihm folgte der wenig jüngere Ulrich von Wilanowitz-Möllendorf, der später als Berliner Lehrer der klassischen Philologie alljährlich nach Pforta kam und dort den Schülern das Wissen von den Griechen lebendig hielt. Nach Wilanowitz folgte Erich Schmidt, bekannt als erster Vertreter der Goethe-Forschung, noch während dessen Zeit kam Karl Lamprecht, später berühmt als Historiker der Leipziger Universität. Er war besonders eng mit Pforta verbunden; den stillen Friedhof des Klosters hat er zu seinem Grabplatz erwählt.

So kann man von einem Portenser ???? sprechen, der aus der alten, nach der Reformation gegründeten Klosterschule sich entwickelte; es ist der Geist der Gemeinschaft, und zugleich der Geist der Geschichte.

Der Musikfreund denkt hier des Weges, der von der Pforte Thüringens weiter nach Osten leitete: ein halb Jahrhundert nach der Verwandlung des Klosters in eine gelehrte Schule sammelte hier der Kantor Portensis Seth Calvisius die Motetten, die er mit seinen Schülern sang; sein Werk, das „Florilegium Portense“, begründete die Tradition für Lehre und Schaffen des Thomaner Kantors Johann Sebastian Bach.

Die Geschichte Pfortas weiß auch von schwerer Heimsuchung durch kriegerische Horden. Ihres klösterlichen Aussehens wegen wurde die protestantische Schule im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden geplündert. Im Jahre 1641 hat der General Rose, genannt der tolle Rose, mit vierhundert Reitern hier „alles erbrochen, auch Kirche und Sakristei nicht verschont und nicht eine Klaue Viel zurückgelassen“. Neunmal wurden Lehrer und Schüler verjagt, das herrliche Grabmal des Markgrafen Georg von Meißen, eines der edelsten plastischen Bildwerke gotischer Kunst in Thüringen, wurde schwer beschädigt. Viele Kunstwerke wurden zerschlagen und vernichtet, alle Kostbarkeiten geraubt. Gegen Ende

des Dreißigjährigen Krieges lag Pforta „wüßte und verlassen“.

Die Kontributionen Friedrichs des Großen lasteten schwer auf dem Naumburger Stift und auf Schulpforte, das kursächsisch war, und nach der Schlacht bei Roßbach wurde es von französischen Marodeuren geplündert. Es kam die Schlacht von Auerstädt, 1813 zog Napoleon hier seinen Weg, Franzosen nahmen in Pforta Quartier. Nach dem Gefecht bei Hassenhausen, nahe Kösen, war Schulpforte Lazarett. Unmittelbar nach der Schlacht von Leipzig hat hier der General Thielmann der Jugend von Pforta den Sieg verkündet und die Herzen begeistert.

So weist hier alles auf die Verbindung mit der Vergangenheit hin – selbst das Fischerhaus an der Saale, eine berühmte Gaststätte, die 1306 begründet wurde. Im Schatten der Linde harrt man hier auf die Überfahrt durch die Fähre und übersetzt sich die lateinisch verfaßte Inschrift:

*Hier im Schatten der Linde im kleinen Haus wohnt der Fischer.
Überzusetzen bereit, labt er mit Fischen Euch gern.*

Geht man bergaufwärts, so kommt man zur Klopstockquelle und gedenkt des Verses, den Goethe in Erinnerung an Klopstock auf Schulpforte schrieb, bis hin zu dem Wort, das auch den Sinn der neuesten Entwicklung von Pforta als Führerschule im nationalsozialistischen Staat erfaßt:

Jüngling öffne dir die Pforte, die hinaus ins Leben führt.

Wer aber abends von Naumburg zurückkommt und den gotischen Turm Pfortas geheimnisvoll aufsteigen sieht, der erinnert sich, daß einst der vierzehnjährige Nietzsche hier ging, und daß er im Saaletal zum Dichter wurde:

*Es herrscht eine heilige Stille
Und Pforta liegt nebelumwallt.*

<p>Bärenreiter-Verlag, Kassel, Seite 81, 285 Bayrische Staatsgemäldesammlungen, München, Seite 337 Bissinger, Ed., Erfurt, Seite 177, 180, 185, 213</p> <p>Büchner, H., Rudelsburg, Seite 268</p> <p>B. J. R. Hydr. Dest. Ammoniak-Werk, Leuna, Seite 303</p> <p>Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Seite 26</p> <p>Eckert, Hermann, Eisenach, Seite 124</p> <p>(Ph.) Freund & W., Schlüchtern, Seite 89</p> <p>Giegold-Schilling, Annemarie, Halle-Saale, Seite 334, 347 Goethe-Nationalmuseum, Weimar, Seite 142, 218 Goethemuseum Frankfurt, Seite 44, 51 Göpel, Wilfried, Berlin, Seite 21, 22, 439, 453 Graph. Sammlungen, Leipzig, Seite 310 Gutenberg-Museum, Mainz, Seite 37</p> <p>Heidenreuther, Martin, Leipzig, Seite 313, 358 Held, Louis, Weimar, Seite 215, 291, 403 Herzogl. Museum, Gotha, Seite 157, 162 Hinderks, Dipl.-Ing., Berlin, Seite 415 Historia-Photo, Berlin, Seite 149</p> <p>Insel-Verlag, Leipzig, Seite 67</p> <p>Jannasch Dr., Berlin, Seite 251</p> <p>Kunstgeschichtliches Seminar, Marburg, Seite 115 Kunsthistorisches Institut (Phot., Erich Kirsten), Leipzig, Seite 290, 362</p> <p>Mauritius, Berlin, Seite 14, 119, 225, 333 Meixner, Walter, Leipzig, Seite 352</p> <p>National-Galerie, Berlin, (Phot. F. Nitzsche), Seite 294, 434, 451</p> <p>Petschow, R., Berlin, Seite 395 Photographische Gesellschaft, Berlin „Corpus Imaginum“, Seite 56, 342,</p>	<p>Reichsbahndirektion Nürnberg (Phot. Bürger), Seite 461 Reichsdruckerei, Berlin, Seite 187</p> <p>Scherls Bilderdienst, Berlin, Seite 455 Schilling & Söhne, Apolda, Seite 267 Schmidt, Paul, Erfurt, Seite 211 Schroll, Anton & Co., Wien, Seite 128 Seemann, C. A., Leipzig, Seite 417 Staatliche Bilderstelle / Deutscher Kunst- verlag Berlin, Seite 79, 82, 111, 129, 132, 133, 175, 280, 284, 315, 317, 319, 335, 399, 404, 411, 419, 425, 428, 429, 437, 447, 455, 474 Phot. Willi Birker, Seite 103 Phot. Justus Böttcher, Seite 111 Phot. Helga Glatzner, Seite 446 Phot. Elsa Hege, Seite 288 Phot. Walter Hege, Seite 278, 281 Stadtbildstelle, Frankfurt/M. Seite 76 Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig, Seite 17,40, 385 Stadtgeschichtliches Museum, Frankfurt/M., Seite 42 Städt. Museum, Erfurt, Seite 139, 192 Stoedtner Dr. C., Berlin, Seite 126, 264</p> <p>Taubert-Neumann, Berlin, Seite 448</p> <p>Universitätsbibliothek, Leipzig, Seite 71 Urbig, Elisabeth, Babelsberg, 2. Seite 413, 416</p> <p>Verlagsarchiv, Seite 134, 373, 375, 377, 387 Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Berlin, Seite 459</p> <p>(Dr. Paul) Wolff & Tritschler, Frankfurt (Main), Seite 23, 51, 60</p> <p>(Carl) Zeiss-Werke, Jena, Seite 262</p> <p><i>Alle übrigen Bilder stellte der Verfasser aus seiner Sammlung zur Verfügung.</i></p>
---	--

Reformation und Renaissance

In die Stadt der Spätgotik, die sich bisher besonders im Anschluss an Franken entwickelt hatte, kam von Wittenberg die Reformation. Die Bewegung wurde in den Kreisen von Rat, Universität und Geistlichkeit zunächst als Gelehrtengezänk hingestellt, im Volk aber wurde Martin Luther sofort in der die Massen erweckenden Kraft seines Wesens erfasst. Die Disputation zwischen Martin Luther und dem Doktor Eck, die im Sommer 1519 drei heiße Wochen hindurch auf der Pleißenburg stattfand, als dem Sitz der landesherrlichen Macht, schob die Angelegenheit auf ein falsches Gleis: Luthers Bewegung ging das ganze Volk an und war auf dem Wege des Wortstreites nicht zu bannen. Der Kampf um den Ablass erregte die Gemüter aller – hier ging es um mehr als um eine rein akademische Frage. Zur selben Zeit haben die großen Messeprivilegien des Kaisers Maximilian I. Den Grund zur Entwicklung der Leipziger Messe als der deutschen Reichsmesse gelegt.

Sehr bald erwuchs Luther in Herzog Georg dem Bärtigen von Sachsen, dem Vetter seines Kurfürsten und Schirmherren, ein heftiger Gegner. Von Anfang an mag der Gegensatz zwischen den Universitäten Leipzig und Wittenberg mitgewirkt haben: die Leipziger Hochschule war konservativ, beharrlich, ja verbohrt rückständig, die neue Gründung in Wittenberg war betont modern. So wütete der Herzog im Wettstreit mit dem Bischof von Merseburg gegen Luthers Lehre. 1522 wurde der Besitz der deutschen Bibel bei Todesstrafe verboten. Wenige Jahre später wurde auf dem Markt der Stadt Buchhändler Hergott wegen Verkaufs ketzerischer Schriften enthauptet. Als die Bauernunruhen den Herzog in den Krieg riefen, nahmen die Verfolgungen zu. Wegen Besitzes von Lutherschriften wurden im Jahre 1525 zwei Bürger hingerichtet. Noch 1532, während rings um Leipzig alles protestantisch war, wurden 300 Familien vertrieben. Der alte Gunstbrief vom Jahre 1268 aber behielt auch jetzt seine Geltung: die Messe ließ man sich nicht verderben, jedermann, auch der soeben Verbannte, genoss zur Zeit der Märkte sicheren Schutz.

Mit dem Tode des Herzogs im Jahr 1539 änderte sich die Lage. Jetzt wurde die Reformation eingeführt, aus dem Thomaskloster wurde die Thomasschule, die in den Besitz der Stadt kam und einen evangelischen Rektor erhielt. Die Niederwerfung von Luthers Schirmherrn Johann Friedrich, der im Jahre 1547 die Schlacht bei Mühlberg an der Elbe gegen Kaiser Karl V. verlor, brachte die Kurwürde an die jüngere Linie der Wettiner: von Wartburg und Wittenberg, von Thüringen und Torgau kam die Vormacht über Mitteldeutschland an Dresden und Meißen: Leipzig zum Gewinn.

Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war eine neue Blütezeit der deutschen Städte. Damals entstanden in Leipzig das Rathaus sowie die „Waage“, das heutige Gebäude des Messamtes. Niederländische Einwanderer brachten gegen Ende des Jahrhunderts eine hohe Entfaltung edler Gewerbe, vor allem eine Blüte der Goldschmiedezunft, die das Silber des Erzgebirges verarbeitete.

Verdüstert wird das Bild dieses Aufstiegs dadurch, dass die Verfolgung Andersgläubiger im eigenen Lager nun mit fanatischem Eifer gegen die Reformierten wütete. Mit den grauenvollen Mitteln einer mittelalterlichen Rechtspflege wurde gegen jeden vorgegangen, der des Calvinismus beschuldigt war. Der allseits verehrte Kanzler der Universität starb an den Folgen der Folter; Melanchtons Schwiegersohn Peucer, dem Mathematiker und ersten Mediziner der Universität, nützte es nichts, dass er der Leibarzt des Kurfürsten war: zwölf Jahre hindurch musste er im Kerker der Pleißenburg schmachten, und seine Frau, Melanchtons geliebte Tochter Magdalena, starb vor Kummer. Meister Philipps Todesstunde in Wittenberg aber verklärte der Gedanke, dass er nun halb dem Gezänk der Theologen entrückt sein würde.

Trotz der konfessionellen Unduldsamkeit war das neugebildete Kurfürstentum Sachsen bestverwaltete deutsche Staat dieser Epoche. Vor allem wurde für die Post und für den Ausbau der Straßen wie für die gesamte Verkehrspolitik viel getan: das alles kam der

Messestadt in hohem Maße zu gute. Es ist die Epoche, da der Nürnberger Hieronimus Lotter seine fränkische Bauweise aus der Stadt Dürers nach Leipzig bringt. Er hat siebenmal das Amt des Bürgermeisters bekleidet und als Baumeister mit selbständigen Ideen samt seinen ausführenden Helfern bewährt. Die Zunft des Kurfürsten, für den er Schloss Augustusburg errichtete, behielt er freilich nicht, so dass er im Elend starb.

Trotz sichtbarer Einwirkung der Nürnberger Renaissance erfolgte damals im Wirtschaftsleben Leipzigs die Befreiung von Einfluss Nürnbergs, aus dessen Kontoren und Lagern sein Handel groß geworden war. Die Wege des Handels und der Kultur gingen jetzt vor allem auf der Achse, die das Rheinland mit dem Osten verband. Die Vormachtstellung Benedigs und damit Augsburgs und Nürnbergs war erschüttert: von Antwerpen gelangten die Güter der neuen Welt rheinaufwärts zum Main und dann über Frankfurt im Tausch gegen Silber und Erz von Annaberg und Mansfeld nach Leipzig. Vom Osten her kamen Leder und Pelzwerk, Honig und Wachs, Getreide und Flachs. Aus dem Vorort des Nürnberger und Augsburger Handels wurde ein selbständiges Zentrum, eine Handelsstadt, die an der Straße zwischen dem Westen und Osten Europas zur schnellen Entfaltung kam.

Reichsmessestadt Leipzig

Sechs Straßen haben Leipzig zur Blüte gebracht, an erster Stelle die Messe-Straße von Frankfurt nach Leipzig, in Leipzig die Frankfurter, gelegentlich auch die Hohe Straße genannt. Als östliche Fortsetzung dieser Linie schließt sich die Straße nach Breslau und weiter nach Polen und Russland an. Sie vor allem hat den Namen Hohe Straße, im Gegensatz zur Nieder-Straße, die von Posen her über Torgau führt. Vom Süden mündet die Fränkische Straße ein, die von Nürnberg über Naumburg oder weiter östlich über Zwickau nach Leipzig zielt. Von den drei nördlichen Straßen kommt die östliche von Frankfurt an der Oder und trifft sich am Elbeübergang bei Torgau mit der Nieder-Straße; die nächste Straße führt von der Ostsee über Stettin und verbindet Berlin über Wittenberg mit Leipzig. Die nordwestliche Straße kommt von Magdeburg, ihre westliche Abzweigung von Braunschweig und weiter von Deventer, der Messestadt der Niederlande. Das Zusammenströmen der Einflüsse und Lebenskräfte, das dieses Straßennetz darstellt, hat die Stadt wirtschaftlich wie kulturell zu einem Mittelpunkt Deutschlands gemacht, den Leipzig im heutigen Großdeutschland auch geographisch darstellt, wie schon im 17. Jahrhundert, als Böhmen noch deutsches Kurfürstentum war, und ebenso im 18. Jahrhundert, als Sachsen und Polen Personalunion verband. Seinem Wesen nach war Leipzig stets mehr verarbeitend und nehmend als gebend und gestaltend: es überflügelte Halle, weil die Überschwemmungen der Saale die Straßen von dort zur Elbe oft Monate hindurch unpassierbar machten; von Erfurt übernahm es dessen schon im frühen Mittelalter überholte Bedeutung als Austauschplatz zwischen deutscher und slavischer Ware; Naumburgs Rolle als Markt an der Kreuzung der Frankfurter und der fränkischen Straße wurde über Zwickau auf Leipzig übertragen. Von Mansfeld kam das Kupfer, von Annaberg das Silber und machte die Handelsmetropole reich. Von Augsburg und Nürnberg erhielt Leipzig das Gepräge der patrizisch in sich gefestigten Handelsstadt; der Bau- und Bürgermeister Hieronimus Lotter, der den giebelstolzen Renaissancebau des Rathauses erstehen ließ, stammt aus Nürnberg, wie mehrere der großen Kaufherrenfamilien der Stadt. Von Prag kam die Universität, die nach bescheidenen Anfängen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Wittenberg schnell überholte; die Bedeutung, welche Schlesien für die deutsche Literatur gewonnen hatte, wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts auf Leipzig übertragen. Frankfurts führende Stellung als Messestadt ging zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf Leipzig über: der rege Austausch zwischen beiden Städten blieb bestehen. Aus Thüringen kam Johann Sebastian Bach, und seitdem gehört Leipzig zu den Hauptstädten der europäischen Musik.

Da Handelstraßen oft Heerstraßen werden, hat die Gunst der Verkehrslage Leipzig aber auch mehrfach zur Walstadt der Geschichte bestimmt. Ehe die dritte große Senkung der norddeutschen Tiefebene in die Landschaft des Mittelgebirges eingeht, schuf die hier am Zielpunkt der Wege ein in seinem gleichmäßigen Anstieg nach Süden hin übersichtliches, zur Verteidigung wie zum Angriff gleich geeignetes Gelände, dessen flacher Wellenschlag in Verbindung mit vereinzelt Anhöhen, mit trennenden Wasserläufen festlegt und den Besitz der Stadt zum Ziel des Kampfes macht. Gustav Adolf, Friedrich der Große und Napoleon haben hier entscheidende Schlachten geschlagen.

Das kulturelle Leipzig ist von dem Charakter der Stadt als Weltmarkt und Walstadt deutlich bestimmt. Nach kurzer Vormachtstellung im literarischen Leben der Nation, durch die Leipzig in Lessings, Klopstocks und Goethes Leben Bedeutung gewann, wurde die Weltstadt der Vorort des deutschen Buchhandels, dessen Sitz noch gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts Leipzig, selbst ein Leipziger, nach Mainz, als der Stadt des Buchdrucks, hatte verlegen wollen.

Unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Geographie erscheint die Leipziger Messe als ein gewaltiger Kampfplatz, Leipzig wurde durch sie das Forum der gewerblichen und industriellen Produktion, „das Schaufenster Europas“, das

Olympia im Wirtschaftsleben der Welt.

Romantik an der Spree

In den folgenden Jahren, Jahren mehr der Besinnlichkeit als der Besinnung, fehlte dem Land die Königin, die als Frau mit sicherem Instinkt für die schöpferischen Persönlichkeiten durch ihren Einfluss bei dem menschlich starren König dafür gesorgt hätte, das Führernaturen wie Stein und Gneisenau sich behaupten. Jetzt wurde Wilhelm von Humboldt abgesetzt, die Idee der Befreiung und der Freiheit, die Napoleon besiegt und das neue Preußen geschaffen hatte, wurde von Wien aus als demagogisch verdächtigt, in Berlin als unbequem empfunden. Metternich und sein Berater Gentz sagen sich, dass der Freiheitsdrang, der gegen Napoleon gesiegt hatte, eines Tages den Fürsten selbst höchst unbequem werden könne. Sie verkündeten die Wahrung der Legitimität und die Heilige Allianz der Monarchen zu gegenseitiger Sicherung ihrer Interessen als das selig machende Prinzip gegenüber den gefährlichen Ideen und Kräften, die sich im Freiheitsdrang des Volkes offenbart hatten. Man hatte die Erhebung der Waffen wohl gegen Napoleon gebrauchen können, aber nun musste das „Demagogentum“ wieder unschädlich gemacht werden. Das bekamen auch Stein und Arndt, bekam selbst Gneisenau zu spüren. Berlin richtet sich auf Dauer und Ruhe ein – unter einem König, der jeder Genialität misstraute, siegte die Mittelmäßigkeit. Wirklichkeitssinn, „gemildert“ durch Gespensterglauben, und zwischen solchen Gegensätzen die Freude an Spott und Selbstironie, das blieb wie im 18. so auch im 19. Jahrhundert für Berlin kennzeichnend:

*Wir sind so aufgeklärt
Und dennoch spukt's in Tegel!*

Allenfalls im Umkreis des Theaters war einige Genialität erlaubt. Auf Iffland folgte der größte Schauspieler der deutschen Romantik, Ludwig Devrient. Mit E. T. A. Hoffmann befreundet, lebte er ganz der Magie seiner Rollen, die er nicht, wie die alte Schule, vordeklamierte, sondern in die er mit seinem ganzen Wesen und mit dämonischer Verwandlungskunst ganz einging. Die große Leistung von Schlegel und Tieck, die Übersetzung Shakespeares, wirkte nun entscheidend auf die Bühne der Zeit. Der rhetorische Stil der Weimarer Bühne von Goethes Schauspielern, dem Ehepaar Wolff zum Beispiel, nach Berlin gebracht, wurde aufgegeben zugunsten eines Wahrheitssinnes, der sich zum Dämonischen steigerte und auch vor dem Gespenstischen nicht zurückschreckte.

1814 waren E. T. A. Hoffmann wie auch Clemens Brentano nach Berlin gekommen. Beide Dichter befreundeten sich, der Ostpreuße aus Königsberg, der Süddeutsche, mit italienischem Einschlag, aus Frankfurt. Die Phantasiestücke E. T. A. Hoffmanns hatten einen tiefen Eindruck auf Brentano gemacht: „Ihr Wesen hat mich lebendig gerührt, vieles war mir, als hätte ich es selbst geschrieben, was mir beinahe noch nie widerfahren.“

Durch Brentano und Hoffmann wird Berlin ganz zur „Herberge der Romantik“, und die Gegensätze und Spannungen sind noch weit größer, als sie es zur Blütezeit der Romantik in Jena und Halle waren. Die Erinnerung an Berlins romantische Zeit lebt noch heute im Bezirk der Charlottenstraße, nahe dem Schauspielhaus: dort, in der Weinstube von Lutter und Wegner, kamen Hoffmann und Devrient zusammen, Männer, die zu trinken verstanden, und deren Genialität im gemeinsamen Gespräch sich sprühend entfaltete.

Auf Schinkel haben Klassizismus und Romantik in gleichem Maße eingewirkt. Architekt und Organisator, übertrug er Steins und Humboldts Ideen auf die Baukunst und auf den Städtebau. Als ein echter Mensch der Goethezeit sah er im Bauen keinen Selbstzweck. Die volksformenden Ideen des Städtebaus und der Architektur waren ihm das

Entscheidende. Zugleich erfüllte ihn der romantische Traum vom deutschen Mittelalter, als ob in seine Baupläne etwas von Kleists Käthchen von Heilbronn eingegangen wäre. So wandte er sich zur Gotik, aber zwischen Klassizismus und Romantik besteht für ihn keine Kluft, beide sind in seinem Schaffen nicht Gegensätze, sondern polare Kräfte. Es ist eine romantische Antike, in der er das Schauspielhaus zu Berlin als einen edlen Tempelbau errichtet hat. Es ist eine klassizistische Gotik, deren preußisch-straffe, herbe Form den Kern des Schlosses zu Babelsberg kennzeichnet. Schinkels Schaffen versinnbildlicht den preußischen Gehalt des Klassizismus und der Romantik, und auch etwas vom Wesen Kants und Fichtes ist in ihm lebendig. Es ist Philosophie des deutschen Idealismus, was ihn sagen lässt: „Das körperliche Gebäude setzt stets ein geistiges voraus.“ So schuf er als Vollender seiner Epoche Berlin zur Hauptstadt eines größeren Preußen und – vorbereitend – zur Hauptstadt des Reiches.

Im damaligen Berlin gab es eine Persönlichkeit, einen Handwerker und einen der besten Berliner, die wir kennen, dem jedes Wort Goethes heilig war, dessen Leben ein Leben in Goethe hieß, und den mit Goethe das brüderliche Du verband, es war der Maurermeister und Direktor der Singakademie Karl Friedrich Zelter.

Die Geschichte dieser Freundschaft fand ihr Denkmal in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Er ist wohl das köstliche Zeichen der engen Verbindung zwischen Weimar und Berlin, und wir verstehen, dass Goethe sich später Reisen nach Berlin ersparte, weil er durch Zelter alles erfuhr und somit stets das Gefühl der Gegenwertigkeit hatte. Den einfachsten, aber auch den redlichsten Mann Berlins hat er zu seinem Mittler gewählt, das bürgerliche Berlin und seine freie Kunstpflege erschienen ihm wichtiger als das gesellschaftliche Leben am Hof. Außerdem stand er durch die Brüder Humboldt in enger Fühlung mit dem geistigen Berlin. Wilhelm führte in Tegel ein betrachtendes und forschendes Leben, dem des Weisen von Weimar sehr ähnlich. Alexander war das Gegenbild beider auf seinem Gebiet: dem der Naturwissenschaften.

Alte und neue Zeit reichen sich die Hand, als im Jahre 1828 Alexander von Humboldt, nach jahrelanger Abwesenheit von der Heimat, im Saale der Eingangsakademie zu Berlin seine berühmten Kosmos-Vorlesungen hält, ein Ereignis, weiter wirkend in dem daraus entwickelten klassischen Werk „Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“, darin der Weltreisende seine Fülle von Kenntnissen mit Goetheschem Gefühl für die Lebensgesetze aller Erscheinungen ausbreitet.

Am Eingang zur Berliner Universität stehen die Denkmäler der beiden Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt. Beide waren sich gleich in dem Streben nach Totalität des Wesens und der Erkenntnis, und doch beide Pole entgegengesetzter Art, der eine im Dienst der geistigen, der andere ein Wegbereiter der naturwissenschaftlichen Welt. Es ist von außerordentlichem Reiz, bei aller Ähnlichkeit und wechselseitiger Beeinflussung in beiden die Spaltung der Art zu erkennen. Bei Alexander der Kosmos der geographischen Welt, bei Wilhelm der Kosmos der geistigen, bei Wilhelm Wesen und Wesensentfaltung, bei Alexander Erkenntnis und Beobachtung, Wilhelm auf die höchste harmonisch reine Entfaltung des Individuellen in Mensch und Volk gerichtet, der Schlossherr von Tegel, das einem griechischen Tempel glich, ein Mensch des Innenlebens, der Dichter sprachlich edler Sonette, der Sprachforscher, der in der Verbindung von Sprachkunde und Volkskunde ganz neue Wege wies, Alexander, der Weltreisende, der sich selbst über seinen Beobachtungen und Forschungsergebnissen vergisst, dessen Zimmer der Kronprinz Friedrich Wilhelm im Schloss Charlottenhof so ausstattete, dass es einem Zelt glich. Nun aber beide sich wechselseitig durchdringend: Alexander schickt dem Bruder von seinen Reisen Beobachtungen über primitive Volkssprachen, Wilhelms Wesen wirkt in der klassisch klaren Sprache, die Alexander seinen Veröffentlichungen gibt. Dabei ist Wilhelm einer versinkenden Welt verbunden, während Alexanders Wesen, an Goethe

anknüpfend, den Übergang in das naturwissenschaftliche Zeitalter vollzieht.

Auf der Grundlage des Klassizismus ist Berlin diesen Weg gegangen, er wurde der Weg in das technische Zeitalter, dem es seine Hauptstadt-Bedeutung für ganz Deutschland, seinen Wert für Europa verdankt.

Bankwesen 47 ff., 470/71	Medizin 195, 212, 271, 350, 465, 468
Barock 110 ff., B. 111, 125, 193, 301, 322, 331, 344 ff., 351, 353, 372, 433	Messe 16 ff., B. 16, B. 17, 34 ff., 85, 336, 363 ff.
Bergbau 127, 357, 364, 397	Minnesang 132 ff., 286 ff., 361
Brücken 27 – 29, B. 42, 122, 180, B. 180, B. 264, B. 268, 269, B. 315,323, 398 ff., 430, B. 431	Mittelalter 34, 79 ff., 116, 122, 130, 132 ff., 278 ff., 396, 412, 423
Buchdruck 9, 36 ff., 65 ff., 186, 360, 393	Musik, Musiker 9, 69, 123, 143 – 48, 169, 193/94, 244, 276, 286, 293 – 95, 322, 329, 351 ff., 355, 359, 372, 374 ff., 389, 407, 416, 441
Chemie, chem. Industrie 60, 210, 257, 303 ff., 408, 466, 469	Mystik 109, 136 ff., 179, 287 ff., 297
Eisenbahn 21, 58 ff., 101/02, 113, 207 ff., B. 209, 355, 389, 460, B. 461	Post 19 ff., B. 20, 21, 22, 47, 84, 87/88, 366,430, 460, 472
Flugwesen, Flughäfen 24, 60, B. 124, 124, 170, 302, 356, B. 395, 397, 411	Rechtsgeschichte 14 ff., 53, 320 ff., B. 320, 331, 336, 346, 350, 444
Fuhrmannsbrauch 16 ff., B. 16 u. 17, 118	Reformation 9, 93 ff., 117, 189, 341, 365, 399 ff.
Gartenbau u. Gartenkunst 25, 74, 168, 206, B. 211, 209 – 14, B. 225, 227 ff., B. 227, B. 228, B. 230, 249, 273, 396, 421/22, 469, 470	Reichsautobahn B. 15, 21/22, 24, 60, 118, 208, B. 264, 356
Geleit B. 7, 14 ff., 35, 121, 193, 299, B. 300	Reichstage 31, 80f., 108, 140, 177, 181
Germanentum 104 ff., 125, 181, 316 ff., B. 317, 331 ff., 360	Renaissance 117, 126, B. 126, 127, 155, 189, 294, 338 ff., 372, 428
Glocken 33,116,184, 190, 266, B. 267	Rittertum 79, ?, 95/96, 131 ff., 280 ff.
Gotik 33, 82 ff., 108, 121, 136, 183 ff., 266, 274, 321, 331, 362, 364, 394, 412, 414, 424, 426 ff.	Rokoko 130, ? ff., 218, 383, 417 ff., 440 f.
Handwerk 37, 65 ff., 72, 84, 125 ff., 148, 266, 344, 396, 431	Romantik 53 ff., 247, 249 ff., 296 ff., 353/54, 444, 457/58
Heilquellen 23, 74, 76, 97, 117, 147, 271, 324	Salz 97, 271, 302, 331 ff., 335, B. 357
Heraldik (Wappen) 18, 36,68, 80, 95, 112, 141, 152, 175, 316, 428	Straße („Straße des Reiches“, „Hohe Straße“) 7 ff., 14 ff., 34, 62 ff., 71, 84 ff., 97, 104/05, 112 ff., 118, 180, 207, 210, 226, 299, 358, 371, 388, 415, 426, B. 431, 470, 474
Humanismus 9, 37, 100, 186, 405, 451	Technik 58 ff., 75/76, 87, 102, 170, 261, 302 ff., 465 ff.
Industrie 60/61, 65, 75/76, 129, 206, 208, 303 ff., 393 ff., 396 ff., 409, 462	Theater 169, 195, 231, 236, 324 ff., 377, 391, 444, 456 ff.
Klassizismus 219, 236, 420 ff., 442 ff., 457 ff.	Universitäten 9, 60, 143, 184, B. 185, 193, 236, 247 ff., 250, 258, 345, 363, 400 ff., 440
Kriege und Schlachten 7 ff., 12, 38 ff., 68, 73 ff., 84 ff., 91, 113, 115, 120, 189 ff., 197, 254, 270, 310 ff., 314, 341 ff., 367 ff., 385 ff., B. 385, 414, 424, 454, 467	Verlagswesen 36 ff., 168, 262 ff., 391 ff.
Landwirtschaft 183, 210, 356, 395, 469	Vorgeschichte, Urgeschichte 68, 89, 97, 102, 104, 125, 147/48, 180/81, 305, 309, 316 – 18, 390, 41

Strategie und Rosseshufe

Die Schlacht von Roßbach

„Es wird das Jahr stark und scharf hergehen, aber man muß die Ohren steif halten und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles daransetzen. Ein gutes Haschen, so wird alles klar werden.“ So schrieb Friedrich der Große 1757 an den Generalleutnant von Winterfeldt. Goethe aber sagt in „Dichtung und Wahrheit“ von dem Jahre 1757, das er als achtjähriger Knabe erlebte: „Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großtaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellung folgten einander, verschlangen sich und sahen sich aufgehoben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm im Kriege wieder oben.“ Ein Teil der Geschehnisse dieses Jahres hat sich auf der Straße zwischen Frankfurt und Berlin abgespielt. Der Kaiser hatte die Reichsarmee gegen Preußen aufgeboten und die Franzosen als Verbündete gewonnen. So war der König von Preußen vom Westen wie vom Osten her bedroht, er mußte die Armee in Böhmen und in der Lausitz verlassen, um die neuen Truppen in Schach zu halten, die vom Rhein her gegen Preußen heranrückten und zunächst bei Eisenach ein befestigtes Lager bezogen. Über Sachsen eilte Friedrich der Große im September nach Thüringen. Sein Ritt durch Weimar war ein Triumphzug. Aber auch, als er in das kurmainzische Erfurt kam, dessen Gebietsherr, der Erzbischof, auf Seite des Kaisers gegen Preußen stand, umdrängte ihn das Volk, ein jeder wollte den Helden sehen, den Saum seines Rockes, die Hand ihm küssen. Das Volkslied klang auf:

*Wohl von Berlin ein tapferer Held
Regiert nebst Gott jetzt in der Welt.*

Friedrich bezog Quartier in der Nähe von Erfurt, zwischen Erfurt und Eisenach lag als Spielball der Gegner die Stadt Gotha. Abwechselnd erschienen dort Truppen der Reichsarmee oder preußische Reiter. Das Essen, das für den Prinzen Soubise bereitet war, verspeiste der große König, und wenige Tage danach saß Preußens großer Reiterführer Seidlitz an der für die feindlichen Generale gedeckten Tafel – mit zehn Schwadronen Dragoner und fünf Schwadronen Husaren, mit zusammen also 1700 Mann, hatte er die fünfmal stärkere feindliche Armee zum Rückmarsch gebracht. Lachend sah die Herzogin Louise Dorothee mit den Damen des Hofes dem „Spektakel“ zu. Wieder hatten die Preußen mit überlegenem Humor die Schwierigkeit ihrer Lage verschleiert. Der König selbst war in Erfurt geblieben, denn die Nachrichten aus dem Osten lauteten verheerend: Winterfeldt, vor Görlitz angegriffen, war zurückgedrängt worden. Der tapfere General, seiner strategischen Verwendung nach eine Art Generalstabschef seines königlichen Feldherrn, „der unentbehrlichste Mann“, wie dieser ihn nannte, war nach verzweifelterm Kampf einer Verwundung erlegen. Dazu kam die Nachricht, daß Berlin von einem österreichischen Streifkorps unmittelbar bedroht werde, es schien unmöglich, der Vernichtung zu entgehen. Am 23. September schrieb der König an den Getreuen seiner Tafelrunde, den Marquis d'Argens, den berühmten Brief, eines seiner erschütterndsten Gedichte, darin er „die süße Ruh im Arm des selbstgesuchten Todes“ ersehnt:

*Mein Freund, mit mir ist's aus, der Würfel fiel;
Zum Sterben müde steh ich schon am Ziel . . .*

Er mußte, im Westen wie im Osten bedroht, die Mitte gewinnen, da der Feind offenbar versuchen würde, ihm an der Saale die Verbindung mit der Hauptstadt zu zerschneiden. Am 12. Oktober hatte er seine Truppen auf der Straße nach Leipzig bis Eckartsberga zurückgezogen, verzweifelt sah er den Sturz Preußens vom Schicksal beschlossen. Am Abend wurde er von der Straße in dem erbärmlichen Zimmer seines Quartiers beobachtet,

wie er im Schein der Kerze Verse aus dem „Mithridate“ des Racine deklamierte.

Einige Tage danach war der König in Leipzig. Was in ihm vorging, ließ er nach außen hin nicht merken. Als sei es mitten im Frieden, veranlaßte er eine Zusammenkunft mit Gottsched, eine Parallele zu der Besprechung, die ein halbes Jahrhundert später Napoleon mit Goethe in Erfurt hatte. Der berühmte Leipziger Professor, dessen kunstpäpstliche Stellung dem Wert des eigenen Schaffens freilich durchaus nicht entsprach, trat den Angriffen des Königs auf die deutschen Dichter geschickt entgegen: sie hätten in ihrem Vaterland nicht Aufnahme genug, weil der Adel und die Fürsten zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verstünden. Da gestand ihm der König, „er habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, er rede es wie ein Kutscher“. Dieses Gespräch, das die Gemeinschaft der geistigen Welt auch während der Schlachten bekunden sollte, war nur eine kurze Unterbrechung.

Der Prinz Soubise und der Prinz von Hildburghausen waren mit ihren Truppen nachgerückt, in der Absicht, Leipzig zu erobern. Geschick drängte Friedrich sie ab, dann zog er ihnen seinerseits nach, in der Absicht, es zur Schlacht kommen zu lassen. Bei Weißenfels zogen die Franzosen über die Brücke auf das linke Saale-Ufer und zerstörten die Brücke.

Das war am 31. Oktober. Drei Tage später war die hölzerne Brücke wiederhergestellt, der König folgte mit seiner Heeresmacht dem Feind auf dem Fuße, aber er hatte knapp 22 000 Mann gegen mehr als 30 000 Franzosen und 11 000 Reichstruppen. So verschanzte er sich im Lager bei Roßbach und ließ es darauf ankommen, ob nicht eine Gelegenheit zum Losschlagen käme, ohne daß der Feind seine Übermacht voll entfalten könne. Die Situation war bedrohlich: in breiter Front stand der Gegner ihm gegenüber, der linke Flügel der Preußen war ohne Sicherung.

Es ist der 4. November des schicksalvollen Jahres 1757. Im Dach des Herrenhauses von Roßbach werden ein paar Ziegel ausgehoben, von hier aus beobachtet der König die feindliche Stellung. Da Ruhe herrscht, begibt er sich zur Truppe zurück, aber plötzlich meldet der am Beobachtungsposten zurückgelassene Offizier, daß sich der Feind zum Umgehungsmarsch anschicke. Die Flanke der Stellung sei in Gefahr. Friedrich der Große macht von dem Recht des Höheren Gebrauch, die unbequeme Nachricht höchst ungnädig aufzunehmen und für eine Erfindung zu erklären. Aber der Offizier besteht auf seiner Meldung. Friedrich geht noch einmal zur Dachluke – und handelt.

Die Lage ist aufs Äußerste gespannt. Der König läßt das Lager abbrechen. Er verschwindet mit seinem kleinen Heer hinter den Janushügel, den es besetzt gehalten hat. Er, den man so oft seiner Neigung zu den Franzosen wegen getadelt hat, zeigt nun, wie gut die Kenntnis des französischen Wesens von ihm gebraucht wird. Er läßt den eitlen Prinzen Soubise zunächst die Freude, daß seine Marschbewegung die Preußen zum Rückzug gezwungen habe. Die Franzosen beginnen einen eiligen Spaziergang, sie freuen sich schon darauf, an der Saale den Gegner zu Paaren treiben zu können.

Aus Bewegung und Gegenbewegung schreibt nun der König mit zielsicherer Feldherrnkunst um den Janushügel ein Ornament des Rokoko: er weicht zurück, läßt den Feind in Marschkolonnen durch das engpaßähnliche Tal heranziehen und verschleiert sein eigenes Vorhaben. Inzwischen sind ein paar Geschütze in Stellung gebracht. Der Augenblick ist gekommen, da Seydlitz, der mit 38 Schwadronen spurlos verschwunden war, zum Zeichen des Angriffs sein Tonpfeifchen in die Höhe wirft, der rechte Flügel des Feindes ist umklammert! Die Verblüffung ist so groß, daß der Feind beim ersten Angriff der preußischen Kavallerie in völlige Verwirrung gerät. Zunächst gelingt es, ihre Regimenter in Schlachtfrent zu entfalten, doch nun setzt unter dem Kommando des Königs von Nordwesten der Ansturm der Infanterie ein, bis eine zweite Attacke die eingedrückte Front des Feindes völlig zermürbt. Was übrig bleibt, flieht nach Westen, bis Erfurt verfolgt. Die Vernichtung ist vollständig. Zu über 10 000 Toten und Verwundeten kommen 7000 Gefangene, die gesamte Artillerie, sowie 22 Fahnen. Friedrichs Heer hat 500 Mann verloren, vier verwundete Generäle, darunter Seydlitz, beweisen die unmittelbare Beteiligung der Führer am Kampf.

„Die Schlacht war fast ein Spaß“, schreibt der König über den Sieg an der Saale an seine

Bayreuther Schwester: „Ruhm und Ehre meines Volkes sind gerettet. Wir können noch unglücklich, aber nicht mehr ehrlos sein.“

Im Schloßhof zu Merseburg besichtigt Friedrich der Große die Kanonen, die ihm nun in Schlesien helfen sollen. Zwei Monate liegen hinter ihm, deren Schicksalsschläge und Spannungen zu ertragen es der ganzen Kraft seines Heldentums bedurft hatte. Der Gedanke, daß er die Vernichtung seines Staates nicht überleben würde, hatte ihn stark gemacht. Das innere Gefühl, daß er den Gegnern überlegen sei, obwohl sie durchaus nicht so verächtlich waren, wie nachträgliche Legende sie macht, hatte ihm den Humor gegeben, den er an der Schloßtafel zu Gotha bewies. Er gab ihm bei Roßbach den genialen Gedanken seiner Strategie ein, den Seydlitz in der glänzendsten Reiterattacke, welche die Weltgeschichte kennt, siegreich verwirklicht hat.

Mühlberg 1547, Lützen 1632, Roßbach 1757, Leipzig 1813: vier welthistorische Schlachten sind in der Gegend um Leipzig geschlagen worden. Der Vergleich der Schlachtenpläne zeigt, daß sich in der Strategie jeder Zeitepoche zugleich der Zeitstil, wie wir ihn in ihren künstlerischen Werken erkennen, deutlich ausprägt. Bei Mühlberg das Aneinanderprellen zweier Schlachtenreihen, bis der Gegner im Nahkampf vernichtet ist: es ist der Stil der Renaissance, die in der Strategie wie in der Kunst auf die Antike zurückgeht und die Phalanx der Griechen und Römer verwendet. Bei Lützen entscheidet ein gewaltiges Bewegungsmotiv: die Drehung der Flügel um ihre Achse: es ist der Stil des Barock, dessen gedrehten Säulen gleich. Bei Roßbach sehen wir den verziertesten aller Stile auch in der Strategie: Geist des Rokoko. Bei Leipzig siegt strategische Umkreisung: es ist der Stil des Klassizismus in seiner räumlichen Klarheit. So geben vier Hauptschlachten ein deutliches Bild von der Entwicklung der Kriegsführung in vier Jahrhunderten und zeigen, in wie tiefem Sinne es berechtigt ist, von „Feldherrenkunst“ zu sprechen.

Thüringer Landschaft

Dem Deutschen sind die Flüsse mehr als die Städte, er empfindet landschaftlich wo der Franzose architektonisch denkt. Das Motiv der Bewegung, das Aufrauschen der Wellen, die Modellierung des Geländes und die Biegung der Uferlinie, dazu die Brücke mit dem lebendigen Treiben, das sich auf ihr abspielt: das sind Hauptmotive in der Geographie eines deutschen Herzens.

Thüringen besonders will aus der Landschaft heraus erfaßt werden und nur dem wird dies ganz gelingen, der sich veranschaulicht, wie lebhaft dabei die Wechselbeziehung zwischen Erde und Wasser mitspricht. Thüringen ist das Land der kleinen Flüsse, der zahllosen Waldbäche, die vom Gebirge kommen. Sie bringen etwas von der Klarheit und Frische der Täler des Thüringer Waldes, des Harzes, der Finne, Schmücke und Hainleite mit sich ins Tal. Die Forelle, die nur in bewegtem Wasser gedeiht, ist der Fisch des Landes: man sieht festlich aus, um in ländlich behaglichen Gasthäusern den wohlschmeckenden Fisch zu verspeisen. Die Geschichte dieser Gasthäuser reicht oft zurück bis in die Zeiten der Mönche, die vor siebenhundert Jahren die Fischzucht einführten, damit das Fastengebot kein Grund zur Trauer sei – so ist es in München an der Ilm, so in den Saalehäusern nahe Schulpforta.

Dem Fremden scheint sich in der Thüringer Landschaft das Wasser kaum auszudrücken. Er wird es oft gar nicht gewahr und wundert sich, daß der Thüringer so viel von seinen Flüssen und Bächen spricht. In Liedern und Melodien erklingt der Rhythmus schnell fließender Gebirgsbäche – es ist der Herzschlag des Landes. Vor allem empfindet der Thüringer, daß die Wasserläufe Pfade des Wachstums sind. Haselgebüsch und Erlen, dazu gespenstische Weiden begleiten den Lauf. Mitten zwischen der Aufteilung der Felder, deren Furchen vom Fleiß des Landmanns reden, bleibt das Flußtal als ein Stück unberührte Natur, bleibt eine Wiesenfläche, nach dem gewundenen Lauf des Flusses etwa Glockenwiese genannt, bleibt das grüne Band der Ufer, in dessen Hut die Singvögel ihre Nester haben.

Die vielen Waldbäche haben das Land fruchtbar gemacht, aber sie haben auch verheerende Überschwemmungen gebracht: an den Brücken und Häusern sieht man die Zeichen und Jahreszahlen, die den Stand der Flut markieren.

Im Werratal hat die Erinnerung das Gedächtnis an die Thüringer Sintflut bewahrt, die kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg den Weltuntergang zu bringen schien.

Für denjenigen, der zu schauen versteht, erscheint das Thüringer Land geformt von den Fluten des Meeres. Die Solequellen im Saalegebiet, der Name des Flusses selbst, die heilsamen Quellen von Salzungen, die Kalischächte am Südhang des Harzes sind Reste der Meeresflut; die Kalksteinfelsen des Hörselbergs nördlich von Eisenach und die Seeberge bei Gotha zeigen – wie die Burghügel der Drei Gleichen - die Formation von Inseln. Die höchste Kuppe des westlichen Gebirges, weithin die Landschaft als Dominante der Melodie Thüringens überragend, heißt „Inselberg“, angeblich, weil hier oft Wolken und Nebel den Berg als Insel erscheinen lassen; in Wahrheit kommt das Wort von dem Bach „Emse“, der hier entspringt. Versteinerte Muscheln, welche die Kinder vom Ettersberg bei Weimar nach Hause bringen, lassen im Muschelkalkgebiet ein Meeresufer ahnen, ebenso die Funde in den Kiesbrüchen von Süßenborn bei Weimar, wo nach dem Zurücktreten der Meeresflut die ersten Menschen gesessen haben.

Wohl vermißt der Fremde in Thüringen den Strom, der die Landschaft zur Einheit bindet. Der Raum ist aufgeteilt, zerstreut, ja verzettelt. Ein feines Geäder zergliedert das Land, das Wasser ist nirgends und doch überall, mitten im Land trennt eine kaum wahrzunehmende Wasserscheide zwischen Fröttstedt und Gotha das Stromgebiet von Werra und Saale und somit von Weser und Elbe. Ebenso fließen vom Rennsteig, dem Höhenzug des Thüringer Waldes, die Wasser südlich zur Werra, nordöstlich zur Saale.

Die Aufteilung des Landes in ein Mosaik von kleinen Ländchen ist in der Landschaft vorgebildet. Keine größere Wanderfreude gibt es, als die Thüringer Flüsse und Bäche bergaufwärts zu verfolgen. Der Weg geht aus fruchtbarer Bauernlandschaft in tiefe, endlos

ausgedehnte Wälder, zu steiler Felsformation, auf deren Sockel Einzelexemplare mächtiger Bäume königlich ragen. So wandert man in den Schluchten und Felstälern zwischen Eisenach und der Wartburg, verfolgt den Plauenschen Grund zur Gehlberger Mühle und nach Oberhof, begleitet die Ilm durch die Wiesen und Wälder von Ilmenau und Stützerbach zur Quelle oder den Lauf der Schwarza bis Schwarzburg, wo die Fürsten des Landes einst das Gold zu ihren Trauringen aus dem Geröll des Flusses heraussieben ließen.

Überall ist das Geheimnis nahe, manche Sage und manches Märchen der Brüder Grimm hat hier seine Heimat. Außer dem in seiner Erzählerfreude so echten Thüringer Musäus hat das Land noch in dem Meininger Bechstein einen Märchendichter, am schönsten aber hat Otto Ludwig die Wesenseinheit von Landschaft und Mensch seiner Heimat erfaßt.

Vor allem ist Thüringen das Land der Lerchen und Lieder. Viele der deutschen Volkslieder sind hier entstanden, aber wenige nur wissen, wenn sie das Lied: „Hinaus in die Ferne“ nach der schwingenden Melodie des Heimat-Komponisten Methfessel anstimmen, wie es entstand: es war das Geleite für die Freiwilligen des Jahres 1814, die von Rudolstadt über Gotha mit den Freiwilligen der Thüringer Herzogtümer unter Führung Carl Augusts von Sachsen-Weimar-Eisenach über den Rhein zogen.

Überall in Thüringen wird der Wanderer die Freude am Singen beobachten können, am schönsten wohl, wenn er die Glasbläserdörfer des Thüringer Waldes am Abend durchwandert. Dann ergreift ihn der Gedanke, wie die Hüter alten handwerklichen Könnens, dessen Ausübung die Lunge gefährdet, sich singend Genesung verschaffen. Und es ist bekannt, daß da, wo die Sänger ganz Deutschlands in Wettkampf treten, die von Lauscha den Preis gewinnen. Waldgeboren, wie die Kunst des Glasbläfers, der aus Röhre und Stab den weißen Hirsch erstehen läßt, ist das Lied des Thüringers: im Harz wie im Thüringer Wald sieht man an den Häusern die Käfige, in denen die Vögel als Lehrmeister des Menschen gehalten werden. In der Goldenen Aue kann man den Pflüger innehalten sehen, wie er zwischen der Arbeit an seiner Furche für einen Augenblick dem Lied der Lerche lauscht: ein echt Thüringer Motiv!

Zugleich ist Thüringen das Land des Vogelschutzes, zugleich das Land der Tierliebe und der Tierbeobachtung. Viele der größten Forstleute Deutschlands kommen von hier. Der Klassiker der Schilderung des Tierlebens, Alfred Brehm, ist der Sohn eines Thüringer Pfarrers, dem bereits die Goethezeit ihre Vogelbücher verdankte. Brehm ist ein echter Thüringer, der das scharfe Auge des Jägers mit einer hingebenden Naturbeobachtung verbindet. Seine Fähigkeit, zu erzählen, ist von so ursprünglicher Frische, daß man Brehm nennen müßte, wenn man von allen Thüringern als ihren typischen Vertreter neben Johann Sebastian Bach nur noch einen einzigen auswählen dürfte.

Das Land der Naturbeobachtung hat auch seine großen Meister der Landschaft. Franz Horny, der noch unter Goethes Schutz aufwuchs, und Friedrich Preller, Goethes unmittelbarer Zögling, der die Odyssee aus dem Geist seiner Eisenacher Heimat heraus landschaftlich gestaltete: mit den Felsen und majestätischen Riesenbäumen der Rhön und des Thüringer Waldes. Jede Stadt hat ihren eigenen Meister, der ihre Sehenswürdigkeiten und „Umgebungen“ in jener Verbindung von Gewissenhaftigkeit und innerer Empfindung darstellt, die wir schon bei Brehm als durchaus thüringisch erkannten.

Weimar hat vor Horny und dem Eisenacher Preller zur Goethezeit Georg Melchior Kraus gehabt, der wie Goethe aus Frankfurt stammt; in Meiningen ist es Carl Wagner, in Jena wirkten Roux und Schwarz, in Erfurt Dornheim, in Rudolstadt Martini. Aus der Tradition Prellers, der wie kein anderer Meister nach Runsdal der Majestät des Eichbaums zu huldigen verstand, wuchs die Weimarer Landschaftsschule. Ihr Ruhm würde weit größer sein, hätte nicht der Thüringer, im Ausgleich zu der Überschätzung des Fremden, die sich in den kleinen Residenzen nach Bismarcks Bemerkung begrifflicherweise entwickeln mußte, eine bis zur Nichtachtung gehende Bescheidenheit dem Einheimischen gegenüber entwickelt. Der Ausspruch: „Mit dem ist's nicht weit her“ ist echt thüringisch.

Es ist nie geschildert worden, wie die Grundelemente der Thüringer Landschaft auf Goethe gewirkt haben. Er kam von einem Fluß, der, in nächster Nähe des Rheines, ein Stück

Weltenstraße bedeutet, und blieb im Lande Carl Augusts, um sich an der Ilm und an der Saale zu bescheiden. Nicht der Main, sondern die Ilm ist der Fluß der Goetheschen Landschaft geworden. Sie rauscht auf in dem Lied an den Mond, dessen Rhythmus im Park von Weimar entstand, in einer Landschaft, die Goethe selbst als Meister der Landschaftsgärtnerei gestaltet hat:

*Rausche Fluß das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu.*

Die Landschaft vor Goethes Gartenhaus, jeden Morgen aus Nebeln des Flusses neu geboren, erscheint in der Zuneigung, die Goethe seinen Gedichten vorangesetzt hat. Die Waldlandschaft des Quellgebiets der Ilm entfaltet ihre breitverhangenen Äste in der monologisch kühnen Darstellung der ersten Weimarer Zeit, dem Gedicht „Ilmenau“. Das Tal der Saale ist die Szene der Ballade vom Erlkönig, wo die Weiden gespenstisches Leben gewinnen. Als es Goethe unternahm, für den Maskenzug des Jahres 1818 „Weimars alte Ehre“ und das Schaffen seiner vier großen Meister im Festgedicht darzustellen, gesellte er den Figuren dieses Parthenon-Frieses des deutschen Klassizismus eine alle verbindende Gestalt, die immer wieder zu Worte kommt: die Ilme.

*Wo der Ilme Bach bescheiden
Schängelnd sich zu Tale gießt,
Überdeckt von Busch und Weiden
Halb versteckt sich selbst genießt . . .*

Goethe hat diese Dichtung in Bad Berka an der Ilm geschrieben, wo das Haus noch steht, darin er gewohnt hat: unmittelbar am Fluß, dessen Rauschen sich dem Traum des Dichters verband.

Es ist die Landschaft stiller Bescheidung, es ist die Landschaft der Anmut und der Melodie, aus der dann plötzlich wie ragende Ufer die Höhen ansteigen, dem Wanderer weite Schau und feierliche Einsamkeit gewährend:

*Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch . . .*

Landschaft Goethes, Landschaft des Johann Sebastian Bach, in dessen österlichen Melodien etwas vom Thüringer Frühling lebt, Landschaft des Novalis, in dessen Dichtungen die Quellkraft seiner Heimat zu spüren ist, Landschaft Nietzsches, dessen Heimatfluß die Saale ist. Er hat die letzten Jahre seines Lebens hoch über Weimar auf der Terrasse verdämmert, ein gebrochener Mensch, von schwerer Krankheit im Geist gelähmt. Und doch war es ein gewaltiges Erlebnis, den wunderbaren Schädel, dessen Gedanken zur höchsten Höhe aufstiegen, die je ein Mensch errang, in der Stunde des Sonnenuntergangs zu sehen, wie der Wölbung des Himmels das Gefäß seiner Gedanken sich entgegenstemmte: Es war die Vollendung, über die hinaus es keine Steigerung, von der es nur den Sturz in den Abgrund gibt.

Davon reden die zerborstenen Felsen im Tal und gebrochene Eichen, deren Wipfel über die Tiefe hängen. Dieser lieblichen Landschaft ist die Größe, ist die Tragik nicht fremd.

Vom Lied zu Gott, von Gott zum Lied Eisenach und die Wartburg

Eine gewachsene Stadt

Der Wanderer, der sich dem Zug der Straßen von Eisenach anvertraut, empfindet das wohnliche Behagen einer alten Stadt, thüringisch-landschaftlich, dem ansteigenden Gelände angepaßt, durchpulst von der Straße, die den Westen und Osten von Deutschland verbindet. Man könnte das Gebilde, wie es im Grundriß erscheint, einer Blume vergleichen: von der Hohen Sonne, wo der Rennsteig zum Kamm des Gebirges führt, entwickelt sie sich durch das Annatal und das Mariental, zweigt wie eine Knospe den Berg mit der Wartburg ab, um sich kelchförmig zur Frauentor-Vorstadt zu verbreitern.

Gegen Norden hin zwischen bewaldete Vorberge eingebettet, auf deren Straßen die neuen Wagen der Eisenacher Automobilfabrikation, einst Dixi, seither BMW., auf ihre Bergfähigkeit geprüft werden, entfaltet die Stadt nach der Ebene zu ihre Ausläufer: westlich längs der Frankfurter Straße die Georgen-Vorstadt, östlich das Bahnhofsviertel vor dem Nikolaitor. Deutlich ist innerhalb dieses von Jahr zu Jahr sich dehnenenden Gebildes der alte Stadtkern ausgeprägt: ein Dreieck, dessen Spitzen die einstigen Stadttore sind, von denen die Straßen in die weite Welt laufen: südlich zum Thüringer Wald, westlich über die Rhön nach Frankfurt, gegen Norden nach Mühlhausen und Langensalza, östlich, in Fortsetzung der Frankfurter Straße, über Gotha nach Leipzig. Es ist eine wunderbare Lage: geschützt und geborgen und doch durchädert vom Verkehr, überragt von der Wartburg, welche die Stadt beherrscht und verteidigt.

Die Geschlossenheit des Stadtorganismus prägt sich im Innern aus. Dort steht, inmitten des Marktplatzes errichtet, die Georgenkirche, so wie sie nach der Zerstörung im Bauernkrieg wieder ertand, vor ihr, als wäre es in Franken oder Schwaben, der Georgsbrunnen, auf dessen Säule der Ritter golden in der Sonne glänzt: der Schirmherr der Stadt, deren Schicksal sich im Zeichen von Burg und Rittertum entwickelt hat. Um Kirche und Brunnen gruppieren sich nach der Wartburgseite das alte Residenzhaus, nach Südosten das Rathaus und die festlich heitere Fassade des Rokokoschlusses. Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, Carl Augusts Großvater, hat es errichtet, unmittelbar nachdem ihm das Herzogtum Eisenach (1741) zugefallen war. Hier beginnt die Synergie der Goethezeit, die, bis hin nach Dornburg an der Saale, der Baulust der Rokoko-Fürsten ihre schönsten Schlösser verdankt.

Vom Marktplatz führt der Weg zum Nikolaitor, vor dem sich die hier einmündenden Straßen zum Platz erweitern: zum nächtlichen Schutz für die Wagen der Messestraße brauchte die Stadt im Innern Raum. Im Blickpunkt des dreieckig erweiterten Platzes ragt als Vorbereitung auf die Wartburg eine Baugruppe romanischer Zeit: das Nikolaitor, der Wehrturm wuchtig und breit, der Kirchturm achteckig aufstrebend, ein Wahrzeichen des turmfrohen Thüringer Landes. In der Mitte des Platzes steht das Denkmal des Reformators und kündigt dem Wanderer, daß er eine Luther-Stadt betritt: die Namen Eisenach - Erfurt - Wittenberg bezeichnen die Schicksalsstraße dieses Lebens. Der Westthüringer, dessen Vorfahren väterlicherseits aus Möhra, etwa drei Wegstunden südlich der Wartburg, mütterlicherseits unmittelbar aus Eisenach stammen, drängt über Thüringen hinaus und bietet dem Nordosten des Reiches die Hand.

Landgraf Hermanns Sendung

Man darf sich das Leben, welches die Landgrafen von Thüringen führten, durchaus nicht so weihevoll vorstellen, wie es uns auf der Bühne gezeigt wird, wenn zu Beginn des zweiten Aktes von Richard Wagners „Tannhäuser“ die Edlen des Landes in der teuren Halle erscheinen und ihren Ruf erschallen lassen: „Thüringens Fürsten, Landgraf Hermann, Heil!“

Der Herr, dem ihre Huldigung gilt, Landgraf von Thüringen und Hessen, Pfalzgraf von

Sachsen, Schwestersonn Barbarossas, Urenkel Ludwigs des Springers, des Erbauers der Wartburg, ist im Licht der Geschichte keine eindeutige Figur: wechselnd steht er in dem großen Streit zwischen Hohenstaufen und Welfen, der zu Beginn des 13. Jahrhunderts ausgefochten wurde, bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, je nachdem Staufe oder Welfe ihm für solche Treue auf Zeit den größeren Vorteil bieten. Skrupellos ruft er im Kampf um die Erweiterung seines Gebiets gegen den Kaiser böhmische Hilfstruppen nach Thüringen, die keinen Unterschied zwischen Freund und Feind machen, so daß noch heute die Erinnerung an die Greuel der „Walachen“ in den Sagen des Volkes nachzittert.

Nicht alle Großen des Landes mögen dem Herrn der Wartburg jubelnd gehuldt haben; König wie Gegenkönig, Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig, Barbarossas und Heinrichs des Löwen Söhne, hatten Grund, ihn des Treubruchs zu bezichtigen. Kniefällig mußte der Landgraf sich nach schmachlichem Verrat in Ichtershausen bei Erfurt vor seinem staufischen Vetter demütigen, der an Hermanns Gegnern starke Hilfe gefunden hatte. Aber Thüringens Fürst verriet die Hohenstaufenpartei ein zweites Mal, um dann wieder vom Welfen abzufallen und nun endlich seine politische Sendung zu erfüllen, indem er Friedrich II. von Hohenstaufen den Weg zur Herrschaft bereitete.

Das Schwanken zwischen Staufern und Welfen geht auch durch das Leben Walthers von der Vogelweide, dem der gastfreie Landgraf ebenso wie dem Ritter Wolfram von Eschenbach auf der Wartburg ein Obdach gab.

Auch Walther von der Vogelweide glaubt nach Philipps Ermordung, das Heil des Reichs läge nun in der Einigung aller unter Otto von Braunschweig, bis er – von dem hochfahrenden und geizigen Wesen enttäuscht – sich wieder zur staufischen Seite bekennt, der seine innere Neigung gilt.

Klar und beharrlich scheint Wolfram von Eschenbachs Haltung gewesen zu sein. Ja, es will scheinen, als durchatme das größte Epos der Ritterzeit, seinen zum Teil auf der Wartburg geschriebenen Parzival, Sorge und Verzweiflung über die zwiespältige Art, die Wolfram an seinem fürstlichen Gastgeber genugsam beobachten konnte. Wolframs Dichtung beginnt mit einer geheimnisvollen Auseinandersetzung über den Wankelmut: „Wer Treue und Untreue paart, ist scheckig wie die Elster. Beide haben teil an ihm: Himmel und Hölle.“

Der Zwiespältigkeit des unsteten Mannes stellt der Dichter im Parzival das hohe Lied von der Treue entgegen, die er preist, auch wenn sie den Leuten als Tumbheit erscheint. In sein Werk aber sind Bilder eingewebt, in denen Eindrücke seiner Thüringer Zeit lebendig werden: von der Gralsburg an, die wie die Wartburg verborgen und immer wieder den Blicken des Wanderers entschwindend im Tann liegt, „unnahbar trotzend jedem Sturm“. Vielleicht sind aber auch in die Gestalt des Amfortas in Wolframs Parzival Züge des Landgrafen Hermann eingegangen, der in Schwermut endete: „Ich habe genug entgolten für das, was mir je Unrühmliches widerfuhr, auch für das, was niemand von euch gesehen hat.“ Auch die ritterlichen Züge des Thüringer Landgrafen leuchten auf: „Ich habe Berg und Tal zu manchem Lanzenkampf durchritten und mit dem Schwerte so gespielt, daß es dem Feind keine Freude war.“ Da glaubt man, den Herrn der Wartburg dahinsprengen zu sehen, wie er im Kreuzzug seine Ritter geführt hat:

*Wer Schildes Amt recht üben will,
Der muß durchstreichen Lande viel.*

Will man sich aber die Gestalt seines Sohnes und Erben, Ludwigs des Heiligen, vergegenwärtigen, so mag man immerhin an Parzival denken, in dessen Wesen etwas von dem Sohn des Landgrafen Hermann Dichtung ward.

So erhält die Wartburg mit ihren Insassen ihre Verklärung durch Wolfram und die anderen ritterlichen Singer, die Landgraf Hermann hier versammelt hat. Er brauchte ein reges geistiges Leben. In seiner Jugend war er längere Zeit auf der hohen Schule der Bildung, in Paris, gewesen, von seinem Vater, dem Freund König Ludwigs von Frankreich, dorthin geschickt.

Zurückgeschickt, wurde er ein Mittler zwischen der Kunst der Troubadoure und der Minnesinger; er erfüllte damit die Rolle, die Barbarossa sinnfällig machte, als er beim Ritterschlag seines Sohnes auf dem Reichstag zu Mainz einen Troubadour und einen Minnesinger sich die Hand reichen ließ. So lebte also Landgraf Hermann – und das macht den unsteten Mann zu einer der großen Gestalten der Staufezeit – einer geschichtlichen Sendung, indem er, als „Salier“ selbst rheinfränkischer Herkunft, die ritterliche Kultur des Westens über Frankreich, Mainz und die Staufenburg Gelnhausen, wo sein Besuch bezeugt ist, bis nach Thüringen getragen hat. Vermutlich hat er den deutschen Dichtern die Stoffe der französischen Epen nahegebracht, ja verdolmetscht: von der Aeneide bis zu Tristan und Isolde und zum Parzival. Er spielt damit eine höchst bedeutsame Rolle im deutschen Geistesleben.

Aber auch sonst sind Spuren einer bewußten Wegleitung von West nach Ost festzustellen, wie es den Fürsten entsprach, der von der Lahn bis zur Saale ein mitteldeutsches Parallelreich zur einstigen Herrschaft Heinrichs des Löwen geformt hatte. Wer die Wartburg mit der Kaiserpfalz in Gelnhausen vergleicht, wird sich dem Gedanken nicht verschließen können, daß der Landgraf hier – wie in Goslar – Anregungen zur Wartburg empfing. Daraus würde sich ergeben, daß der Palas von Gelnhausen in jedem Falle vor dem der Wartburg entstand, und daß Hermanns Bau um 1200 schon ragte, vielleicht zunächst noch ohne den oberen Stock, der den großen, ins Dach aufgreifenden Festsaal enthält.

So hätten wir in dem Landgrafen auf dem Gebiet der Dichtung und des Gesanges wie auf dem Gebiet der bildenden Kunst den Begründer der künstlerischen Kultur Thüringens zu erkennen, der die Fackel vom Rhein nach Deutschlands Mitte trug. Damit erhält die elsterhaft-zwiespältige Gestalt Hermanns von Thüringen ihre Bedeutung: Walthers von der Vogelweide Wort klingt auf, mit dem er ihm huldigte:

*Thüringens Blume scheint durch den Schnee,
Lenz und Winter blüht sein Lob wie in dem ersten Jahr.*

Walther von der Vogelweide hat im unmittelbaren Dienst des Landgrafen gestanden, er nennt sich selbst sein „Ingesinde“. Auf der Wartburg sind sich Walther und Wolfram begegnet, hier fand der in später Zeit mit Unrecht als sagenhafte Erfindung bezeichnete „Singerkrieg auf Wartburg“ statt: ein Turnier nach Rittersbrauch auf dem Gebiet der Dichtung. Damals war Wolfram von Eschenbach in Thüringen, ebenso Walther von der Vogelweide, Reinmar der Alte, Heinrich von Osterdingen, Herr Biterolf aus dem Hofgesinde der Wartburg und des Landgrafen Kanzler, der tugendhafte Schreiber, mit Namen Heinrich von Rispach. So sind sie in der Sammlung der Minnelieder, in des Ritters Manesse Handschrift, um den Zauberer Klingsor aus Ungarland zu Füßen des landgräflichen Paares versammelt. Die wenig Jahrzehnte nach dem Geschehnis dichterisch geformte Sage läßt den Zauberer Klingsor aus Ungarland, die Faustgestalt der Ritterzeit, von einer Wolke getragen zur Wartburg eilen. Mit Rätselspiel und Teufelskünsten rettet er Heinrich von Osterdingen, der im Wettkampf unterlegen war, weil er den Herzog von Österreich vor dem Herrn der Wartburg gepriesen hatte, dem aller anderen Huldigung galt. Vielleicht wirkt in der Gestalt des Zauberers Klingsor die Erinnerung an die phantastischen ungarischen Rittergestalten nach, die 1211 die heilige Elisabeth als junge Baut zur Wartburg geleitet hatten.

Walther von der Vogelweide bleibt der Wartburg und ihrem Herren für lange Zeit verbunden. Durch Landgraf Hermann kam er auch zu Friedrich II. von Hohenstaufen, der ihm den Wunsch seines Lebens erfüllte: der Dichter, „bei reicher Kunnst so arm“. erhält ein Lehen und wird somit in der Gegend von Würzburg seßhaft, wo vielleicht auch seine Heimat war.

Neben dem stolzen und überlegenen Wolfram, dem unabhängigen, zum Schildesamt geborenen Ritter, steht Walther von der Vogelweide als der fahrende Spielmann, dessen Lied unmittelbar in den Tageskampf eingreift, aufklingend als Mahnung eines Herolds des

Kaisertums. Im Kaiser erkennt er den von Gott eingesetzten Träger des Weltimperiums, sich selbst sieht er als Kündler der göttlichen Idee seines Reiches, seine Mission aber gibt ihm den Mut, in Worten, die Luthers Kampf gegen den Ablasshandel vorwegnehmen, dem Papst zu Rom die Stirn zu bieten.

Man kann den Einfluß, den Walther von der Vogelweide als Wortführer der Ritterschaft durch seine politische Dichtung ausübte, nicht hoch genug einschätzen. In einer Zeit, da nur wenige schreiben konnten – noch Wolfram konnte es nicht – mehr als zwei Jahrhunderte, ehe Gutenbergs Erfindung dem Kampf der Geister eine neue Waffe schuf, gab der ritterliche Dichter seinem Wort durch Reim und Melodie Flügel. So prägte sein Ruf sich dem Gedächtnis ein, so trugen ihn die Gäste mit der Laute, fahrende Sänger und singende Ritter, die den Nachrichtendienst zwischen den Hofhaltungen und Burgen vermittelten, als gereimte Leitartikel gleichsam, von Ort zu Ort. Sein Ruf klang von der Wartburg bis hin nach Rom, weit über die Lande.

Vom Lied zu Gott

Als der Dominikanermönch Konrad von Marburg im Jahre 1225, acht Jahre, nachdem Landgraf Hermann in geistiger Verdüsterung gestorben war, in der Kapelle der Wartburg predigte, muß es den Hörern gewesen sein, als löse die Burg sich wie ein Schiff, das über den wogenden Wipfeln der Wälder verankert lag. Die visionäre Fahrt ging weithin über das Meer, wo im Osten das Grab des Heilands zur Befreiung rief. Eine Welt blieb hinter denen, die der Stimme des Predigers folgten, und versank in die Vergangenheit: Minnesang und Lebensfreude, Fanfaren und Heroldsruf zum Turnier mit Speer und Schwert, zum Singerkrieg mit Laute und Lied.

Nun beginnt eine neue Epoche, aus der Not der Zeit geboren, deren Stimme aus der Tiefe des Volkes aufklingt und die höfischen Lieder verstummen macht. Auf die Glanzentfaltung des Rittertums im Minnesang folgt die Zeit des Mönchstums und der Bettelorden, eine Zeit der Demut und des Verzichtes, gipfelnd in der Hingabe der Seele an Gott. Ein Parzival des Mönchstums, hatte Franz von Assisi seinen Weg als Stifter des Ordens der Franziskaner gefunden und die drei schweren Gelübde abgelegt, die das Leben des einzelnen auslöschten, um es wiedererstehen zu lassen in höherer Verbindung mit der Kirche: Armut, Keuschheit, Gehorsam.

In Deutschland beginnt der Weg einer Heiligen, der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, deren Leben Legende war. In Preßburg als Tochter des Königs Andreas von Ungarn geboren und nach der Sitte der Zeit als Fürstenkind schon früh verlobt, kommt sie vierjährig in festlichem Geleit zur Wartburg, wo sie zur Seite ihres Bräutigams und seiner Geschwister aufwächst: 1221 wird sie, mit vierzehn Jahren, des jungen Landgrafen Gattin. Früh schon hat sie ihr Leben unter das Angesicht Gottes gestellt. Im heiligen Drang eines vom Leid der Welt gequälten Herzens geht sie den Weg, der durch das bewußte Suchen der Dornen und Schmerzen erschreckt, über dem aber ein Glanz der Heiligkeit versöhnend liegt.

Furchtbar ist ihre Kettung an Konrad von Marburg, der 1225 vor dem jungen Landgrafen Ludwig auf der Wartburg erscheint: Inquisitor und Ketzerrichter, hat er vom Papst diktatorische Gewalt vor jeder anderen Gerichtsbarkeit erhalten. Der junge Gatte der heiligen Elisabeth nimmt das Kreuz. Vorher schon hat der Ketzerrichter sich die Herrschaft über die junge Frau als ihr Beichtvater gesichert. Auf der Wartburg, wo Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach aus und ein gegangen waren, die Laute in der Hand, steht nun der Mönch mit der Geißel. Als die Landgräfin einmal vor dem Gottesdienst abgerufen wird, um unerwartet eintreffenden fürstlichen Besuch aus Meißen gastlich zu empfangen, beginnt ihr Weg durch Fegefeuer und Hölle: mit ihrer Dienerin muß sie sich entblößen, um die Schläge der Geißel zu empfangen. Von nun an steht ihr Leben ganz in der Gewalt des Mannes, der sie auf grauenvolle Weise zu eigen macht. Im Katharinenkloster zu Eisenach läßt er sie ewige Keuschheit schwören, falls sie ihren Gatten überlebt. Dann kommt der Ausmarsch des Heerbanns aus Kreuzburg, von wo

Elisabeth mit blutendem Herzen den Gatten noch bis zur Grenze des Landes begleitet, danach die Nachricht seines Todes, die Heimkehr seiner sterblichen Reste in die Grablege der Landgrafen, das Kloster Reinhardsbrunn, die Verstoßung der Witwe mit ihren zwei Kindern durch Heinrich Raspe, Ludwigs Bruder, die Irrfahrt über Bamberg, wo der Bruder ihrer lang schon ermordeten Mutter Bischof ist, der legendäre Weg nach Andechs, dessen Grafengeschlecht die Mutter entstammt. Fürsten bewerben sich um die Hand der jungen Frau, und die Überlieferung erzählt, daß Friedrich II. von Hohenstaufen sie zu seiner Kaiserin hat machen wollen.

Sie aber geht, unter der Gewalt ihres Beichtigers, den Weg des Gelübdes, den Weg der Demut, der mystischen Vermählung mit dem Schmerz. Kranke zu pflegen, den Opfern einer furchtbaren Pest mit Fürsorge und Demut zu nahen, jede Verbindung mit der Erde zu lösen, ist ihre Mission. Im Herzen der gequälten Frau blüht die wunderbare Ahnung auf, daß der vom Schicksal Heimgesuchte der von Gott Erwählte ist, jene tiefe und trostreiche Lehre der Mystik, aus deren innerstem Geheimnis die Gotik erwächst. So trägt die heilige Elisabeth doch etwas vom Geist des Minnesangs in ihrem Herzen, so wird der Weg, den sie vom Minnesang zur Gottesminne geht, im tiefsten eine Erfüllung vom Traum des Mittelalters.

Aber das Brot der Wartburg, einst zu Rosen verwandelt, ist zu Dornen geworden.

Von Gott zum Lied

Vor der Tür des Patrizierhauses, darin die fromme, in ihrer Frömmigkeit heitere Ursula Cotta als Hausfrau lebt, erklingt der Gesang der armen Schüler, die als Kurrendeknaben ihr Brot um Gotteslohn erbitten: *Panem propter deum!* Unter all den Knaben, vom Dorf zur Lateinschule in die Stadt geschickt, wo sie sich durchhelfen müssen, fällt dem klugen Blick der Frau Cotta das Bild des einen auf: so andächtig ist sein Singen, so erfüllt der Blick seiner Augen! Er ist der Sohn eines Bergmanns, der aus dem nahen Möhra kommt, jetzt aber im Mansfeldschen seine Kupfergrube betreibt. Ein Verwandter der Mutter ist Küster der Nikolaikirche zu Eisenach. Was hätte er dem Knaben zu geben? Zwei Schutzheilige ritterlicher Art liebt der Kuttensbesinger vor allem: St. Georg, den Patron der Stadt und seiner Schule, daneben Schimmelreiter Martin, dessen Namen er trägt. Er hat eine gar bescheidene Unterkunft, einen Verschlag im Schulhaus. So nehmen die reichen Cottas ihn auf, so sorgt Frau Ursula, daß er eine wirkliche Heimat bekommt. Nach schwerer Jugend, deren Rutenschläge sein Herz verwundet haben, weil sie so oft ungerecht gekommen sind, findet der Knabe ein Zuhause, wo Wärme, Güte und Verständnis ist. Nie vergißt er das Behagen des Eisenacher Patrizierhauses, ebensowenig wie Frau Ursulas Spruch, den sie in lachendem Munde führt:

*Kein schöner Ding gibt es auf Erden,
Denn Frauenlieb, wem sie kann werden.*

Da übernimmt Frau Ursula in Eisenach die Stelle einer Mutter, an Stelle des Vaters aber tritt der würdige Rektor der Georgenschule Tribonius. Wenn am Morgen der Unterricht beginnt, nimmt der alte Humanist vor seinen Schülern das Barett ab: Er grüßte sie als künftige Bürgermeister, Kanzler, hochgelehrte Doktores und Regenten!

So wird alles auf die Zeit gestellt, in der die Jungen im Dienst der Wissenschaft zu Macht und Gelehrsamkeit aufsteigen werden. Und so bedeutet Eisenach für den künftigen Doktor und Regenten Martin Luther die Schwelle zum Leben, eine Stufe höher als Eisleben und die Schule in Magdeburg. Das Brot, um das der Kurrendeschüler sang, ist durch Frau Ursula Cotta, wie die Luther-Legende sie schildert, zu Rosen erblüht.

Auf dem Weg zum Reichstag in Worms wird der Wittenberger Professor Doktor Martin Luther in der Stadt Eisenach festlich empfangen. Die Hoffnungen aller begleiten ihn, die in der verarmten Stadt unter der übermäßigen Macht der Geistlichkeit seufzen. Wie durch einen engenden Gürtel ist Eisenach umschnürt vom Besitz der Klöster. Vor den Toren von St. Georg und St. Nikolaus ist für die Bürger kein Feld. Aber auch ihre Seelen sind eingeschnürt von der Herrschaft des Papstes, der mit der Gnade Gottes Ablaßhandel treibt.

Kurz danach kehrt der tapfere Mönch aus Worms zurück. Er predigt in der Kirche, aber die Stimmung der Gemeinde ist diesmal gedrückt. Über Luthers Haupt schwebt der Bannfluch, wer sich zu ihm bekennt, macht sich schuldig. Es herrscht eine leise, ängstliche Scheu, keiner will sich entscheiden, keiner sich selbst verraten. Still geht man nach Haus.

So sind die Eisenacher nicht überrascht, als sie hören, daß Luther, der von Eisenach nach dem Stammort seines Vaters, nach Möhra, einen Abstecher gemacht hat, plötzlich aufgeriffen wurde und verschwand. Sie sind nun sehr zufrieden mit seiner Haltung: es wäre ja schrecklich gewesen, wenn sie auf einen Mann gesetzt hätten, der am Tag danach aus der Gemeinschaft der Lebenden verschwand. Durch das Nikolaitor aber fährt der stattliche Reisewagen, den der Kurfürst in Wittenberg einem reichen Goldschmied entliehen hat, damit sein Schützling bequem reise. Kein Luther, nur sein tapferer Freund Justus Jonas sitzt darin.

Das sahen die Eisenacher, und der neumodische Wagen, der die Biegungen der Straße so bequem nahm, weil als neue Erfindung seine Vorderräder auf drehbarer Achse liefen, war wohl das, wovon sie am meisten sprachen. Nicht gesehen haben die klugen Bürger eine Sänfte, von zwei Eseln getragen, die sich am Abend des Überfalles vom Brunnen bei Möhra auf versteckten Wegen zur Wartburg begab, von klirrenden Reitern und ihren Reisigen begleitet. Ihr entstieg eine verummte Gestalt, vom Burghauptmann geführt.

Während sie unten in der Stadt in Dumpfheit leben, entzündet einer, der sich nach Eisenachs Schutzheiligen Junker Georg nennt, in der stillen Arbeitsklausur des Burgverstecks das Feuer des Geistes: er überträgt das Neue Testament in die Sprache seines Volkes, er macht es zu einem deutschen Buch. Wenn einmal ein Eisenacher Handwerker hinauf zur Wartburg kommt, sieht er dort wohl einen bärtigen Ritter, der draußen vor der Küche steht, den einfachen Leuten aufs Maul schaut und sich von ihnen allerlei Ausdrücke sagen läßt. Dann hallt der Burghof wider von dem Lachen und von der Freude an all den Worten, die sich der fremde Junker auf einem Täfelchen aufzeichnet. Die Bewegungen der Hand verraten eher den Mann der Schrift und der Kanzel als den des Schwertes. Niemand in Eisenach ahnt, wer der Ritter ist.

Viel später, als sie erahnen, wer der Junker Jörg war, mag sich mancher ob seiner Kleinmut geschämt haben: nicht den Ritter Sankt Georg, Wolframs Elster hätten sie im Wappen von Eisenach verdient.

*

Einer aber aus der Stadt zu Füßen der Wartburg trägt die Flamme weiter, die der Ritter Jörg entzündet hat. Im Jahre 1685 erklingt in dem Haus des Organisten Bach, in dem oft bis spät in die Nacht ein fröhliches und frommes Musizieren ist, ein gar kräftiges Instrument: die Stimme eines Neugeborenen, der als Johann Sebastian Bach den Ruhm seiner Vaterstadt als der beste Erbe Luthers in alle Welt trägt. Die Stimme bekommt Gewalt, wird die Orgel in Arnstadt, Mühlhausen, Weimar und Köthen, die Orgel der Thomaskirche zu Leipzig: Luthers Werk trägt Bach von der Kanzel zur Orgel, das Göttliche wird Melodie.

Neuerweckung der Wartburg

Drei Menschenalter sind vergangen – es ist das Jahr 1777. Von Ilmenau her reitet, längshin am Thüringer Wald, die Kavalkade des Herzogs Carl August über Friedrichroda und Ruhla nach Wilhelmstal, seinem Jagdschloß am Hang des Gebirges. Neben ihm sprengt der junge Doktor Goethe, der Freund, den er, vor knapp zwei Jahren, aus Frankfurt geholt hat. Der tolle Ritt, um vier Uhr früh begonnen, hat seine Backe dick gemacht, er lacht darüber mit dem Herzog, der mit dem Übermut des Zwanzigjährigen an seiner Seite trabt. Am nächsten Tag erschallen die Jagdhörner in den lichten Buchenwäldern südlich der Wartburg. Aber schließlich müssen die Jäger zum Schloß am Markt, wo der Landesherr festlich empfangen wird. Goethe erlebt den Glanz, aber auch die Sorgen des Regierens, er beläßt sich mit den Geschäften und tanzt „wie toll nun abends sechs bis morgens um drei Uhr“. Dann verpflanzt ihn sein Herzog zur Wartburg, damit er Ruhe habe für ein dramatisches Spiel, an dem er schreibt. Er findet, was Luther hier fand: eine Stätte der Einsamkeit und Arbeit. „Ich wohne auf Luthers Patmos und finde mich so wohl als er . . . Die Wohnung ist das Herrlichste, was ich erlebt habe, so hoch und froh!“

Etwas Unerwartetes geschieht: der Dichter einer neuen Zeit, der die Natur nicht mehr außerhalb sein läßt, sondern die geheimnisvolle Einheit des Menschen mit der beseelten Welt begreift, der Dichter sieht nicht nur das Ritterschloß und seine Räumlichkeit, er erfaßt auch den Zauber der Landschaft ringsum, er spürt den lebendigen Atem der Natur. Er schreibt an Charlotte von Stein: „Ich möchte den Blick hinübersegnen, den es mich nur kostet, aufzustehen vom Stuhl.“ Und seine Schilderung wird zum Gedicht: „In dem grausen ,linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabgänge davor und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt, wie die nackten Felsspitzen im Monde röten, und die lieblichen Auen und Täler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt.“

So hat noch keiner vor ihm aus der Enge der Burg ins Freie geschaut – ihm wird die Wartburg zur Kanzel der Natur.

*

Im 19. Jahrhundert wird Eisenach ein Ziel der Wanderschaft. Von überall her kommen die Maler und finden an der Burg und ihren Felsentälern „romantische Motive“; in Eisenach selbst wird Goethe ein Erbe seiner Naturauffassung auf dem Gebiet der Malerei geboren, Friedrich Preller, Klassizist und Romantiker in einem. Aus dem Naturgefühl des Thüringers heraus läßt er die landschaftliche Szenerie der Odyssee erstehen: mit den Eichen seiner Heimat; er malt auch die Wartburg, und seine Schüler und Nachfolger entdecken von Eisenach aus den Thüringer Wald und die Rhön.

Die Künstler sind die Wegbereiter der Wanderer, die nun der „Dickichtschauer“ in Thüringens Wälder lockt. In Scharen wallfahrten sie zur Wartburg, die zur Stätte großer Feste wird, voran die Studenten.

Wartburgfest 1817: die Studenten der Freiheitskriege erneuern hier den Geist der Schlacht von Leipzig und den Geist der Reformation. Das Vorbild Luthers auf ihre Weise nachmachend, errichten sie einen großen Scheiterhaufen, in dessen Flammen sie verbrennen, was ihrem Freiheitsdrang entgegen ist: Schriften mißliebiger Literaten wie Kotzebue und Zacharias Werner, Schriften gegen die Turnkunst und den Turnvater Jahn, dazu die Symbole der Reaktion: Zopf, Schnürleib und Korporalstock.

Um das lodernde Feuer zu Ehren der Freiheit stehen die ehemaligen Kampfgefährten des Heiligen Krieges, Vertreter aller protestantischen Universitäten Deutschlands, in schwarzer, altdeutscher Tracht, die Mützen mit Eichenlaub geschmückt, Jünglinge der

Romantik. So halten sie ihre Reden: „Wer bluten darf für das Vaterland, der darf auch davon reden, wie er ihm am besten diene im Frieden!“

Dann singen sie das Lied von der festen Burg, darin Luthers Wartburgerlebnis Gestalt gewann. Ihre Fahne aber trägt derselbe Graf Keller, der dreißig Jahre später als Staatskommissar für die Eisenbahnen die organisatorische Arbeit bei der Errichtung des Schienenstranges auf der Strecke Halle-Eisenach verwirklichen hilft: mit den Mitteln der Technik wird der Traum weitergeführt, den die Begeisterung der Freiheitskämpfer um 1813 entzündet hat: „der Traum von der Einheit eines freien, frohen und glücklichen Deutschlands“.

*

Auf der Straße von Frankfurt fährt im April des Jahres 1842 eine Postkutsche, in ihr sitzt ein junger Musiker, der 29jährige Richard Wagner. Er kommt von Paris, wo er vergebens für seine Idee eines neuen Opernstils geworben hat, er fährt zur Erstaufführung des „Rienzi“ nach Dresden; in Paris hat er das Lied vom Tannhäuser gelesen – seitdem trägt er sich mit dem Stoff. Da sieht er die Wartburg:

„Einen einzigen Lichtblick gewährte mir die Begegnung der Wartburg, an welcher wir in der einzigen sonnenhellen Stunde dieser Reise vorbeifuhren. Der Anblick des Burgeschlosses, welches sich, wenn man von Fulda herkommt, längere Zeit bereits sehr vorteilhaft darstellt, regte mich ungemein warm an. Einen seitab von ihr gelegenen fernerer Bergrücken stempelte ich sogleich zum „Hörselberg“ und konstruierte mir so, in dem Tal dahinfahrend, die Szene zum dritten Akt meines „Tannhäuser“, wie ich sie seitdem als Bild in mir festhielt und später dem Pariser Dekorationsmaler Desplèchin mit genauer Angabe meines Planes, zur Ausführung anwies. Hatte es mich bereits sehr bedeutungsvoll gemahnt, daß ich erst jetzt, auf der Heimreise von Paris, den sagenhaften deutschen Rhein überschritt, so dünkte es mich eine weissagungsvolle Beziehung, daß ich die so geschicht- und sagenreiche Wartburg eben erst zum ersten Male leibhaftig vor mir sah . . .“

Nach Jahren erscheint das Bild wieder in seiner Phantasie. Aus dem Geist der Landschaft ersteht sein Werk. Mit dem kühnen Griff des geborenen Dramatikers gibt er seinen Gestalten Leben. Er vertauscht Heinrich von Osterdingen mit Tannhäuser, dessen Sage er vom Untersberg bei Salzburg zum Hörselberg bei Eisenach verlegt; er stellt ihn zwischen die reine Jungfrauengestalt, der er den Namen Elisabeth gibt, und die „Teufelinne“, Frau Venus. Elisabeth stellt er zwischen die Huldigung Wolframs von Eschenbach und die glühende Leidenschaft des Tannhäuser. Es sind Probleme und Empfindungen von zeitloser Kraft, vor der Szenerie der Wartburg sich abspielend.

Wie er später auf einem der Berge in Böhmen, die Caspar David Friedrich so gern gemalt hat, das Hirtenlied des Tannhäuser erlebt, so ist auch die Vision zu seinem Tannhäuser aus dem landschaftlichen Eindruck entstanden: leidenschaftlicher als Carl Alexander und Schwind beansprucht Richard Wagner, der den Großherzog „einen flauen Prinzen“ nannte, das lebendige Erbe der Wartburg.

*

Der Enkel von Großherzog Carl August, der einst die Studenten gegen Metternichs reaktionäre Verfolgung schützte, hat die Wartburg wiederhergestellt und zu seinem Schloß gemacht – 1867 begeht er am Tag von Goethes Geburt die Jahresfeier der Neugründung der geweihten Stätte.

Franz Liszt, der Musiker des neuen Weimar, ist von Rom gekommen. Im Festsaal der Wartburg wird sein chorisches-szenisches Werk „Die heilige Elisabeth“ aufgeführt, ein Oratorium, getragen von der Verehrung zu Bach, kultisch-festlich, durchdrungen von einer Frömmigkeit, die jenseits von Zeit und Konfession das Göttliche als Schönheit begehrt.

Aus dem Mörtel der Zeit sind die Säulen des Landgrafenhauses wieder herausgeholt worden, die Zinnen der Türme sind neu errichtet, innen sind Säle und Galerien mit Fresken geschmückt, den Wandbildern von Moritz von Schwind, darin die Geschichte der Wartburg, die Geschichte der heiligen Elisabeth, im Glanz des Märchens erblüht. 800 Jahre sind seit der Gründung der Burg vergangen: Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide, Landgraf Hermann und Landgraf Ludwig, Martin Luther als Kurrendesänger und als Junker Jörg, Johann Sebastian Bach, Goethe und Herzog Carl August, dessen Enkel Carl Alexander, Franz Liszt und Moritz von Schwind, zuletzt auch Fritz Reuter, der am Fuß der Wartburg sich sein Haus errichtet hat: so schreiten wir durch die Jahrhunderte, der Hauch der Geschichte, den wir verspüren, verbindet sich mit dem Rauschen der Wälder zu einer gewaltigen Melodie: Vom Lied zu Gott, von Gott zum Lied.

Von alter Frömmigkeit: Fulda

*Der Schöpffer will gelobet sein /
Euch wird's zum heyl gedeyen.
Friedrich von Sper.*

Von Winfried zu Ottfried

Mannigfaltig wie Landschaft und Städtebild sind die Bewußtseinsinhalte der einzelnen Orte und ihrer Bewohner. Berlin ist nach westdeutschen Begriffen eine junge Stadt: im Jahre 1938 hat es erst seine 700-Jahr-Feier begangen, und die unmittelbar lebendige Tradition der Bevölkerung Berlins reicht im Grunde nur bis zum Alten Fritz zurück. Wittenbergs geschichtliches Gefühl ist in der Zeit Martin Luthers verankert, in Leipzig scheint zunächst alles Gegenwart, aber der Geist des Barock bestimmt doch spürbar die Atmosphäre der Stadt: von der Orgel der Thomaskirche aus regiert Johann Sebastian Bach. Im Park von Weimar glauben wir noch die Spur von Goethes Schritten zu erkennen, so sehr ist die Szenerie erfüllt vom Gefühl der Nähe des Dichters. In Eisenach reicht die lebendige Überlieferung bis auf die Zeit zurück, da Geschichte zur Sage wird. Je westlicher wir kommen, um so tiefer zeigt das Senkblei der Erinnerung: Gelnhausen ist Barbarossas Stadt, Frankfurt knüpft sein geschichtliches Gefühl an die Zeit, da Karls des Großen Enkel Ludwig der Deutsche seine Residenz am Ufer des Mains hatte. In keiner Stadt an der Straße, die Frankfurt mit dem Osten verbindet, erscheint aber fernste Vergangenheit so gegenwärtig wie in Fulda. Früheste Kunde von deutschem Christentum lebt hier mit dem Gefühl geschichtlicher Verbundenheit unmittelbar nach Wir sehen die Gruft, darin der Apostel der Deutschen, Sankt Bonifatius, von seiner irdischen Wanderschaft ruht. Das Buch wird gezeigt, das er schützend über sein Haupt hielt, als die Schwerthiebe des Mörders ihn trafen, die Waffe sogar, die den Apostel niederstieß, hat sich durch nunmehr zwölf Jahrhunderte erhalten, und auch der Hirtenstab des Erzbischofs wird noch bewahrt, den seine Hand umfaßt hat.

Als klänge im Schacht des Brunnens der Geschichte, aus dessen Tiefe wir schöpfen, beim Einsenken des Gefäßes plötzlich das Wasser auf, so schallt die Jahreszahl der Gründung von Fulda an unser Ohr: 744. Das ist fast ein halbes Jahrtausend vor der Gründung von Berlin und mehr als fünfhundert Jahre bis zu dem Zeitpunkt, da östlich der Oder das Heidentum überwunden war. Im Jahre 744 dringt der Franke Sturmius im Auftrag seines Meisters Bonifatius, der vorher schon den Weg nach Hersfeld und Erfurt gefunden hatte, in die tiefen Wälder des Vogelsbergs ein. Er hat den Auftrag, auf halbem Weg zwischen Mainz und Erfurt die Stelle für einen Klosterbau zu finden. Auf seinem Eselchen reitet er der schmalen Wegspur nach, auf der Höhe der Berge hin, wo einst die „Rennwege“ zogen. Dann biegt der Saumpfad deutlich zu Tal: die Stelle scheint nahe, wo der Reiter den Fluß überschreiten kann. Vielleicht findet er hier den Platz, der zur Niederlassung geeignet ist. Da sieht er im Fluß seltsame Gestalten, die sich dort baden. Es gelingt ihm, sich mit ihnen zu verständigen: es sind slawische Handelsleute aus dem Gebiet der Saale, die mit Waren zum Rhein gezogen kommen. Hier ist die Furt, durch welche sie auf ihren Wanderungen den Fluß durchwaten. So hat Sturmius den Weg gefunden, der Mainz mit Fulda verbindet und weiter nach Erfurt zielt. Der Weg, auf dem einst Drusus mit seinen Legionen von Rhein zur Elbe vorstieß, wird zur Straße der Christianisierung Deutschlands. Während aber die Straße im Kinzigtal im Bewußtsein der Bevölkerung die Straße des Reichs, oder meist kurzweg „die Straße“ heißt, hat sich in Fulda für die Höhenverbindung zum Rhein ein viel älterer Name erhalten. Man nennt sie „Antsanvia“ und hat ihren Verlauf durch Funde von Scherben, Waffen und kleinen Hufeisen der Vorzeit festgelegt. Antsanvia muß ein stark verändertes Wort sein, das vermutlich nicht nur in seinem letzten Teil – via = Weg – aus dem Latein der Mönche stammt. Wir möchten auf Hoher, Heiliger Weg deuten, *alta sancta via*, womit jedenfalls die Bedeutung der Straße voll und ganz bezeichnet ist, und hohe Straße hieß ja unsere Straße im Mittelalter vielfach, zum

mindesten von Erfurt ab nach dem Osten. Der Weg zog sich, wie allgemein in vorgeschichtlicher Zeit, ursprünglich auf dem Kamm des Gebirges hin, er wurde erst allmählich tiefer ins Tal an den Flußlauf gelegt. Es ist die Straße, die Ariovist nach Gallien zog, bei der Völkerwanderung der Sueven, mit der die Bedrohung des Römerreiches begann.

Noch lebt in Fulda über die Jahrhunderte hinaus das Gedächtnis an die letzte Fahrt des Bonifatius, als der hohe heilige Weg zur Straße des Toten ward. Im Jahre 754 hatte der Erzbischof in Friesland den Tod des Märtyrers erlitten. Er hatte bestimmt, daß er in Fulda begraben werden sollte; Totenverehrung, in der sich die heldische Auffassung des Germanentums und der Heiligenkult des Christentums vereinen, hat ihm die letzte Fahrt bereitet. Der Weg ging rheinaufwärts bis Mainz, dann wurden die teuren Überreste, denen der Glaube Wunderkraft verlieh, von seinen Jüngern auf der Antsanvia durch die Wälder des Buchenlandes bis hin nach Fulda getragen.

Wo der Zug nachts geruht hatte, wurde später eine Kapelle errichtet, wo am Tag Rast gewesen, ein Kreuz. Noch hat man zwischen Mainz und Fulda Spuren solcher Gedenkzeichen gefunden, die an Bonifatius erinnern.

Auf Bonifatius und Sturmius folgt im neunten Jahrhundert ein zweites Freundespaar: Rhabanus Maurus, der gelehrte Abt, der Fuldas Bedeutung als hohe Schule des deutschen Christentums begründet hat, und sein Schüler Ottfried, Deutschlands erster Dichter. Abt Rhaban ist uns als Bauherr bekannt: er gilt als der Gründer der Michaelskirche. Auf ihn wird der Gedanke zurückgeführt, daß hier die Säule der Krypta acht Säulen des Rundbaues der Oberkirche trägt, in denen die Seligkeiten symbolisiert sind, während der Schlußstein im Mauerwerk des Gewölbes auf Christus deutet.

Rhabanus Maurus ist der gelehrte Schüler des Apostels Alcuin, er ist einer der großen Lehrer Deutschlands, der erste bedeutende Bibliothekar und Büchersammler. Er hat die Handschriftensammlung des Klosters begründet und lebt im Gedächtnis der Nachwelt als Deutschlands Lehrer, so daß er, wie nach ihm Melanchthon, „*Praeceptor Germaniae*“ genannt wird. Wohl um unter den vielen lateinischen Büchern auch eines in heimischer Sprache zu haben, wurde er der Auftragsgeber des ersten Epikers der deutschen Dichtung, des Fuldaer Mönchs Ottfried von Weißenburg. Der Elsässer Ottfried hat zehn Jahre seines Lebens im Kloster des heiligen Bonifatius verbracht und hier zur Zeit Ludwigs des Deutschen das erste deutsche Epos vom Messias geschrieben: den „Krist“ den er auch seinem König gewidmet hat.

Neben dem Heiland eines unbekanntes niedersächsischen Dichters und seiner herben, in der Grundvorstellung mehr germanischen als christlichen Gestaltung steht das Evangelienbuch Ottfrieds als eine echt lyrische, zum Singen geformte Dichtung. Lesen konnten die Laien nicht – so sollten Reim und Melodie ihrem Gedächtnis helfen.

Für den Zeitgenossen mochte es sich in dem Werk somit lediglich um eine Darstellung vom Leben Christi handeln, die leichter faßlich sein sollte als die lateinischen Predigten der Geistlichen. Wir Heutigen sehen in Ottfrieds Messiade vor allem ein Spiegelbild der Zeit, in der das Werk entstand: Germanentum und Christentum sind damals noch vielfach Gegensätze, der Dichter ringt mit dem Stoff, der dem Empfinden seines Volkes in vielen Motiven widerspricht. Schwer kommt er darüber hinweg, daß die Jünger Christi, seine Ritter also, ihren König verlassen, als die römischen Kriegsknechte ihn gefangennehmen. Wie der Meister von Naumburg in seinem Lettner-Relief, wie noch Johann Sebastian Bach in der Matthäus-Passion, verweilt der Deutsche ausführlich bei der Szene, wie Petrus als Gefolgsmann des Heilands für seinen Herrn das Schwert zieht.

Auch sonst steht im Hintergrund von Ottfrieds Dichtung eine Auffassung von Christus und seinen Jüngern, die etwa der eines germanischen Herzogs oder eines Gralskönigs der Rittersage verwandt ist. Junges deutsches Christentum, tiefinnerliche Verbindung von Frömmigkeit und Minnesang klingt in den Szenen auf, in denen die Himmelskönigin erscheint. Unvergeßlich prägt sich das Bild ein, wie der Bote des Herrn zur Maria, die der Dichter wie eine Königstochter schildert, auf die Erde herabschwebt: „auf dem Pfad der Sonne, der Straße der Sterne, dem Weg der Wolken“.

Hier weist das Werk auf den Minnesang der Epoche Walthers von der Vogelweide. An ihn denken wir auch und an sein „Lied den Deutschen“, wenn Ottfried das Lob seines Volkes singt:

*Sie sind genau so kühn
Ganz wie die Römer.
Zu Waffen gar geschickt
So sind die Helden alle.*

Im Klang der Glocken von Fulda schwingen Ottfrieds Worte, schwingt sein Spruch von der Frömmigkeit der Deutschen:

*Denn alles, was sie denken
Sie ganz mit Gotte wirken,
Sie tun auch in der Not
Nichts ohne seinen Rat.*

Zwischen den Zeiten

Durch Bonifatius und Sturmius, durch Rhabanus Maurus und Ottfried von Weißenburg war Fulda ein Mittelpunkt des christlichen Deutschland geworden, seine stattlichen Bauten gaben ihm den Namen des deutschen Rom. An der Stelle des heutigen Doms stand in der karolingischen Zeit eine Basilika, deren Ausmaß den spätern Dom noch übertraf. Die Fuldaer Stiftskirche war der größte Kirchenbau diesseits der Alpen, und so entsprach er der einzigartigen Stellung, die der Abt des Klosters einnahm. Er war weder dem Erzbischof von Mainz noch einem weltlichen Landesherrn untertan; als reichsunmittelbarer Fürst hatte er über sich nur den Kaiser, als Geistlicher empfing er seine Weisungen unmittelbar vom Papst. Auch hatte er das Primat für alle Klöster in Deutschland und Frankreich, war also Fürstprimas der Äbte beider Länder. Diese unmittelbare Stellung zu Papst und Kaiser wird deutlich, als Kaiser Heinrich II. und Papst Benedikt VIII. Fulda zum Treffpunkt für die Zusammenkunft auf deutschem Boden bestimmten.

Aber in der folgenden Zeit trat die politische Bedeutung der Klöster gegenüber den Bischofssitzen mehr und mehr zurück. Kurmainz strebte an Fulda vorbei nach Erfurt und der Goldenen Aue; es begann eine Machtstellung auszubauen, die als deutscher Kirchenstaat vom Rhein bis ins Herz von Thüringen griff; zudem war der Erzbischof von Mainz Erzkanzler der Reichs, der Abt von Fulda nur Kanzler der Kaiserin. Einen großen Tag seiner Geschichte sah Fulda, als Friedrich Barbarossa zur Weihe der Stiftskirche hier erschien (1157). Der Markort an der Straße von Frankfurt und Hessen nach Thüringen hatte sich durch den starken Verkehr und die aufblühende Gewerbetätigkeit selbständig entwickelt; der Hohenstaufenkaiser erhob ihn zur Stadt und löste seine Gerichtsbarkeit vom Abt. Auch hielt Barbarossa einen Reichstag hier ab.

Unter Rudolf von Habsburg, der mehrfach auf der Straße des Reiches hier zog, wurden die Äbte von Fulda zu Fürsten erhoben; zum sichtbaren Ausdruck seiner Sonderstellung erhielt der Fürstabt von Fulda das Recht, zur Linken des Kaisers zu sitzen. Derartige Formen waren dem Mittelalter, dessen Vorstellung im Symbol gipfelt, wichtiger fast als real greifbare Rechte.

Von nun an empfindet sich der Abt von Fulda in erster Linie als Fürst, sein hohes Amt wird mehr und mehr mit Söhnen des hessischen und fränkischen Adels besetzt, die auf diese Weise versorgt werden. Die Äbte bauen sich eine Burg, die Hofhaltung wird weltlich und prunkvoll. Damals strömte aus der später verarmten Rhön noch reicher Segen in die berühmte Küche des Klosters, das seine Mission als hohe Schule deutscher Frömmigkeit mehr und mehr vergaß. Das Herrentum der Äbte führte im 14. Jahrhundert zu Gegensätzen zwischen Bürger und Kloster, zu Aufruhr und Zerstörung der Zwingburg des Abtes, zur Plünderung des Klostersgutes, bis Ludwig der Baier die Reichsacht über die

Stadt verhängte. Die Bürgerschaft wurde niedergedrückt, Pest und Raubrittertum hielten in den folgenden Zeiten eine neue Entfaltung zurück, die Entwicklung der von Barbarossa geförderten Stadt wurde in der Blüte geknickt.

*

Gegenüber der Bedeutung der frühchristlichen Zeit von Fulda sowie der Entfaltung der Gegenreformation und des Barock, das mit kühnem städtebaulichem Willen ein neues Fulda gestaltete, treten die dazwischen liegenden Epochen: das romanische Mittelalter, die Gotik und die Renaissance, in Fulda völlig zurück.

Man hat den Eindruck, als ob von einem Drama hier nur der erste und fünfte Akt gespielt würden.

Akt I geht von Bonifatius bis zu Ottfried: Fuldas Geschichte ist hier in jedem Zug Ereignis für ganz Deutschland. Akt II, die Hohenstaufenzeit, wird eine gute Tagereise südwestlich, in Gelnhausen gespielt. Akt III, die Gotik, hat keine wesentliche Szenerie hinterlassen. Dafür reitet über dem Eingang zur Krypta des Bonifatius ein prachtvoller Ritter, der die drei Lilien der Stadt Fulda im Wappen führt. Auch ist ein Bildnis Karls des Großen in eine der vom alten Bau gebliebenen Säulen gemeißelt, im Typus mehr an Karl VI. erinnernd. Akt IV, Humanismus und Renaissance, bringen Fulda keinen Aufstieg. Dafür erscheint auf der Bühne eine bedeutsame Gestalt: der Junker Ulrich von Hutten. Als Zögling der Klosterschule vermag er sich nicht einzufügen, bis er der scholastischen Enge entflieht. Es ist um dieselbe Zeit, als Martin Luther in Erfurt den umgekehrten Weg aus der Freiheit der Welt ins Kloster geht. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts beginnt in Fulda die Gegenreformation, wir lernen hier auch ihre positive Seite kennen, durch die sie in erster Linie eine Reformation bedeutet hat. Der Geist der durch die Glaubenskämpfe erregten Zeit begegnet uns aber auch in seiner düstersten Verwirrung: in der grausamen Verfolgung Andersgläubiger, im Wahnsinn der Hexenjustiz.

Wie Hessen in Konrad von Marburg, dem Beichtvater der heiligen Elisabeth, schon einmal einen jener furchtbaren Fanatiker hervorgebracht hatte, deren Religion der Haß ist, wirkte in Fulda zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges der berühmte Hexenrichter Balthasar Voß. Er rühmte sich, 700 Personen, meist Frauen, dem Feuertod zugeführt zu haben und strebte danach, das Tausend vollzumachen. So tritt in Fulda zum Apostel der Hexenrichter, als grauenhaftes Gegenbild zu Frömmigkeit und Marienkult tierisch entfachter Haß, der im Weib den Teufel sieht.

Wiedergeburt nach tausend Jahren

Der Engel, der in Ottfrieds Gedicht zur Maria strebt, war nicht vergessen. In Fulda erstand zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in den Gedichten des Grafen Spee der Mystik neues Leben. Der Kraft und Zartheit tief verbindende Dichter, der das religiöse Erlebnis ganz in die Seele des Gläubigen verlegt, ist zugleich der tapfere Bekämpfer der Hexenverfolgung. Dazu gehörte – auch für einen Jesuitenpriester – unbeirrbarer Mut, da die grauenvolle Justiz jeden, der sich gegen ihr Wüten wandte, des Bundes mit dem Teufel zieh. Wir begreifen Spees Mut gerade aus der fast kindhaften Freudigkeit seiner Gedichte. Inmitten der Stürme des Dreißigjährigen Krieges erscheint Spees Buch der Trutznachtigall wie die Vision einer Zeit nach der Sintflut: Berge und Täler, das Wachstum der Bäume, das Blühen auf der Erde und der Gesang der Vogelstimmen erheben sich neu, und alles ist ein tausendfältiges Lob für den Schöpfer. So steht auch Ottfried von Weißenburg und Ulrich von Hutten die Gestalt eines Dichters zu Beginn des fünften Aktes auf der Bühne Fuldas, als die größte Epoche der Abtei nach Winfried und Rhaban beginnt. Diese Zeit hat im Barockviertel eine Szenerie hinterlassen, wie sie nur wenig deutsche Städte besitzen. Fulda, nach Ablauf einer tausendjährigen Geschichte im Jahre 1752 zum Bischofssitz erhoben, reiht sich damit neben Würzburg und Bamberg; zum Barock des Maingebietes gehört die einzigartige Kunst von Fulda als wesentliche Ergänzung hinzu. Das Schloß des

Fürstbischofs, Hauptwache und Orangerie, die wuchtige Symmetrie der Buttlarschen Häuser, das prunkvolle Paulustor, durch das die Straße von Frankfurt nach Leipzig hindurchgeht, Priesterseminar, alte Universität und Stadtkirche, das Ganze überragt von der Kuppel des Domes, umgeben bis in weite Ferne von einem Kranz von Landsitzen und Jagdschlössern, diese Motive als Einheit gesehen vermitteln eine städtebaulich große, weit in die Landschaft ausgreifende Idee, die den Stil des Barock auf seiner Höhe zeigt.

Der Dom, den der Bamberger Meister Johann Dientzenhofer zu Beginn des 18. Jahrhunderts gebaut hat, erscheint freilich noch weit bedeutsamer als die großräumige, aber akademisch-kühle Formung des Domes von Salzburg. Dientzenhofers in Kuppeln und Säulen gedachtes Werk verbindet römisches Barock mit schlanker Höhenentwicklung, wie sie sich in der deutschen Baukunst immer wieder durchsetzt.

Das Innere des Domes scheint für den Eintretenden zunächst der Auffassung der Fuldaer Barockstadt als einer Residenz von weltlich-fürstlichem Charakter recht zu geben: palastartig öffnet sich eine Architektur mit Pfeilern und Säulen, auf Rahmung immer neuer Fernen gestellt, bis dann über dem durch die Halle Schreitenden die Kuppel das ewige Rom unmittelbar gegenwärtig macht. Und hier gilt Schillers Wort:

*Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.*

Die Kraft, mit der nach tausend Jahren des Stillstandes Fulda diese strahlende Blüte entfaltet, erklärt sich aus der vom Ende des 17. Jahrhunderts an unerwartet hervorbrechenden Renaissance des Glaubens, die den Stil des Barock erstehen ließ: allumfassend, die Menschen aufrüttelnd, das Empfinden mit äußerster Erregung der Sinne zur Bereitschaft auf die Hingabe an das Überirdische weckend. Bedeutsam treten dabei die Persönlichkeiten der geistlichen Fürsten Fuldas hervor. Die Schenk zu Schweinsberg, Bibra, Buttlar und Dalberg wetteifern mit den großen Bischöfen und Bauherren der Familie von Schönborn und den andern Volksmännern des Barock, die Würzburg und Bamberg zu Vororten der deutschen Kunst gemacht haben.

Nach Dalberg ist Schloß Adolfseck, der Sommersitz der Fuldaer Bischöfe, benannt. Ein Fuldaer Bischof ließ Schloß Bieberstein in der Rhön erstehen, ein anderer den barocken Kern von Bad Brückenau. Das Kreuz von Fulda findet man mit den Wappen der erwähnten Geschlechter an Kirchen und Schlössern bis nahe vor Eisenach, wo an das süddeutsche katholische Barock das thüringische protestantische Barock der Epoche Johann Sebastian Bachs sich unmittelbar anschließt. Dientzenhofer und Bach sind Pole derselben Welt. Das Barock aber ist Deutschlands eigentliche Renaissance.

Bismarck vollendet die Straße des Reichs

Was folgt, ist Nachspiel. Nach der Aufhebung des geistlichen Besitzes kam das Fuldaer Land Nassau, dem auch das Herrscherhaus der Niederlande entstammt. Der Fürst von Nassau übertrug die Herrschaft seinem Sohn Wilhelm, dem späteren König von Holland. Da dieser sich weigerte, dem Rheinbund beizutreten und Napoleons Vasall zu werden, wurde Fulda 1810 mit dem Großherzogtum Frankfurt vereinigt. So kommt wieder ein Dalberg nach Fulda. Im Dom konnte er seinen Verwandten, Adolf von Dalberg, den großen Bauherrn des späten Barock, im Bildwerk sehen, unter einem Baldachin kniend, den die Fürstenkrone ziert, das wahrlich nicht schöne Gesicht mit dem barocken Doppelkinn verklärt von innerem Gefühl.

Der zweite Dalberg führte wie dieser den Titel Fürstprimas, war Königliche Hoheit und Großherzog, und doch spielte er eine knechtische Rolle, er ist, wogegen der Nassauer Fürst sich wehrte, Vasall von Napoleons Gnaden.

Ob auch das für ihn zusammengesetzte Großherzogtum scheinbar dem alten Traum von Mainz entspricht, indem es sich in ununterbrochener Folge von Mainz bis Fulda ausdehnte und sogar Frankfurt in sich schloß, so war doch im Grunde Dalbergs Land nichts anderes,

als die von einem künstlichen Staat umkleidete Etappenstraße Napoleons vom Rhein bis Mitteldeutschland, auf der der Stoß von Paris nach Moskau vorbereitet wurde.

Auf dem Wiener Kongreß, der das Reich Napoleons und damit die Herrschaft seiner Vasallen liquidierte, wurde über die Zukunft von Fulda viel verhandelt. Es scheint, als ob die Schwester des Zaren Alexander, die Erbprinzessin von Weimar, Carl Augusts Schwiegertochter, die Großfürstin Maria Pawlowna, sich und ihren Gatten im Gebiet von Fulda bis zum Antritt der Thronfolge in Weimar eine Sonderresidenz habe schaffen wollen. Es scheint aber auch, als habe Carl August schließlich die Aufnahme des geistlichen Fürstentums mit so vielen katholischen Einwohnern in sein bis auf einen Bruchteil der Rhönbevölkerung ausschließlich evangelisches Land abgelehnt, zumal das Fuldaer Gebiet durch die Baulust seiner geistlichen Fürsten wie durch die Kriegszüge der napoleonischen Zeit völlig verarmt und sein Ertrag auf lange Zeit verpfändet war.

So eilte denn der alte Siebenschläfer, Kurfürst Wilhelm von Hessen-Kassel, der sich das Gebiet der hohen Straße vom Main bis zur Werra gewann, aus Prag herbei, wo er sich während der napoleonischen Kriege versteckt hatte. Er bekam zu Kassel das Fuldaer Land als ein besonderes Großherzogtum, für Fulda aber begann damit eine Zeit des Stillstandes, seine Biedermeierepoche.

Bis zum Ende der Postkutschenzeit bleibt Fulda eine beliebte Reisesation, und zur Geschichte der Straße des Reiches gehört auch die Geschichte des berühmten Hotels zum Kurfürst, wo noch die Rechnung über den Aufenthalt der Queen Victoria und des Prinzgemahls vorhanden ist, die hier übernachtet haben. Die Fuldaer Bürger freuten sich des Glanzes, den solcher Besuch in die Stadt brachte, aber die Berichtersteller vermerkten es doch übel, daß die hohen Herrschaften den Dom keines Blickes würdigten, an dem übrigens auch Goethe achtlos vorbeiging.

Von Hohenzollerischer Hausromantik bestimmt, hatte König Wilhelm nach dem Krieg die fränkischen Markgrafschaften seines Geschlechts, Ansbach und Bayreuth, Bayern wegnehmen und mit seiner Krone verbinden wollen. Bismarck aber, der im Jahre 1865 von Schlüchtern aus eine geheimnisvolle Wagenfahrt ins hessische und bayrische Gebiet unternommen hatte, verlangte Schonung Bayerns. Preußen müsse sich mit dem bisherigen Gegner sofort verbünden, aber Hessen-Kassel und Nassau hätten ihr Recht auf Selbständigkeit verwirkt. Nur so ganz nebenbei ließ er sich zur Abrundung zwei kleine bayrische Bezirke, Orb und Gersfeld, geben. Er wußte warum: Bayern drängte er südlich ab, den Thüringer Herzogtümern gab er preußische Garnisonen, Kurhessen und Nassau wurden Provinz, Frankfurt wurde annektiert: so hatte er einem neuen Preußen, dem künftigen Deutschland, die Hauptachse geschmiedet.

Noch im Jahre 1866 begann der Bau der Eisenbahn von Fulda, um den Anschluß an Eisenach wie an Hanau zu erreichen, und die Linie von Berlin nach Frankfurt auszubauen. Eine fast vier Jahrtausende umspannende Entwicklung ist damit zum Abschluß gelangt, denn die Straße vom Rhein nach der Fulda und darüber hinaus zur Saale läßt sich durch vorgeschichtliche Ausgrabungen etwa um zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung zurück verfolgen. Es ist die „Antsanvia“, der hohe heilige Weg, den die Schenkungsurkunde Karlmanns bei der Gründung des Klosters im Jahre 744 nennt. Sie ging west-östlich von Mainz nach dem Vogelsberg zu und führte südlich vom Taufstein über Gedern an die Furt der Fulda. Erst später wurde der Hauptweg in das Flußtal verlegt, ohne daß die Kammstraße über Gedern darum aufgegeben wurde. Völlig ins Tal gefügt wurde die Straße erst im 18. Jahrhundert durch den Fürstabt von Bibra. Damals entstand ein großartiger Chausseebau nach Art der französischen Straßenbaukunst, der noch heute seine Aufgabe erfüllt.

Goethe zog im Jahre 1814 und 1815 die neue Straße, die auch den Rückzug Napoleons nach der Schlacht von Leipzig erlebt hat. Noch sah er Fulda von der Höhe oberhalb des Johannisberges aus, während heute die Autostraße bequemer führt, aber nicht mehr die einzigartige Aussicht bietet, an der der Dichter sich freute. 1793 schon hatte Kleist auf der Fahrt von Leipzig nach Frankfurt Fulda gerühmt: „die schönste, nein, die angenehmste Stadt, die ich je gesehen“.

Werra und Rhön

Segelflug über Burgen und Wälder

Die Wanderung durch das Werratal wird zur Entdeckungsreise durch das an Schönheiten unerschöpfliche mitteldeutsche Gebiet. Alte Städte und Burgen und die Nähe ausgedehnter Waldungen erinnern an das Kinzigtal, an Spessart und Vogelsberg. Doch ist an der Werra alles weiter und freier, von Fruchtbarkeit gesegnet. Gerstungen wirkt noch ganz hessisch, zumal der hochragende Fachwerkbau des alten Schlosses, auf den Grundmauern einer alten Wasserburg errichtet, die im 8. Jahrhundert fränkischer Königshof war.

Man betont nie genug, daß der Stamm der Hessen, der einstigen Chatten also, zu den edelsten Resten echten Germanentums gehört: in den Fachwerkbauten an Kinzig, Fulda und Werra und ihrer straff aufragenden Gestaltung drückt sich dies hessische Germanentum auf das edelste aus.

Von Gerstungen bis Wartha hin und von da weiter östlich nach Kreuzburg war das Werratal Kriegsschauplatz, als Kaiser Heinrich IV. Seinen erbitterten Kampf gegen die Sachsen und Thüringer und gegen seinen stärksten Feind im Innern des Reiches, gegen Otto von Nordheim, führte. Er erscheint in vieler Hinsicht als der eigentliche Vorläufer Heinrichs des Löwen und gehört ja auch durch seine Tochter zu den Ahnen des Welfen-Hauses. Otto von Nordheim hatte sich in Nord- und Mitteleuropa sein Herrschaftsgebiet gegründet, war aber zugleich Herzog von Bayern und somit der mächtigste Fürst im Reich. Als solcher widersetzte er sich dem Plan Heinrichs IV., der in Thüringen ein Kronland für den Kaiser schaffen wollte (1074). Der Gedanke des Kaisers eröffnete weite Ausblicke: wäre er durchgeführt worden, so hätte das Reich eine starke Mitte bekommen, Thüringen aber wäre nicht nur kulturell, sondern auch politisch etwa das geworden, was die französischen Könige sich in der *Ile de France* geschaffen haben. Aber statt daß sich hier ein fester Bezirk der Reichsgewalt entwickelte, wurde das Land durch Heinrich IV. nur Kriegsgebiet, und noch heute lebt in Sage und Geschichte die Erinnerung an die von Grausamkeit umdüsterten Kämpfe und an den Zorn des Kaisers fort, der Hessen und Thüringen schwer traf.

*

Daß das Werratal – vom Einbruch der Ungarn an - immer wieder Kriegsstraße war, zeigt noch die Anlage der Kirche von Herleshausen zwischen Gerstungen und Eisenach. Man glaubt in Siebenbürgen zu sein, wenn man den Bezirk dieser hessisch-thüringischen Kirchburg betritt. Die Ringmauer ist noch erhalten, ebenso der Toreingang aus gotischer Zeit und das Haus des Torwächters. In den Kirchturm hat christliche Frömmigkeit zum Glockenstuhl und seiner herrlichen Glocke eine Folterkammer eingebaut mit einem alten Stock, der bis zu drei Opfer mittelalterlicher Justiz einschließen konnte. Da saß dann das Triumvirat, von drei Räufern etwa, untrennbar beisammen, und zu der Qual kam der Streit der Erwischten untereinander, wenn sie sich die „Wenn`s“ und „Hätte`s“ des Besiegten gegenseitig an den Kopf warfen.

Der wehrhaften Kirche gegenüber ragen die Reste einer alten Ritterfeste, die im Mittelalter als uneinnehmbar galt. Der Ort selbst hat auch sein Schloß, das der landgräflichen Linie von Hessen gehört und somit unmittelbaren Nachkommen der heiligen Elisabeth, die vor mehr als siebenhundert Jahren auf der Wartburg und auf der Kreuzburg lebte und litt.

Die Hauptzier des Werratals ist das Burgendreieck Brandenburg-Wartburg-Kreuzburg.

Als auf der Wartburg das Thüringer Landgrafengeschlecht zur Macht kam, wurden die Brandenburger dort Kommandanten und blieben es bis ins 14. Jahrhundert. Zur kaiserlosen Zeit waren sie schlimme Raubritter, die von jedem auf der Straße zwischen Gerstungen und Eisenach ziehenden Kaufmann ein Geleitgeld verlangten, den aber

ausplünderten und gefangenhielten, der das unrechtmäßige „Brandenburger Geleit“ nicht zu zahlen bereit war: eine typische Form, wie Raub sich Rechtstitel verschafft.

Die Sage weiß viel von dem wilden Geschlecht zu erzählen, dessen stattliche Doppelburg König Rudolf von Erfurt aus zerstört hat. Eine der Sagen ist der Mär vom Tannhäuser und dem Hörselberg verwandt, nur daß die Venus hier eine Art Nixe Undine ist, eine Verkörperung der wilden Gewalten der Werra, deren Wasser dem Tal oft schlimme Überschwemmungen brachten.

Auf dem Burgberg, den man von Herleshausen ersteigt, um sich der weiten Schau auf das Teppichmuster zu freuen, das Felder und Wiesen und das von Buschwerk und Felsen begleitete Mäanderband des Flusses hier bilden, stehen noch hohe Mauern und drei stattliche Türme. Der Burghof ist deutlich zu erkennen und der große Rittersaal, der Rauchfang der Burgküche und die Kapelle. Man glaubt auf einer in Trümmer gesunkenen Wartburg zu stehen. Aber der Blick wird weggelockt zur Ferne, auf den weiten Bogen der Werra, auf das hessische Bergland und auf den Thüringer Wald, dessen Kamm im Inselsberg gipfelt. Gegen Süden zu heben sich die Basaltkuppen der Rhön in grandioser Wiederholung stets der gleichen Form vom Horizont ab.

*

Nördlich liegt Kreuzburg, dessen langgestreckte Burg schiffartig fast, mit Ringmauer, Wehgang und dem Palas die Anlage wiederholt, die von der Wartburg her jedem Deutschen vertraut ist. Es ist die letzte Station, ehe die von Kassel und von Hamburg einmündenden Wege die Frankfurt-Leipziger Straße erreichen.

In dieser Stadt, die ihr Gesicht über die Jahrhunderte unberührt und – was mehr ist – unbewußt bewahrt hat, kann der Wanderer der Erinnerung an vergangene Zeiten sich hingeben. Er wird eine ähnliche Stimmung erleben, wie sie vor hundert Jahren etwa Eisenach und die Wartburg gewährten, dahin manche von den Geschichten der heiligen Elisabeth verlegt wurden, die sich eigentlich in Kreuzburg abgespielt haben. Die Heilige hatte, wohl wegen ihres frommen Namens und wegen der Erinnerung an Bonifatius, eine besondere Zuneigung für diesen Ort. Cruziburg leitet seinen Namen von dem Kreuz ab, das Bonifatius als Zeichen der neuen Lehre im Jahre 724 hier errichtet hat. Hier hat Kaiser Heinrich IV. lange Zeit sein Heerlager gehabt, von hier aus begann sein und des Erzbischofs von Mainz Kampf um den Zehnten, den der Erzbischof widerrechtlich in Thüringen beanspruchte. Aber die Thüringer haben sich gewehrt und dem Machtgelüst des Mainzers Halt geboten.

Dann griffen die Landgrafen von der Wartburg aus nach der wichtigsten Burg im Werratal nördlich von Eisenach. Derselbe Landgraf Hermann, der als Bauherr des Landgrafenhauses der Wartburg und als Freund der Minnesinger im Andenken der Nachwelt lebt, hat auch die Kreuzburg ausgebaut, doch stammt ihr Palas im Kern noch aus früherer Zeit. Noch sind die Ringmauern und der Zinnenkranz sowie Reste des Wehgangs erhalten. Landgraf Ludwig, der Gatte der heiligen Elisabeth, ließ die steinerne Brücke über die Werra bauen (1223), eine der ältesten Steinbrücken in Deutschland. Sie bringt den Anschluß des Nord-Süd-Verkehrs an des Reiches Straße. Noch steht die Brücke, in gotischer Zeit erweitert, ein wehrhafter Bau, gleich einem Stück Burgmauer mit Bastionen. Vom Burgberg aber brach Ludwig der Heilige mit seinen wohlgerüsteten Reitern zum Kreuzzug auf, zuerst „gen Schmalkalden“. „Und zog mit Sancta Elisabetha, seinem getreuen Gemahl und den Kindern dahin und weilten allda beieinander drei Tage lang. Aber Sancta Elisabetha begleitete den Gemahl noch bei zwo Tagesreisen.“

In der alten Werrastadt ist noch der stattliche romanische Chor der Nikolaikirche zu sehen, in seiner wuchtigen Rundform ein Zeuge der Zeit, als Ludwig und Elisabeth hier vor Gott knieten. Jenseits der Brücke steht, als sei sie ihr Turm, die gotisch-schlanke Liborius-Kapelle (1499), in deren hochumwölbter Einsamkeit der Reisende seine Andacht verrichtete: ein Beispiel dafür, wie Brücke und Straße einst in Gottes Schutz gestellt wurden.

In der Stadt mit den schönen Fachwerkhäusern, die mit mächtiger Torfahrt zur Aufnahme für die Planwagen der Handelsstraße gerüstet sind, ist Michael Praetorius geboren, mehr als hundert Jahre vor Bach, dem er als Meister der Orgel und des Orgelbaus die Grundlagen schuf: so nahe den Toren der Stadt, in der Johann Sebastian selbst das Licht der Welt erblicken sollte. Es ist der erste große Musiker, dem wir begegnen: Thüringen kündigt sich an.

*

Die kürzeste Verbindung von Fulda nach Eisenach geht über die Rhön. Am schönsten ist die Wanderung von Fulda südöstlich über Gersfeld und die Wasserkuppe zur Tann und weiter nach dem Werratal.

Die Tann ist einer der ertümlichsten Rittersitze Deutschlands, eine große Anlage, aus drei verschiedenfarbigen Schlössern gebildet, oberhalb eines malerischen Städtchens, das sie behüten. Die Geschichte der Burg führt in ferne Vorzeit zurück, die vor Bonifatius eine Mönchssiedlung gründete. Der Name des Flüsschens Ulster zu Füßen der Burg bewahrt die Erinnerung an irische Mönche, die vor Winfried nach Deutschland gekommen waren und hier ihrer Heimat gedachten.

Die Schloßbauten schließen sich zu einer burgartigen Einheit zusammen. Alles, das Katzenkopfpflaster des Hofes eingeschlossen, ist so erhalten und bewahrt, wie die Ahnen aus gotischer und barocker Zeit es hinterließen. Aus diesem Schloß, dessen Gebiet bis zum Krieg des Jahres 1866 bayrisch war, ging der volkstümliche bayrische Heerführer des Siebziger Krieges hervor, Ludwig Freiherr von der Tann, 1848 in Schleswig-Holstein Freischarführer gegen die Dänen, 1866 Chef des Generalstabs der bayrischen Armee und von Moltkes Strategie bezwungen, von ihm aber so geschätzt, daß er dem alten Freischarführer im Jahre 1870 eine der schwersten Aufgaben anvertraute, den Zug der bayrischen Truppen auf Orléans, das zu erobern dem Draufgängertum des Generals und seiner Truppen gelang. Angesichts der Tann begreift man, daß im Wesen dieses Heerführers noch etwas von der Urkraft alter Zeit erhalten ist, ohne deren Verwahrung Wilhelm Riehl Schönheit und Wert der Rhön für die Nation für verloren hielt. Unmittelbar hinter der Tann beginnt die alte Grenze zwischen dem bayrischen und dem Weimar-Eisenacher Teil der Rhön, die hier ihren herben und einsamen Charakter, aber auch die Großartigkeit und Gewalt ihrer Landschaft entfaltet. Schon die Namen der Gegend – Kaltennordheim, Kaltenwestheim, Kaltenlengsfeld – zeigen an, daß die Wanderschaft sich rauhem Gebirgsland nähert: damit am Rhein die Trauben reifen, müssen in der Rhön die Nordostwinde aufgehalten und gebrochen werden.

*

Mit der Wasserkuppe (950 m) ersteigt man den höchsten Berg der Rhön, einen Höhenrücken, dessen einsame Tristen Übungsplätze der deutschen Jugend für den Segelflug sind. Der immer wiederkehrende Traum, der mit der Sage von Wieland dem Schmied beginnt und in Otto Lilienthal sein edelstes Opfer fand, ist hier erfüllt: die Fähigkeit des Menschen, die Elemente zu zwingen, den Wind zu seinem Knecht zu machen und aus eigener Kraft die Erde im Flug zu überwinden. So haben hier auf freier Bergeshöhe, wo so manches Piloten Laufbahn begann, die Flieger ihren geheiligten Platz, eine Stätte der Wettkämpfe und das Denkmal für die im Weltkrieg gefallenen Flieger, einen Adler auf einem aus Basaltblöcken geschichteten Unterbau.

Die schönste Landschaft der Rhön liegt im Umkreis der Milseburg. Hier ist felsiges Land, wild zerklüftete Blöcke bedecken den Boden, ungeheure Stämme eines Urwaldes zeugen vom Kampf der Eichen und Buchen gegen Kälte und Sturm. Überraschend ist die Ähnlichkeit der Gegend um Milseburg und Kleinsassen mit den Felstälern des Albanergebirges oberhalb Rom.

Deutsche Landschaftsmaler, als erster der aus dem nahen Eisenach stammende Friedrich Preller, sind auf der Milseburg wie zwischen den Steineichen der Serpentara und in den Bergnestern um Rom zu Haus gewesen. So haben sie in Italien ein Stück Deutschland, in Deutschland ein Stück Italien gefunden. Ein anderes Motiv der Milseburg weist in fernste Vorzeit zurück: plötzlich entdeckt man beim Klettern, daß hier eine uralte Burg gestanden hat, Ringmauern, Spuren von Toren und Vorwerken zeichnen sich deutlich ab. Dann steht man vor mannshohen Mauern aus Stein, Resten eines altgermanischen Herrenhauses, nach Auffassung der Vorgeschichtsforschung wahrscheinlich noch vor Beginn unserer Zeitrechnung geschichtet. Hauptraum und Vorraum, der Hof und ein Gelaß für die Wache ergeben einen Grundriß, der dem der indogermanischen Hausbauten völlig gleicht, wie sie in Troja und Mykene ausgegraben wurden.

In Dermbach stehen die Gegensätze Süd und Nord baulich unmittelbar nebeneinander: Katholizismus und Protestantismus, Fulda-Mainz und Weimar-Wittenberg. Nahe dem Schloß, das sich der Fürstabt von Fulda zu Beginn des 18. Jahrhunderts hier errichtet hat, erhebt sich die katholische Kirche, ein Bau in strahlendem Barock, wie man ihn sonst nur in Oberbayern erwartet. Als Gegenstück ragt, zwei Jahrzehnte früher unter Erhaltung des alten Turmes errichtet, die evangelische Kirche, mit stattlichen Portalen, ein typischer Bau der protestantischen Predigtkirche mit doppelten Emporen.

Am Taufstein darf der Verfasser dieses Buches für einen Augenblick ins Persönliche abschweifen – er hat zu erzählen, daß hier, als Sohn eines Weimaraner Forstmannes, sein Vater im Jahre 1851 die Taufe empfing. Ihm, der ihn als Kind gar oft durch deutsche Lande geleitet, von Riehl erfüllt, ihm, der die Natur und die Werke der Menschen als Einheit sah, seinem Vater und Lehrer, möchte er hier ein bescheidenes Denkmal setzen, am Schluß der Höhenwanderung von Fulda nach Eisenach.

*

Es gibt noch eine dritte Straße von Fulda nach Thüringen. Von Hünfeld aus steigt die Rhönstraße nach Vacha, wo der prächtige Fachwerkbau des Hause Widemarkt, 1613 errichtet, gemeinsam mit einem schönen Brunnen, dem Wanderer zeigt, welche hohe Blüte der Handwerkskultur, welche edle Baugesinnung und künstlerische Schaffenskraft bestand, ehe die Sintflut des Dreißigjährigen Krieges das Können vernichtet hat.

Das Haus kündigt von dem Bauherrn, der es errichten ließ. Wir kennen seine Gestalt aus dem Grabmal in der Stadtkirche: Caspar der Widemarkter, ein deutscher Condottiere, 1566 in Leipzig geboren, Offizier in französischen Diensten unter dem Marschall von Schomburg, mit dem er unter König Heinrich IV. Paris belagerte und dort Einzug hielt.

Um seines Protestantismus willen verließ er Frankreich, kam nach Sachsen und fand dort in der reichen Stadt Annaberg in Victoria Heydenreich die Frau, deren Ruhm die Inschriften des Hauses künden, das der Hersfelder Zimmermann Hans Weber den beiden stattlich errichtet hat. „Gott verleihe meiner lieben Victoria langes Leben“ oder „Vivat Victoria !613“, so kann man innen in den Zimmern wie außen im Erker als Inschrift der Füllbretter lesen, und man kann sich denken, wie dem erprobten Kriegsmann der Name der geliebten Frau besondere Freude machte. 1601 war der Widemarkter als Amtmann nach Vacha gekommen: geschickt und welterfahren wurde er vom hessischen Landgrafen vielfach zu Gesandtschaften und als Reisebegleiter verwandt, von Vacha aus zog er auch als Generaloberst in französischem Dienst gegen Mailand zu Feld, 1618 aber kehrt er zurück, als die Kriegswolken Deutschland umzogen. Seine reiche Erfahrung stellte er in den Dienst des Landes Hessen und sorgte dafür, daß Kassel zum Bollwerk der Verteidigung wurde. Er gehörte auch zu den Mitgliedern des Kriegsrates, der beriet, was „in den geschwinden, schwürigen und ganz gefährlichen Zeiten not sei, und wie Land und Leute defendieret werden könnten“.

Aber seine Zeit war vorbei, 1621 ging er seiner Victoria in den Tod voran, im sechsundfünfzigsten Jahre seines Lebens. In seiner Freude am Abenteuer, in der Geradheit und Güte seines Wesens, nicht zuletzt auch als Bauherr eines der Wohnhäuser

der deutschen Renaissance bleibt er eine verlockende Gestalt, die neu zu beschwören einen Dichter reizen könnte.

Denn so wenig gute Deutsche der Zeit um 1600 sind uns greifbar, und es lohnt, neben dem Kreuzburger Orgelmeister Praetorius († 1621) und neben die „Mutter der Ernestiner“ Dorothea Marie, die Luthers Erbe als Frau erfüllte und Ernst den Frommen und Bernhard von Weimar erzog, den Widemarker zu setzen, einen Condottiere der deutschen Renaissance.

*

Die nächste Station, Marksuhl, liegt schon im Vorgelände von Eisenach. Unvermutet findet man hier eines der schönsten Renaissance-Schlösser Thüringens, halb Gutshaus, halb Jagdhaus, mit Ecktürmen und stattlichem Portal, mit kunstvollem Fachwerk und hohem Barockturm, mit Stuckdecken und Jagdsaal: ganz, wie es in die Thüringer walddreiche Landschaft gehört.

Eine Zeitlang hat hier der Herzog einer der vielen sächsischen Nebenlinien regiert, da die Fürsten ihr Gebiet nach Jagdgründen und Gutsbezirken unter ihre Nachkommen verteilten.

Wo die Werra Rhön und Thüringer Wald trennt, liegt auf einst Meininger Gebiet an einem schönen Waldsee Bad Salzungen. Nördlich davon – schon im Gebiet des Thüringer Waldes – beginnt mit Möhra die Gegend, in der einst Kupferbergbau betrieben wurde. Es ist die Stammesheimat von Luthers Familie: Hans Luther, der Vater des Reformators, ist hier geboren. Als ein selbständiger Unternehmer hat er seine Kupfergrube nach Art eines handwerklichen Kleinbetriebes ausgebeutet und es dann später im Mansfeldschen zu bescheidenem Wohlstand gebracht. Seinem Wesen nach war er ein harter und jähzorniger Waldbauer und doch im Grunde seines Herzens nach allem, was wir von ihm wissen, ein grüblerischer, ja weicher Mensch. Sein Lebensziel war ganz darauf gestellt, daß aus dem Schweiß seiner Arbeit den Söhnen Segen erwachse, seinem Martin besonders, den er die hohe Schule besuchen ließ, der ganz seine Art war, derb und kräftig – aber nicht dunkel und beschwert, sondern vom Licht gesegnet. An Hans Luther erinnert Friedrich Wilhelm I., als Vater Friedrichs des Großen.

Hier im Waldgebiet Thüringens begreift man Luthers unverbrauchte Zorneskraft und erfaßt das Erbe, das von Ahnen her in ihm lebendig war. Der Hammer des Begmanns klingt auf, als Martin Luther im Jahre 1517 seine Thesen, den Protest eines grandiosen Eigenwillens, an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg schlägt.

Hinter dem Kupfergebiet von Möhra und Altenstein ändert die Landschaft ihr Bild. Der Wanderer schreitet durch eine Gegend, die nichts mehr von der Härte und Herbheit des Rhöngebietes hat. Zwischen den Zweigen hoher Buchen treiben Sonnenflecken ihr geheimnisvolles Spiel. Langsam schreitet der König der Wälder vorüber, das mächtige Geweih wie eine Krone tragend.

Höher werden die Felsen und schmale Pfade locken, sich hier im Dom der Buchenwälder zu verlieren. Da aber zeigt sich das Ziel: die Burg des Grafen ragt vor dem Wanderer auf, Minnesang und heilige Elisabeth, Luther und Bach. Wir stehen an der Schwelle zu geweihtem Bezirk.

Wittenberg

Luthers Stadt in Geschichte und Gegenwart

Als ob der Eine aus dem Nichts heraus die Stadt zum Mittelpunkt der evangelischen Welt geschaffen habe, so wird Wittenberg gemeinhin betrachtet und die Luther-Stadt genannt. Der Name ist richtig, die Leistung ungeheuer: durch Luther war Wittenberg ein halbes Jahrhundert das deutsche Rom. Dennoch zeigt gerade die Geschichte dieser Stadt, wie lange es dauert, bis ein Boden fruchtbar wird, und welche Wege die „List des Weltgeistes“ geht, bis nach Erfüllung aller Vorbedingungen die Stunde der Entfaltung kommt.

Vier Bewegungsmotive haben die Brückenstadt an der Elbe geformt: der Verkehr auf der Straße, die von Rhein durch Thüringen zur Saale und von da weiter zur Elbe führt, die staatliche Entwicklung des Kurfürstentums Sachsen, die Elbpolitik Karls IV., der in Prag residierte, zugleich aber Tangermünde als Sitz der Kaisermacht begründete, und die Bedeutung Wittenbergs als Umschlagplatz des Handels, der von der Oder zur Elbe zielt. Diese vier Motive, wie Pfeile auf den Brückenkopf an der Elbe gerichtet, bezeichnen Geschichte, Wirtschaftsleben und Kultur des sächsischen Kurfürstentums, so lange es von Wittenberg und Torgau aus regiert wurde.

Geschichtlich hat Wittenberg zwei Gründer: der erste ist Albrecht der Bär, der Askanier, der hier wie am Fläming niederländische Siedler heimisch machte, sie gaben der Stadt den Namen „der weiße Berg“. Der zweite Gründer ist Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen aus der älteren Linie der Wettiner, der Gründer der Universität. Er war der mächtigste deutsche Kurfürst seiner Zeit, Schirmherr der Reformation, Reichsverweser nach Kaiser Maximilians Tod, zum Kaiser bestimmt, aber zugunsten Karls V. Verzichtend, der ihm und seinem Nachfolger diesen Verzicht gar wenig dankte. Friedrich der Weise herrschte von Eisenach bis Wittenberg, ein männlich-starker Charakter, dessen Gestalt uns aus Dürers Gemälde und Kupferstich und aus zahlreichen Bildern von Lukas Cranach vertraut ist. Ein Zeitgenosse Maximilians, vertritt er neben dem schwärmerischen Kaiser und seiner Phantastik die gediegenen hausväterlichen Kräfte des deutschen Landesvaters. In dem Bestreben, wirtschaftlich und geistig sein Land auf sich selbst zu stellen, verrichtet er zwei weltgeschichtliche Taten: er gründete die Universität Wittenberg, und er stützte Martin Luther in seinem Kampf gegen den Ablass. In beiden Fällen bestimmten ihn Gesichtspunkte des Landesherrn: die künftigen Beamten seines Landes sollten in ihrem Heimatgebiet studieren, aber nicht außerhalb der Grenzphähle Kursachsens, auch nicht in Leipzig, wo die herzogliche Linie der Wettiner regierte. Das Geld sollte aber im Lande bleiben und nicht durch den Ablasshandel nach Rom fließen.

Im Jahre 1502, als der neunzehnjährige Student der Rechte Martin Luther in Erfurt seinen Studien oblag, wurde die kursächsische Universität an der Elbe errichtet. Das Motto: „Los von Rom“, das später der Kampfesruf für Wittenberg werden sollte, war der neuen Gründung schon von Anfang an eingeboren: es ist die erste deutsche Universität, die nicht vom Papst privilegiert worden ist, hinter deren Gründung also nur der Landesherr und, und von ihm angerufen, der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit stand. Kaiser Maximilian gab die Erlaubnis und das Recht, dass die neue Universität in allen Fakultäten lehren dürfe, „da der Schutz und die Protektion aller Wissenschaften vorzugsweise dem Lenker des Römischen Reichs zusteht“, so fährt die Urkunde fort: „da wir, nach Gottes Willen zur Hoheit des Römischen Kaisertums gelangt, vor allem unsere Sorgfalt darauf zu richten haben, dass die Wissenschaften, guten Künste und liberalen Studien einen glückseligen Fortgang nehmen, damit sie, geschöpft aus dem Quell göttlicher Weisheit, unsere

Untertanen zur Leitung des Gemeinwesens, zur Fürsorge für Beschaffung der Bedürfnisse des Lebens geschickter machen.“

Da der finanzielle Unterbau für die Universität aus dem Kirchengut genommen wurde, indem der „Stifter“ vorhandene Pfründen auf sie übertrug, schien es dann doch dem weisen Kurfürsten erwünscht, sich nachträglich die Zustimmung des Papstes zu holen: Julius II., der große Auftraggeber Michelangelos, erteilte sie in einer Bulle des Jahres 1507. Die nächste Bulle schon, die ein Papst, 13 Jahre später, von Rom nach Wittenberg gelangen ließ – das Schreiben, darin er Martin Luther mit dem Bann bedroht – wurde vor den Toren der Stadt öffentlich verbrannt.

Mit sicherem Griff wurden der neuen Universität nach Rat der Augustiner und auf Betreiben hoher Beamter ausgezeichnete Lehrkräfte gewonnen. Die Berufung erfolgte unter dem Gesichtspunkt des Humanismus: ein zweites Rom sollte an der Elbe erstehen. Rektor ward Christoph Scheurl, dessen Begeisterung den inneren Antrieb gab. Er hatte neun Jahre in Bologna studiert, war zunächst erstaunt über die bescheidene Stadt mit ihren kleinen Häusern, in der eigentlich alles erst entstehen sollte: das Schloss, die Kollegengebäude, die Wohnhäuser der Professoren, Druckerei und Apotheke. Dann aber freute er sich des Zusammenströmens eines Kollegiums, in dessen Kreis der berühmte Musikprofessor Adam von Fulda das Lied erklingen ließ: Apollo, aller Kunst ein Hort.

„Glaubt mir, der ich in Italien erzogen bin und dieses Land fast ganz durchwandert habe, so viele und allseitig gelehrte Männer besitzt weder Padua noch die Mutter der Studien, Bologna.“ So äußert Scheurl seine Freude. Das war der Kreis, in den auf Rat des Augustiners Staupitz Martin Luther im Jahre 1508 als Professor eintrat. Er lehrte an der theologischen Fakultät und war auch als Geistlicher tätig, 1511 wurde er in einer Ordensangelegenheit von Erfurt nach Rom geschickt, wobei wohl auch die Auffassung mitgewirkt hat, dass er in der Hauptstadt der katholischen wie der humanistischen Welt zu Nutzen seiner Weiterbildung und Verfeinerung entscheidende Eindrücke gewinnen möge. Im Jahre 1514 bestellte dann der neu gewählte Erzbischof von Magdeburg und Mainz vom nahen Halle aus den Dominikaner Tetzl zum Ablassprediger. Sohn eines Brandenburger Kurfürsten, verwies er ihn außer auf seine Lande aus Brandenburg. So kam es, dass Luthers Beichtkinder im Jahre 1517 ihm Ablasszettel vorwiesen, die sie von jeder weiteren kirchlichen Sühne entbanden, und dass Luther den Widersinn des zur Tilgung der Schuldenlast Kardinal Albrechts mit allen Mitteln der Reklame in Werk gesetzten Ablasshandels unmittelbar kennen lernte. An der Bekämpfung der Lehre, man könne die Gnade Gottes für Geld verkaufen, entzündete sich die Reformation.

Auf der einen Seite stand Rom mit all seiner Macht, dazu der größte deutsche Kirchenfürst, dessen Gebiet unmittelbar an Friedrichs des Weisen Kurfürstentum stieß. Auf der anderen Seite stand der vierunddreißig jährige Augustinermönch und Universitätsprofessor, der Thüringer Bauernsohn, der unbeirrt von jeder anderen Erwägung für Wahrheit und Gewissen focht. Und Luther tritt mit einer Frage vor die Christenheit, welche den gesamten Ablasshandel aus den Angeln hebt: „Warum entleert denn der Papst, wenn er es schon kann, das Fegefeuer nicht auf einmal, um der Liebe und Seligkeit willen, statt stoßweise und aus so nichtigem Anlass?“

Aus dieser Anschauung heraus hat Luther die Kraft gewonnen, sich und sein Gewissen ganz allein auf die eine Schale der Waage zu legen, deren anderer die Macht der Römischen Kirche das Gewicht gab. Mehr und mehr kam er dazu, jedes Mitteltum zwischen Gott und dem Menschen abzulehnen, unmittelbar stellte er die Seele des Menschen dem Schöpfer gegenüber und begründete die Freiheit des Christenmenschen

auf dem Verlangen nach eigener Verantwortung vor Gott.

Nach einer Höllenfahrt der Selbsterkenntnis, durchlebt in der Klosterzelle zu Erfurt, , war Martin Luther zu seiner Auffassung gelangt. Der erste Schritt dazu, dass diese Befreiung des Einzelnen zur Befreiung aller würde, geschah in Wittenberg am 31. Oktober 1517, als der mönchische Professor in der kräftig-anschaulichen Art seines Handelns aus der stillen Gelehrtenstube an die Universitäts- und Schlosskirche schritt, um laut werden zu lassen, wozu er sich in der Stille durch gerungen hatte. Die Hammerschläge, mit denen der Thüringer Bauernsohn die 95 Thesen anheftete, durch die er zur Disputation über Wesen und Art des Ablasses aufforderte, gehören wie die Thesen selbst zum Wesen dieses Mannes. Einer der Stillen im Lande war laut geworden: der Widerhall der Hammerschläge machte die dreifache Krone auf dem Haupt des Papstes erzittern: an Stelle des Humanismus trat die Reformation.

Mit der Folgerichtigkeit eines Dramas geht der Held seinen Weg, durchdrungen von der überirdischen Sendung. Wie Meister Eckhart, der andere große Mönch, der von Thüringen aus die Welt bewegt hatte, empfindet er „das Wort Gottes als Heimat der Seele“. Als er im Jahre 1521 zur Auseinandersetzung vor den Kaiser und den Legaten des Papstes nach Worms gerufen wird, so wie man einst Hus nach Konstanz rief, hält er es für unbedingt nötig, zu kommen. Mit ritterlicher Kraft geht er seinen Weg, der doch sehr leicht zum Scheiterhaufen hätte führen können. Etwas vom Wesen Walthers von der Vogelweide ist in ihm lebendig, der dreihundert Jahre vorher „gegen den Opferstock“ seine Stimme erhob, singbar übrigens nach einer bekannten Choral-Melodie:

*Sagt an, Herr Stock, hat Euch
Der Papst hierher gesendet,
Dass Ihr ihn reich macht und
Uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Hüll und Füll
Fließt hin zum Lateran,
So übt er arge List
Wie er schon oft getan!*

So dachte auch Luthers Kurfürst, der die unwürdige Grundlage des Ablasshandels erkannte, und den es empörte, dass die Krämer des Kardinals von Brandenburg das Geld aus seinem Lande holen wollten. Dabei hat der hohe Herr mit dem Mönch Luther nie gesprochen. Alle Verhandlungen gingen über seinen Geheimen Sekretär *.....?. Auch in Worms sprachen sie nicht zusammen, wohl weil Friedrich der Weise als Kurfürst hier zu Gericht saß und keine Parteinahme zeigen wollte.

Luther bestand in Worms, denn er weigerte sich, zu widerrufen. Noch hatte er kaiserliches Geleit, aber der Kurfürst mochte Grund haben, an Kaiser Karls Wort zu zweifeln: er ließ den Zurückreisenden aufgreifen und verbarg ihn auf seiner verstecktesten Burg. Als die reine Flamme, die Luther entzündet hatte, zum gefährlichen Feuer wurde, Bildersturm und Bauernkrieg entfachend, eilte Luther zurück.

Von nun an ist sein Leben erst recht ein Leben im Kampf, Kanzel und Katheder sind die Streitwagen der Zeit!

Durchwandern wir heute die Straßen von Wittenberg, so sehen wir das Haus, darin Luther lehrte und lebte, das sein Eigen ward und in das Frau Käthe Luther ihm zum Geburtstag das schöne Portal einfügte. Wir sehen die Wohnstube Luthers, das behagliche Gehäus für

die Szenerie seines Familienlebens, das zum Vorbild für das Familienleben des evangelischen Pfarrhauses wurde. Wir sehen den Garten hinter der Mauer, nahe dem Fluss, wir sehen in den Räumen Erinnerungen der Zeit: Eine Sammlung von Druckschriften, die zeigten, wie die Erfindung von Mainz die Reformation überhaupt erst möglich machte. Es sind kostbare Drucke, von Lukas Cranach mit Titeln geschmückt. Wir gehen dann, aus dem Schatten der Lutherlinde, zurück zur Straße, die als eine einzige lange Zeile am Marktplatz erweitert, den Lauf des Flusses begleitet. Links ragt Melanchthons Haus, ein schmaler, turmartiger Bau, den der Erbe des deutschen Humanismus als ein den Kräften seiner Zeit zugewandter Mensch, der er war, im Stil der Renaissance ausgestalten ließ. In doppelter Reihe sind die Rundbögen übereinander geschlagen, die das turmartige schlanke Haus bekrönen. Hier wohnte der Schöpfer des protestantischen Schulwesens, der aber über den konfessionellen Standpunkt hinaus das Schulwesen des ganzen Volkes gestaltet hat, der Erbe des Humanismus, Deutschlands Lehrer, Praeceptor Germaniae genannt, wie vor ihm der gelehrte Abt Rhabanus Maurus zu Fulda hieß: und einen Erben Fuldas kann man ihn nennen.

Luther, der als Mann der Tat nach, eigenem Zeugnis oft grobe Mittel gebrauchen muss, um Bahn zu brechen, sagt voll Freude, dass der Freund unter seinem Schutz es anders tun darf:

„Aber Magister Philippus fährt säuberlich Stille daher, *fäet und begießt mit Luft, nachdem ihm Gott gegeben seiner Gaben reichlich.“

Neben dem Bauernsohn Luther, der kämpfend zum Ritter Georg wurde, gehört der bürgerlich-stille Gelehrte, der stets betont, dass es immer und unbedingt um die Wissenschaft gehe: „Denn nichts anderes leitet mich außer was nach meiner Überzeugung den Wissenschaften dient. Wenn wir sie nicht treulich und weislich schützen, so wird wieder die Barbarei hereinbrechen.“ So schreibt er an Spalatin, und ein andermal äußert er sich: „Je besser einer ist, um so heftiger begehrt er, dass die Wissenschaften gesund seien, denn er erkennt, dass es keine schlimmere Pest gibt, als die Unwissenheit.“ Wie Luther eher das Leben verlieren will als Gott, so bekennt Melanchthon: „Eher will ich Leib und Leben verlieren als die echten Wissenschaften.“ Die Rückführung der Religion auf die Evangelien, die Luther fordert, ist ihm eine Rückführung aller Erkenntnis, auch der des Glaubens, auf das Studium der Quellen. Es ist die Ethik der Wissenschaft, die in der Wahrhaftigkeit dieses stillen Gelehrten Haltung und Größe gewinnt.

Ein paar Häuser weiter ist dann die Apotheke, die Lukas Cranach besaß, der nicht nur als Maler, sondern auch als großer und vielseitiger Unternehmer in der Stadt hohes Ansehen genoss. Der Sinn für Mixturen hat ihn auch zu dem Hersteller der besten Farben gemacht, die je ein Meister verwendete. Seine Farben leuchten nach vier Jahrhunderten, als ob die Tafeln eben erst die Staffelei verlassen hätten. Seine Werkstatt war so angesehen, dass die Schüler und Gesellen des Meisters im Leben Wittenbergs neben den Studenten eine entscheidende Rolle spielten: sie durften mit Degen über die Straße gehen, während den Studenten das Führen von Waffen verboten war. Der Frömmigkeit, dem Familiensinn und der Augenfreude seiner Fürsten dienend, malte er Andachtstafeln, Bildnisse und Märchenszenen der griechischen Götterwelt.

Vor den Häusern, in den Kirchen – der Schlosskirche mit den Gräbern der Reformatoren und ihrer Kurfürsten, der Stadtkirche, in der Luther gepredigt hat – angesichts der Bilder und Schriften der Luther-Sammlung werden die Großen von Wittenberg lebendig: Luther, Melanchthon und Lucas Cranach, die drei Kurfürsten: Friedrich, Johann und Hanfried, Bugenhagen, der Reformator von Braunschweig, Hamburg, Lübeck und Pommern, Luthers Helfer bei der Bibelübersetzung, die er ins Plattdeutsche übertrug – Justus Jonas

aus Nordhausen in Thüringen, Professor und Propft zu Wittenberg, des Freundes Begleiter auf dem Weg nach Worms, später der Reformator von Halle und Coburg – Bodenstein, genannt Karlstadt, Luthers Helfer bei der Leipziger Disputation gegen Eck, dann aber durch Bilderstürmen und Neuerungssucht sein Werk bedrohend, dazu Luthers musikalisches Hausorakel, der evangelische Urkantor Johannes Walter aus Kahla bei Jena, mit dem der Reformator die deutsche Messe schuf: ein Wegbereiter Bachs.

Immer neue Gestalten beleben das Wittenberg der Zeit: Spalatin, des Kurfürsten Hofprediger und Geheimer Sekretär, der als Luthers guter Genius vermittelnd zwischen dem Fürsten und dem Reformator stand; Amsdorf, Luthers Altersgenosse, streitbar und orthodox vor allen, der auch ohne freies Geleit dem Freund nach Worms gefolgt ist, später der eigentliche Begründer der Universität Jena. Besonders oft verlangte Martin Luther nach Bugenhagen, dem Pommeranus, ihn rief er in schweren Stunden, wenn die Melancholie über ihn kam, der jähe Schritt von Gedankentiefe zu völliger Leere. Luther lachte wohl auch gern mit Johann Agricola, seinem Landsmann aus Eisleben, der zum Reformator der Stadt Frankfurt an der Oder wurde. Es ist der Mann, in dem die Freude des Thüringers an Schwänken dichterische Gestalt gewann, der Vater der Anekdote, aber besser: der Dichter des Volkswitzes und der Volksweisheit, der nicht nur die Reformation, sondern auch ein gut Teil Humor als kurbrandenburgischer Hofprediger mit nach Berlin brachte.

Luthers Freund war Gregor Brück, ein Ahne Goethes, dreier Kurfürsten Kanzler, getreu, mit Zärtlichkeit fast, um den Reformator besorgt, um dessen Heftigkeit er zitterte, gerade weil sein Leben und Wirken ihm wie etwas Heiliges erschien. Aus seiner Vorsicht entstand der Plan, Luther bei seiner Rückkehr von Worms zu verstecken, weil er den Ränken der Ratgeber Karls V. nicht traute. Er ist der Mittler zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der in seinem Stolz gar nicht auf den Gedanken kam, mit einem Mönch und Professor wie Luther Auge in Auge zu sprechen. Als es dann zum Sterben kam, da wollte der Kurfürst den Mann Gottes in seiner schwersten Stunde bei sich haben. Er schickte nach ihm, Martin Luther aber war auf einer Reise in Eisleben, so dass Kurfürst Friedrich der Weise, der Schutzherr der Reformation, den Reformator nie gesprochen hat.

Im Mittelpunkt des Familienlebens, wie es sich in den Räumen abgespielt hat, die wir heute noch in ihrer alten Gestalt sehen können, waltete „Herr Käte“, wie Luther seine Eheliebste nennt, Katharina von Bora, eine starke Natur, die mit innerer Parteinahme auf der Seite ihres Mannes stand und es bei seiner Freude am Helfen und Verschenken nicht immer leicht hatte. Reichtümer hat Martin Luther nicht gesammelt; wurde ihm schon einmal von einem Fürsten ein silberner Gnadenbecher geschenkt, so konnte es vorkommen, dass er ihn vom Bord herunter nahm, mit starker Hand zerbog und als Geldeswert einem armen Studenten schenkte, weil gerade nichts anderes Verschenkbares im Hause war.

Es ist die Atmosphäre einer deutschen Universitätsstadt, in der wir uns befinden, es ist zugleich das deutsche Rom, der Sitz des Lenkers der evangelischen Kirche, Sitz des mächtigsten Kurfürsten während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bis im Jahre nach Luthers Tod der Neffe des Weisen infolge seines Eintretens für Luther die Kur verlor und in die Gefangenschaft ging, begleitet von Meister Lucas Cranach. Wittenberg kam an Moritz von Sachsen, den Meißner Herzog, der von nun an die Kurschwerter im Wappen führte. Dresden tritt damit an Wittenbergs und Torgaus Stelle, und auch hierin wird das Gesetz von der west-östlichen Bewegung der deutschen Geschichte offenbar, das unsere Betrachtung verfolgt.

Über dem Wittenberg der verklingenden Reformationszeit liegt der Zauber des

Geheimnisvollen. Das Haus des Prinzen Hamlet von Dänemark wird gezeigt, darin dieser studiert haben soll; das Drama Gerhart Hauptmanns „Hamlet in Wittenberg“ hat diese Stimmung tief erfasst. In den Jahren 1586 bis 1588 las an der Universität von Wittenberg Giordano Bruno, der Vorläufer einer neuen Denkweise, die Gott nicht mehr persönlich als Herrn und Weltenrichter thronen sah, sondern sein Walten lebendig wirkend im All empfand. Es ist die Form der Gottesschau, die in Goethes Schaffen und Denken ihre tiefste Ausprägung fand. Giordano Bruno zog weiter nach Frankfurt, von da wagte er sich über die Alpen zurück, wurde in Venedig verhaftet und zwei Jahre später als Irrlehrer auf dem Scheiterhaufen verbrannt: auch dies eine Rache Roms an Wittenberg.

Dort war die Zeit der Stürme verklungen. Unter den Studenten erscheint Paul Gerhardt, in dessen Gedichten und Chorälen im Sinne Luthers Frömmigkeit mit Musikalität sich verbinden. Er ist 1607 nahe von Wittenberg, in Gräfenhainichen, geboren, Lübben liegt nicht weit, wo er sein Leben beschloss.

Für das 17. Jahrhundert leuchtet ein Name auf: in Wittenberg hat Johann Kunkel als Apotheker und Chemiker studiert, hier auch um das Jahr 1675 Vorlesungen über Chemie gehalten, bis er vom Großen Kurfürsten nach Brandenburg berufen wurde, ein Meister der Glasmacherkunst, der auf der Pfaueninsel bei Potsdam jene herrlichen rubinrot glühenden Gläser schuf, die ihre Farbe der Einschmelzung von Gold verdanken.

Die moderne Zeit hat noch einen anderen Grund, der Stadt Wittenberg zu gedenken: neben den Chemiker Kunkel tritt hier der Physiker Wilhelm Weber, 1804 in Wittenberg geboren, der Freund des Göttinger Professors Gauß. Sie erkannten den Zusammenhang der Elektrizität mit dem Licht, und die grundlegenden Entdeckungen auf elektrischem Gebiet sind mit ihren Namen verbunden.

Mit den Freiheitskriegen tritt die Schlüsselstellung der Festung an der Elbbrücke erneut hervor. Nach der Schlacht von Leipzig, bis zum Januar 1814, hält sich hier eine starke französische Besatzung. Es gelingt dem General Tauenzien, Wittenberg zu befreien. Er erhält den Namen Tauenzien von Wittenberg, aber in der Straße im Westen Berlins, die nach ihm heißt, denkt wohl selten jemand darüber nach, warum sie so nahe dem Wittenbergplatz liegt.

1815 wurde Wittenberg preußisch, es verlor die Universität, die als ein noch heute bestehendes „Collegium“ nach Halle verpflanzt wurde, Festung blieb es bis zwei Jahre nach dem Siebziger Krieg. Prediger-Seminar und Hebammen-Institut waren die Einrichtungen, die Wittenberg im Gesamtorganismus Preußens zugewiesen bekam.

Viele Tausende fahren täglich über die lange Brücke, von der aus man die Elbe und ihr weites Überschwemmungsgebiet überblickt. Wer in Deutschland Bescheid weiß, grüßt vom Fenster des D-Zugs Martin Luthers Garten und das Haus, darin des Reformators Wohnung war. Melanchthons Giebel erscheint, das Turmpaar der Stadtkirche, weiter der von Kaiser Wilhelm II. Helmform bekrönte Turm der Schlosskirche, an deren Portal Luther die Thesen schlug. Man sieht den Rest des Schlosses, darin Kurfürst Friedrich der Weise regiert hat.

All das wirkt durchaus nicht *ostelbisch. Der Fluss war hier keine Trennung. Von Eisenach bis über den Fläming war kursächsisches Gebiet, in Gotha und Weimar, in Naumburg, in Halle und Leipzig wie in Wittenberg und in Kemberg, wo die schönste gotische Kirche des Gebietes steht, elbaufwärts bis Dresden, ist im 14. und 15. Jahrhundert ein kulturell geschlossenes Gebiet: gotische Hallenkirchen und Stadthäuser und Bürgerhäuser, deren

Giebel die Fassaden straffen.

Hinter Türmen und Giebeln sieht man wohl abends eine Gasflamme aufleuchten, aber der Westwind trägt weithin die Rauchschwaden der modernen Industrie, modernes Mitteldeutschland, wie um Halle und Bitterfeld. Nach dem Weltkrieg war hier Deutschlands einzige Pulverfabrik: ihren Umriss erkennt man, ebenso das Stickstoffwerk Piesteritz, das gleichfalls die Gunst der Lage am Elbstrom sich nutzbar macht.

Wer von Wittenberg aus, gegen Dessau oder gegen Torgau, an der Elbe wandert, dem kann es wohl begegnen, dass er Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Industrie vergisst: plump und schwer gleitet ein brauner Schatten über den Weg; nicht weit entfernt ist ein Geräusch wie von einer Säge zu hören; die schlanke Birke, die eben noch die weite Linie des Horizontes überschnitt, sinkt um. Der Wanderer ist im Burgbezirk der Biber, die an der Elbe bauen. Nahe der verkehrsreichen Eisenbahnbrücke Deutschlands und der Brücke der Reichsautobahn, nahe den Städten Torgau, Wittenberg und Dessau erhielt sich hier ein Stück unberührtes Leben: das erste Stück östliche Landschaft, das uns nun doch die größte Grenzlinie im alten Reich, die Elbe, als Trennung empfinden lässt.

Nachträglich wird uns auch klar, wie sehr schon auf der westlichen Seite des Stromes die Landschaft sich geändert hat. Saale und Mulde bewahren noch ein Stück Erinnerung an Thüringer Landschaft: gewelltes Gelände, reichen Baumwuchs und gelegentlich noch die grüne Dämmerung eines Fichtenwaldes, dazu Nebenhügel, Gartenbau und Blumenzucht.

Jenseits der Elbe beginnt die Landschaft Osteuropas. Der Fluss ist ohne Tal, Wasser und Wiesen stehen in gleicher Höhe, bis weit in Land reicht die Macht des Stromes, den sein Fels in seine Schranken weist. Formen und Linien zerfließen, als ob die Luft mit dem Wasser im Bunde stünde, die horizontale Linie, der Zug zur Weite bestimmt den Eindruck der Landschaft. Der Zug des Stromes geht nach Magdeburg, er geht nach Tangermünde, wo einst eine Kaiserstadt Deutschlands, dann die Hauptstadt der Mark begründet werden sollte. Zwischen Stendal und Schönhausen geht die Elbe in scharfer Nordrichtung vorbei. Hier trennt sie den Westen und Osten, dann nimmt sie die Havel auf, in deren Richtung sie nun weiterfließt: das Wasser von Erfurt, von Weimar und Jena, aber auch alles Wasser von Berlin trägt sie der Nordsee entgegen.

Zwischen den Zeiten

Die Rolle des Großen Kurfürsten als mächtigsten Herr im Ostraum des Reiches übernimmt nicht sein Sohn, Friedrich III.: fällt an August den Starken, den Kurfürsten von Sachsen, König von Polen, der von Dresden nach Warschau greift und ein Sonnenkönigtum des Ostens errichtet. Friedrichs III. Glanzentfaltung in Brandenburg-Preußen, die Gewinnung der Königkrone vor allem, geschieht unter dem Einfluss der Rivalität mit August dem Starken: es ist der alte Wettkampf zwischen Sachsen und Brandenburg, Wettin und Hohenzollern, der sich vorübergehend noch einmal zugunsten der Wettiner entscheidet.

Zu Beginn der Regierung Friedrichs von Brandenburg herrschte in Wahrheit sein Minister Gerhard von Danckelmann. Im Oranischen geboren, war er der Erbe der Politik des Großen Kurfürsten, die gegen Frankreich, für Holland und England, für Wilhelm von Oranien, auf Abwehr gegen Osten gestellt war; Warschau war für den Großen Kurfürsten der Name eines seiner glänzenden Siege, der die Vormacht Brandenburgs im Osten entschied. Auf dem Boden dieser Tradition ist Danckelmann einer der großen Staatsmänner des Brandenburg-Preußischen Staates geworden, ein Vorläufer Bismarcks, der aber weit mehr als dieser auch für die geistige Formung des Preußentums entscheidend wurde. Mit sicherem Griff machte er die neue Stadt Halle durch Gründung der Universität gleichsam zum geistigen Hafen Brandenburgs, durch den der aufstrebende Staat die organische Verbindung mit dem mitteldeutschen und dem westlichen Kulturraum gewann.

Die neu gegründete Universität wurde die Schule der preußisch-brandenburgischen Staatsgesinnung, und dies zu einer Zeit, als Leipzig seine besten Möglichkeiten verkannte, und als das nahe Wittenberg seine führende Stellung im geistigen Leben mehr und mehr verlor. In dem Namen Thomasius, der von Leipzig nach Halle ging, drückt sich die Wandlung aus.

Durch Danckelmann wurde Berlin zur Zeit des Barock ein Mittelpunkt deutscher Kultur. Zwei große Persönlichkeiten treten bestimmend hervor: die bekannteste ist Andreas Schlüter, in Hamburg geboren, in Danzig, Warschau und Paris ausgebildet, 1694, dreißigjährig, als Hofbildhauer nach Berlin berufen, als Danckelmann die Absicht hegte, hier eine Kunstakademie zu gründen. Wie aber Schlüter das Denkmal des Großen Kurfürsten und damit das plastische Hauptwerk des deutschen Barock geschaffen hat, so schrieb der andere Heroe des Barock, Samuel von Pufendorf, noch im Todesjahr des Großen Kurfürsten nach Berlin berufen, sein Werk über die Taten Friedrich Wilhelms des Großen, darin dem Herrscher das Denkmal der Geschichtsforschung errichtet wurde.

Mehr und mehr beginnen Männer, die aus dem Osten stammen, in Berlin führend zu werden: Schlüter kommt von der Danziger Barockkunst her, Pufendorf stammt – wie nach ihm so mancher großer Berliner – aus Sachsen, Leibniz und Thomasius sind Leipziger, noch Bismarck steht durch seine Mutter, eine geborene Mencken, und mehrere Frauen dieser aus Oldenburg stammenden Leipziger Professorenfamilie mit der Tradition Kursachsens und seiner Universitätsstadt in Verbindung; Fichte und Schill sind Sachsen, der Urpreuße Heinrich von Treitschke ist der Sohn eines sächsischen Offiziers von der Festung Königstein, der ein wahrer Preußenfresser war und seinem Sohn die Wandlung nie verzieh.

Aber gerade diese beliebig zu erweiternde Zusammenstellung zeigt, was der Große Kurfürst, was Danckelmann, Thomasius und Pufendorf, was Friedrich der Große und was

die Führer der Befreiungskriege, ebenso wie die Humboldts, in Berlin geschaffen haben: eine Staatsgesinnung, die in ihrer zwingenden Kraft die verschiedensten Gegensätze zur Einheit formte, in unbewusster Vorbereitung der Führerstellung Preußens und Berlins in einem geeinten Deutschland. Dem alten Reich aber gab der Vorkämpfer des Völkerrechts, der große Staatsdenker Pufendorf, mit der ganzen barocken Kraft des stolzen brandenburgischen Staatsgefühls den – es lässt sich so am besten verdeutlichen! – gewaltigsten Tritt, den das innerlich morsche Prachtgebäude je erhalten hat. Unter dem Namen Severinus de Monzambano hat Pufendorf, damals Professor in Heidelberg, ein Werk über den Zustand des Deutschen Reiches in Genf erscheinen lassen, darin als Reisebetrachtung eines Ausländers die Verlotterung und der Schlendrian in der Ausübung der Rechte des Reiches dem Spott und der Verachtung preisgegeben werden. Dass Werk von der kaiserlichen Zensur verboten war, empfahl seinen Verfasser in Berlin, das sich mehr und mehr zum Gegenpol der Kaiserstadt Wien zu entwickeln begann. Die traditionelle Epoche des Barock mit Gestalten wie den Großen Kurfürsten, Danckelmann, Pufendorf und Schlüter, zu der das Traditionsgefühl der Berliner über die enge Zeit Friedrich Wilhelms I. hinaus allmählich wieder zurückfinden sollte, wird vom Sohn des Großen Kurfürsten empfindlich gestört. Danckelmann war ihm und vor allem auch der Kurfürstin zu mächtig geworden, die mit weiblichem Instinkt die Minderwertigkeit ihres Gatten, des *...klichen und verwachsenen, dem Vollmensch-Ideal der Zeit so wenig entsprechenden neuen Herrschers empfand. Aus der Erzieheraufgabe, die Danckelmann hatte, leitete er nun eine Art Vormundrolle gegenüber dem Nachfolger ab, die den Stolz des jungen Fürsten verletzte. Dazu hielt der allmächtige Minister den verschwenderischen Hof finanziell in Schranken. Es kam zum Konflikt, die Vertreter der Gegenpartei, die Fuchs, Barfuß und Dohna, siegten, in dem sie geschickt den Zeitpunkt benutzten, als Danckelmann bei der Königin Sophie Charlotte besonders in Ungnade gefallen war. Der Kurfürst ließ seinen Minister verhaften und unter Anklage stellen, die Richter erklärten zwar, dass das Material nicht ausreiche, der Kurfürst aber befahl, die Strafe aufrecht zu erhalten und ließ den eben noch allmächtigen Staatsmann nach Spandau bringen (1697). Von dort wurde er ohne Urteilsspruch in strenger Haft nach Peitz gebracht; erst zehn Jahre später erhielt er innerhalb von Kottbus einige Bewegungsfreiheit, ohne das die Kraft und Erfahrung des besten deutschen Staatsmannes seiner Zeit nutzbar gemacht wurde. Parallelen zu Bismarcks Schicksal bestehen auch hier, ebenso wie zwischen dem ersten Preußenkönig und dem letzten Kaiser manche Ähnlichkeit erkennbar ist. Vor allem Friedrich I. barockes Verlangen nach festlicher Übertönung des Alltags durch Schaustellung lebte in der Wilhelminischen Ära wieder auf.

Nach Danckelmanns Sturz beginnt in Berlin die Epoche der Kurfürstin Sophie Charlotte, der Frau, der ihr Gatte in Erinnerung an ihre hannoversche Heimat den Charlottenburger Park als ein zweites Herrenhausen schuf. Sie war 1684 nach Berlin gekommen, eine königliche Frau, in Frankreich gebildet, ursprünglich Ludwig XIV. Als Braut bestimmt. Leibniz erwärmt sie für seine politischen Ideen: für die Vereinigung der protestantischen Fürsten unter Brandenburgs Führung, „zur Rettung des Protestantismus und der deutschen Libertät“. Der polnischen Krone wegen war der Dresdner Hof katholisch geworden, mit Ausnahme der Gattin Augusts des Starken, die sich lieber verbannen ließ. Nun will Leibniz, selbst ein geborener Sachse, Hannover und Brandenburg verbinden, um auf diese Weise das mächtige Kursachsen in Schach zu halten. Aber es war im Grunde doch westliche Politik, die nach Berlin getragen werden sollte, wie Herrenhausen durch des großen Le Nòtre Gartenkunst nach Charlottenburg kam. Erfolgreicher war des großen Leibniz Einfluss auf kulturellem Gebiet. Hier setzte er fort, was Danckelmann begonnen hatte: die Organisation der Wissenschaft und der Kunst im

Dienst und unter dem Schutz des Staates. So gründete er die Akademie der Wissenschaften, die das geistige Leben des Staates in ihrer Zusammenfassung aller Kräfte zur aktiven Wirksamkeit entscheidend bestimmte.

Sophie Charlotte stand neben dem großen Denker als seine gelehrige Schülerin. In ihre Unterhaltung vertieft, gingen Königin und Philosoph auf den schnurgeraden Alleen von Herrenhausen wie von Charlottenburg auf und ab, langsam und gemächlich wie es dem Stil und der Tracht der Zeit entsprach. Ihr hat Leipzig seine Ideengänge vorgetragen, wie er auch sonst sein System gern im Gespräch, im Brief entwickelte, mehr als Weltmann wie als Gelehrter. Die weit gezogenen Alleen und Kanäle, die großartige Formung der Gartenkunst des Barock, in Charlottenburg nur noch zu ahnen, in Herrenhausen auch heute bewahrt, erscheinen wie ein Gleichnis seiner Lehre von der besten aller Welten, in der das Gesetz der Ordnung herrscht und zur Harmonie strebt, wie im Park des Barock unter der Schere des Gärtners das Wachstum der Hecken dem großen Linienzug einer Perspektive sich einordnet, die in die Unendlichkeit weist.

Die Fürstin aber schritt neben ihm, mit der Begabung der Frau durch immer neue Fragen das Räderwerk der Gedanken des Genius in Bewegung haltend, bis der Philosoph, halb bewundernd, halb unwillig, ihr sagte, sie früge nach dem Warum des Warum: „Vous voulez savoir le pourquoi du pourquoi!“

Das Erbe des Großen Kurfürsten, verwaltet von Danckelmann, gestaltet von Pufendorf und Schlüter, von Leibniz und Thomasius, ist die wahre Grundlage des preußischen Königtums, wie es sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts entfaltet hat. Die Gestalt Friedrichs III., der als König von Preußen sich der Erste nannte, spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Man hat ihn einen *Renommisten genannt, hat sein Königtum und seine Regierung als eine äußerliche Angelegenheit des Glanzes und der Verschwendung angesehen: als ob der einzelne ein Gesetz von überpersönlicher Bestimmung nach seinem Wesen allein hätte formen können. Es bleibt genug an großer Verwirklichung. Das kündigt Schlüters Werk, das Denkmal des Großen Kurfürsten gegenüber dem Schloss von Berlin, das künden am Zeughaus Unter den Linden die Masken der sterbenden Krieger, in denen das menschliche Gesicht als Träger des Schmerzes und des gewaltsamen Endes in immer neuer fruchtbarer Vision erscheint. Aus Friedrichs I. Zeit stammt der Hof des Schlosses mit den Gestalten der Stärke und der Gerechtigkeit über dem Portal, sowie die prachtvollen, den Wellenschlag des Meeres im Ornament wiederholende Gestaltung der Decke des Rittersaals mit den Gruppen der vier Erdteile über den Türen, dazu der Elisabethsaal, wo Gestalten im Raume schwingen, als seien Visionen von Michelangelos sixtinischer Decke Plastik geworden. Aus der gleichen Epoche stammt auch die Kanzel in der alten gotischen Marienkirche mit dem Schalldeckel, dessen Engelskonzert die Erfüllung des norddeutschen Barock durch die Musik vorahnen lässt. Das Ende künden die Sarkophage in der Gruft des Domes, mit der schlafenden Frau zur Seite des Medaillonbildes der Königin, mit der Trauernden zu Füßen des Sarges, darin Preußens erster König ruht. Auch kann man mitten im lärmenden Berlin, in nächster Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße, auf dem First eines Hauses zwei der schönsten Plastiken sehen, Apollo und Daphne, verirrtes Barock aus der Zeit Schlüters zwischen Fassaden der Gründerjahre!

Der nächste König, Friedrich Wilhelm I., steht in bewusstem Gegensatz zu seinem Vater, wie überhaupt bei den Hohenzollern die Gegensätzlichkeit der Generationen meist hat betont hervortritt. Preußens zweiter König nimmt sein Vorbild vom Großen Kurfürsten; das zeigt er schon darin, dass er Danckelmanns Ehre sofort nach dem Regierungsantritt

wiederherstellt. Neben dem Großen Kurfürsten erscheint auch dessen Altersgenosse, Herzog Ernst der Fromme von Gotha, als Vorbild des haushälterischen Königs. August Hermann Franke, der von Halle oft zum König als dessen Berater und Seelsorger kam, sorgte – so möchten wir annehmen – dafür, dass die Erinnerung an den frommen Herzog, unter dessen Augen er noch in Gotha aufgewachsen war, nicht vergessen blieb – jedenfalls lebt das Beispiel Ernsts des Frommen in Friedrich Wilhelm I. Wirken fort.

Was der König innerhalb der Verwaltung leistet, ist tüchtig und segensvoll: er sammelt einen Staatsschatz, nachdem er die Finanzen in völliger Zerrüttung übernommen hatte. Er gewinnt Stettin und somit die Odermündung. Mit Sachsen, dessen Kurfürst August der Starke 1721 zum zweiten Male König von Polen geworden war, wetteifert er nicht an äußerem Glanz, sondern durch die Leistung. Aber dem strengen Hausvater fehlt der Instinkt für Außenpolitik. Obwohl er Stettin bekommt, geht ihm der Blick über die Meere ab. Seine Neigung zu Holland bezieht sich nur auf Übertragung des niederländischen Vorbilds innerhalb der Volkswirtschaft. Den Stolz des Großen Kurfürsten, die afrikanische Kolonie, verkauft er an Holland, die Flotte mit dem Adler von Brandenburg-Preußen fährt nicht mehr. Der König bleibt dem Kaiser gegenüber der Kurfürst von Brandenburg. Österreichs Gesandter überwacht die Außenpolitik von Preußen, das als Kleinstaat innerhalb des Reichsverbandes und in Abhängigkeit von Habsburg regiert wird.

Mit oft hohnvoller Art hat Österreich seine Macht über den König ausgeübt. Beim Tabakskollegium horchte der Gesandte den vertrauensseligen Gastgeber aus und machte sich zu seinem Berater auch in internen Fragen des Königshauses. So ist es zu verstehen, dass der Sohn des Königs, Friedrich der Große, als er im Jahr 1740 zur Regierung kam, sich in keiner Weise an Habsburg gebunden fühlte und Maria Theresia um Schlesien mit Krieg überzog.

ERFURT

Vermittler zwischen West und OST

Mehrfach im Verlauf der Geschichte war Erfurt beinahe Freie Reichsstadt und wurde durchaus als solche behandelt: Päpste zeigten dem Rat der Stadt die Übernahme ihres Amtes an, Kaiser hielten hier wichtige Reichstage ab, zum Erfurter Gebiet gehörte eine reichsfreie Herrschaft. Zu kurze Zeit Pfalz, beinahe Sitz eines Bistums Thüringen, um 1850 für die zentralen Reichsbehörden in Aussicht genommen und Ende 1918, nach dem Thronverzicht der Herzöge von Sachsen und der Fürsten von Schwarzburg und Reuß, vielfach als Hauptstadt eines mit dem preußischen Regierungsbezirk gemeinsam zu bildenden Thüringen ausersehen, von dem es dann ausgeschlossen blieb, so hat Erfurt in seiner Geschichte das Thüringer Sprichwort erfüllt: „Wenn de zu 99 Pfennichen geboren bist, bringst de's nie zu einer March.“

Das Schicksal der Zerstückelung Deutschlands in ein unübersehbares Gewirr von Herrschaftsgebieten ist insbesondere das Unglück Thüringens gewesen. In dreißig Territorien zersplitterte sich noch zur Goethezeit das Land zwischen Wartburg und Rudelsburg, Kyffhäuser und Feste Koburg, dabei aber war das Erfurter Gebiet durch seine Bindung an Mainz am meisten aus dem Zusammenhang herausgerissen, der zwischen den übrigen Teilen doch wechselseitig bestand.

Dem rückgewandten Blick will es scheinen – und es ist oft mit nachträglicher Sehnsucht so hingestellt worden – als hätte allein die Erhebung zur Freien Reichsstadt gefehlt, um den letzten Pfennig auf die neunundneunzig zu legen und Erfurt auch politisch die Stellung zu geben, die es wirtschaftlich und kulturell einnahm.

Aber es nützt nichts, die Tatsachen der Geschichte mit „Wenn“ und „Hätte“ zu Leibe zu rücken. Schon der Name sagt, dass Erfes-Furt als Übergang über einen Fluß und nicht als Zentrum entstand. Als vorgeschobenes Bollwerk auf dem Weg der Christianisierung von Mainz über Fulda hinaus hat Bonifatius um das Jahr 742 auf dem Domberg das Marienstift gegründet. Als Stapelplatz für den Handel mit sorbischen, wendischen und awarischen Stämmen, die mit Gütern des Ostens und der Donauländer bis an die Stelle der Gera kamen, die heute noch Wenige Markt, das heißt „Wendischer“, nach anderer Deutung „Kleiner Markt“, genannt ist, hat Karl der Große 805, um die Zeit seiner Sorbenkämpfe, Erfurt bestimmt. Über Erfurt weiter östlich zu reisen, war den fränkischen Kaufleuten verboten.

Dieses Austauschgebiet am Rande der westeuropäischen Kultur rückte im Verlauf der Jahrhunderte geographisch in die Mitte des Reiches, bis im Jahre 1938 der große Vorstoß Deutschlands nach Osten und damit eine Verschiebung der geographischen Mitte auf sächsischen Boden begann.

Da aber die entscheidenden Aufgaben der deutschen Politik nie zwischen Harz und Thüringer Wald, sondern in den Grenzmarken, vielfach sogar außerhalb des Reiches ausgefochten wurden, hatte die Mitte Deutschlands damals wie heute keine führende Bedeutung. So paradox es klingen mag: die Lage der Mitte brachte keine peripherische Situation im Schnittgebiet von Kreisen, deren Schwerpunkt je nachdem am Rhein oder in Berlin, in Nürnberg oder in einer der Hansestädte lag.

Das haben nur Herrscher geändert, die von außerhalb kamen: Rudolf von Habsburg hat von Erfurt aus Ruhe und Ordnung im Reich wieder hergestellt. Wohl unter dem Eindruck dieses kühnen Griffes des ersten Habsburger Herrschers nach Deutschlands Mitte hat dann sein Sohn, Albrecht von Österreich, wie vorher schon Heinrich der IV., den Plan gehabt, Thüringen zum Reichsland zu machen und so die Kaisermachtunabhängig von der Hausmacht zu lassen. Die Mörderhand seines

Neffen Johann Parricida zerstörte sehr zum Nachteil der Reichsgewalt dieses kluge Vorhaben.

Mit sicherem Instinkt wählte der Schwedenkönig Gustav Adolf Erfurt mit Nürnberg und Frankfurt zu Hauptstützpunkten seiner Macht im Inneren Deutschlands. Napoleon ging noch weiter: nicht nur machte er Erfurt zur französischen Festung an der wichtigsten Heerstraße, er behielt es sich als Besitz des Kaisers vor, veranstaltete also den Fürstenkongreß , der den Höhepunkt seiner Macht bezeichnet, auf eigenem Gebiet.

Die wechselnde Kettung an West und Ost, erst an Mainz, dann an Schweden, darauf an Frankreich und schließlich an Preußen, entspricht Erfurts Aufgabe, an der Hauptachse des Reiches, in jahrhundertelanger Entwicklung die geistlichen und wirtschaftlichen Güter nach dem Nordosten Deutschlands zu leiten.

*

Die Blütezeit Erfurts liegt im Mittelalter, in der Epoche, da Rudolf von Habsburg mit den wehrhaften Bürgern im Bunde von hier aus den Frieden Deutschlands wieder herstellte, während gleichzeitig der größte deutsche Mystiker, Meister Eckart, als Prior in einem Erfurter Kloster wirkte. Damals war Erfurt mit Magdeburg die bedeutendste mitteldeutsche Handelsstadt. An die 20 000 Einwohner zählend, war die Stadt etwa viermal so groß wie Leipzig und fast doppelt so groß wie Frankfurt am Main, das mit etwa 10 000 Seelen nach dem Begriff des Mittelalters eine Großstadt war. Mit Augsburg, Nürnberg und Ulm war Erfurt eine der vier „Säulen der Hanse“, der es dabei nie angehörte; mit ihnen, mit Straßburg, Mainz und Köln sowie mit Lübeck war es einer der wichtigsten Handelsplätze des alten Deutschland, ein Kleinod in der Krone deutscher Städtkultur, seiner Aufgabe nicht Mitte, sondern Vermittler zwischen West und Ost.

Von Bonifatius zu Meister Eckart

Die Sage erzählt von einem Müller Erfo, der an der Gera seine Mühle hatte und hier nachts bei Fackellicht Kaufleute und Pilger durch eine Furt geleitete. Mag das Überlieferung sein: Furt und Mühle sind die Grundmotive der Stadt und ihrer Entwicklung geblieben. Furt: das ist die Lage an dem vom Thüringer Wald herabfließenden Gebirgsfluß, wie auch dem alten Verkehrsweg, der hier die Gera überschreitet. Schon Drusus zog auf dieser Straße über den Grenzwall am Main zur Elbe. Auch Bonifatius, der Apostel Deutschlands, kannte den Weg, die Weiterführung der „Antsanvia“, der heiligen hohen Straße, auf welcher er das Christentum nach Deutschlands Mitte trug.

Aus Furt ward Brücke, die Krämerbrücke, wie keine andere in Deutschland als Brücke einer Handelsstraße geformt: mit dreißig Häusern, die in geschlossener Zeile auf Pfeilern und Bogen aufgebaut sind. Die städtebaulich so ungewöhnliche Anlage zeigt, wie kostbar die Lage an der Messestraße zwischen Frankfurt und Leipzig im Innern der Stadt erschien. Die Brücke war zugleich ein Tor, befestigt und beiderseits zu schließen, außerdem gehörte zu ihr an jeder Seite eine Kirche, durch deren Unterbau die Tore führen.

Als Überquerung von Flüssen ist die große Handelsstraße Deutschlands entstanden: dass man von Furt zu Furt, von Brücke zu Brücke zog, war das Entscheidende. Eine Furt ließ die Stadt Frankfurt am Main entstehen, eine Furt hatte der Sendbote des Bonifatius bei Fulda gefunden. Nahe einer Furt bestimmte Bonifatius östlich an der Gera den Platz für Stift und Bischofssitz. Der Brief, den Winfried über seine

Gründung an den Papst schreibt, ist die erste Urkunde der Stadt Erfurt, die daher das Jahr 742 als Datum nennen kann, mit dem sie in das Licht der Geschichte tritt, für eine Stadt so weit vom Süden und Westen des Reiches ein ungewöhnlich früher Zeitpunkt.

Aber schon lange vorher war die Gegend am Steigerwald südlich der heutigen Stadt bewohnt. Funde aus vorgeschichtlichen Epochen beweisen, daß in der Jüngerer Steinzeit, zwischen 2000 und 1000 vor unserer Zeitrechnung, ein Volk keltischen Stammes vorgedrungen zu sein, dessen Wallburgen sich noch heute deutlich vom Boden abzeichnen.

An der Stelle von Dom und Severi stand zur Zeit Hermunduren, der germanischen Ahnen des nach ihnen Duren oder Durer, Döringe oder Düringe genannten Stammes, ein Hain von heiligen Eichen Bonifatius fällt die Baumriesen, um die Macht seines Gottes zu beweisen. Wie dann vielfach an die Stelle des Donnergottes der Himmelspförtner und Wettermacher Sankt Petrus tritt, so wurde aus den nahen Donarsberg der Petersberg, dessen Kloster im frühen Mittelalter das bedeutendste in ganz Thüringen war. Es wurde berühmt durch die um 1209 begonnene, bis ins 14. Jahrhundert fortgeführte Sankt-Peters-Chronik, ein wichtiges Quellenwerk für den Historiker: Geschichtsschreibung ist die besondere Begabung des Thüringers geblieben, als des geborenen Erzählers, bis hin zu Ranke.

Die kirchliche Selbständigkeit Thüringens wurde nach dem Tod des von Bonifatius bestellten Bischofs wieder aufgegeben: zugunsten von Mainz, später von Fulda. Erfurt wurde auch politisch an die Kette von Mainz gelegt, was seine bodenständige Entwicklung im Rahmen von Thüringen gehemmt und von Anfang an einen Fehler in seine Konstellation gebracht hat. Mainz griff nach Erfurt, Fulda dehnte sich im Gebiet der Rhön aus, Hersfeld gründete Gotha: so zielte die kirchenstaatliche Ausdehnung vom Erzbistum Mainz aus nach Osten. Erfurt aber spielte Mainz gegenüber bald eine ähnliche Rolle wie Frankfurt: es erstrebte die Stellung einer freien Reichsstadt und trat dem Kurfürsten entgegen; die politische Bindung an Mainz blieb bis ins 17. Jahrhundert im Grunde nur auf die Gerichtsbarkeit beschränkt.

Als eine Art Stadtstaat entwickelte sich das mittelalterliche Erfurt zu großer Bedeutung: wichtige Reichstage wurden hier abgehalten, allein unter Friedrich Barbarossa. Bei deren einem, im Jahre 1181, unterwarf sich Heinrich der Löwe dem Hohenstaufenkaiser, um wenigstens Braunschweig als Herzogtum für sich zu retten. Das Jahr 1289/90, da Rudolf von Habsburg in Erfurt residierte, bezeichnet den Höhepunkt der Machtentfaltung des Herrschers, der Barbarossas Tradition wieder lebendig machte. Von Erfurt aus sicherte der Habsburger die Straßen der Thüringer Lande, indem er gemeinsam mit den wehrhaften, als waghalsige Draufgänger berühmten Erfurtern sechsundsechzig Raubritterburgen bezwang und zerstörte. Neunundzwanzig der zu Räubern gewordenen Ritter fielen im Mai des Jahres 1290 unter dem Richtschwert. Rudolf von Habsburg verstand sich mit seinen Erfurtern. Als dem auch im Alter noch wehrhaften Recken der Ratsherr Siegfried von Buttstädt einen nun fragte, ob er sich noch einen zweiten wünsche, war die Antwort: „Nur Kranke nötigt und fragt man, Gesunden gibt man!“ Und er ritt mit dem Krug eine Volte, trank aus und hielt ihn neu zum Füllen hin.

*

Zur selben Zeit war Meister Eckart von Hochheim Prior des Predigerklosters und Ordensprior der Dominikaner für Thüringen. Es ist der Mann, der in der Kraft des Wortes zum größten Gotiker Deutschlands wurde, der Denker, in dessen Wesen sich Frömmigkeit und Künstlertum zutiefst vereinen, der Erste in der Reihe der Meister,

die als Thüringer zu den bestimmenden Lenkern des deutschen Geisteskultur gehören: Eckart, Luther, Bach, Novalis, Nietzsche, zwischen Bach und Novalis in gewissem Sinne auch Goethe, dessen Familie väterlicherseits aus altem Handwerkergeschlecht der Gegend südlich vom Harz stammt, mütterlicherseits aber mit einer Reihe Thüringer Gelehrtenfamilien verwandt ist. Der Name Goethe ist in Artern noch heute bodenständig. Dürers Name, den der Meister selbst von der Haustür, die Forschung aus dem Ungarischen ableitet, deutet möglicherweise auch auf eine Verbindung der Ahnen des Meisters mit Thüringen. Die Ableitung der Worte Durer und Düring von Hermundure und Düringen macht dies immerhin denkbar. Seinem Wesen nach ist Dürer als Ostfranke, Goethe als Westfranke zu kennzeichnen.

Meister Eckarts Vater saß als Burgvogt auf Burg Waldenfels bei Tambach in Thüringer Wald, südlich von Gotha, in dessen Nähe nordwestlich der alte Stammort des Geschlechts derer von Hochheim liegt. Luthers Vorhaben waren südlich von Eisenach in Möhra, mütterlicherseits in Eisenach selbst beheimatet. Bachs Ahnen waren ursprünglich in Wechmar bei Gotha ansässig, die Eltern stammen aus Erfurt, Bachs Geburtsstadt ist Eisenach. Das Gut der Freiherren von Hardenberg, die Heimat des Novalis, liegt zwischen Saale und Südharz im Wippertal, nördlich von Wiehe an der Unstrut, dem Geburtsort Rankes. Nietzsche ist ein Thüringer östlichen Gepräges: der Weg geht auch hier in seiner Hauptbewegung von West nach Ost, von Süden nach Norden.

Auf die heilige Elisabeth, die unter den Schlägen der Geißel Gott sucht, folgt mit Eckart von Hochheim der schauende Meister, der dem Endlichen entsagt, um zum Unendlichen zu kommen, der in der Gottesminne der eigenen Seele das Überirdische erfasst. Seine Lehre stellt die Beziehung des Einzelnen zum Universum wieder her, sie entspricht jener Grundauffassung im Weltbild der Germanen, welche die große Welt aus der kleinen, den Makrokosmos aus dem Mikrokosmos, den Himmel aus der Wölbung des Schädels begreift.

Im Herzen des Meisters glüht derselbe Drang, der die Baumeister der gotischen Dome den Blick empor richten lässt, der die Schwerkraft der Erde aufhebt zugunsten des Aufstiegs in überirdische Regionen.

Thüringer aus ritterlichem Geschlecht, trat Eckart, wohl etwa achtzehn Jahre alt, um das Jahr 1278 als Mönch in das Dominikanerkloster zu Erfurt ein. Mindestens zehn Jahre später, zur Zeit der stolzesten Entfaltung der Stadt unter dem Banner Rudolfs von Habsburg, hielt er nahe dem Predigerkloster, im Beginnen-Konvent, der jetzt noch als Saal im alten Ratskeller erhalten ist, jene Gespräche der „Unterweisung“, die nur noch in Luthers Tischgesprächen und in Goethes Gesprächen mit Eckermann ihresgleichen haben.

Eine Akropolis der Gotik

Noch heute spüren wir, wenn wir die Schale der Gewöhnlichkeit zersprengen, die das ausgehende 19. Jahrhundert um den alten Kern der herrlichen Stadt gelegt hat, die Stimmung der Gotik, deren Epoche Rudolf von Habsburg und Meister Eckart in Erfurt Entfaltung brachten. Im 13. Jahrhundert beginnt eine rege Bautätigkeit. 1265 beschloß der Rat, die hölzerne Krämer Brücke in einen massiven Bau aus Stein zu verwandeln. Um dieselbe Zeit beginnt der Neubau der Severikirche neben dem Dom: sie Turmgruppe beider Kirchen bezeichnet für die folgende Epoche der Gotik die stolze Blüte der Stadt.

Der Rat ist jetzt ganz Herr der Macht, die Bindung an Mainz ist wesenlos, nach Art der Freien Reichsstädte sichert sich Erfurt im weiten Umkreis ein eigenes

Herrschaftsgebiet, das fünf Burgen und zweiundachtzig Dörfer, dazu die Stadt Sömmerda umfasst. Eine kleine gelbe Pflanze, das Waidkraut, von slawischen Kaufleuten einst aus dem Osten gebracht, hat die Stadt reich gemacht: aus der Pflanze, für deren Anbau sich Erfurts angeschwemmter Boden wie für die Blumenzucht ganz besonders eignet, wird das Mittel zum Blaufärben der Stoffe gewonnen, Erfurt hat dafür das Monopol.

Auf dem einstigen Donarshügel begann eine gewaltige Bautätigkeit zu Ehren Gottes und zur Verherrlichung der Stadt. Das hier Geleistete ist ohne jedes Beispiel, weil mit kühner Kraft durch ungeheure Gewölbe, die Kavatzen, der Berg selbst architektonisch geformt und vergrößert wurde. Von weither sichtbar überragt diese Einheit aus Berg und Bauwerk die Stadt. Wo früher heilige Eichen standen, hat Naturgefühl, religiöser Drang und künstlerischer Wille einen Hain aus Türmen hoch über den Dächern der Stadt erblühen lassen: eine Akropolis der Gotik.

Unter Eingliederung des romanischen Nordturmes sind die westlichen Teile des Turmes im 14. Jahrhundert entstanden, während der Umbau des Langhauses erst 1455 durch Meister Hans von Straßburg vorgenommen wurde. Die Severikirche, die bescheidenere Schwester des Domes, zeigt im Chor gegen Osten edle Formen der früheren Gotik. Man muß sich die drei schlanken Turmhelme von Severi auf dem Dom wiederholt denken, der nach einem Brand im Jahre 1717 seine Bekrönung verlor.

Gewaltig ist die Wirkung des Chorraumes mit dem hohen Gestühl und mit dem Farbspiel der bunten Fenster, in deren Edelsteinglut sich das Wort von der Blumenstadt Erfurt in überirdischem Sinn erfüllt. Die Zeit, da dieser Chor mit der Pracht seiner Fenster und seines Gefühls entstand, die Epoche um 1370 bis 1420, ist die zweite Blüte der Stadt, die nicht nur im Dom, sondern in vielen ihrer Kirchen wie in ihrem Museum eine überwältigende Fülle von Zeugnissen mittelalterlicher Kultur bewahrt. Aus der Kraft des Bürgertums heraus wurde damals – im Jahre 1392 – die Erfurter Universität gegründet, nach Prag und Wien, Köln und Heidelberg die fünfte im Reich. Als Pflegestätte des Humanismus ab der Schwelle der Reformation erlangte sie weltgeschichtliche Bedeutung.

Die Pest und eine Brandstiftung, zu der ein benachbarter Ritter im Jahre 1472 einen entlaufenen Mönch aus Pforta aus Rachsucht angestiftet hatte, suchten Erfurt schwer heim. Die Bürgerschaft raffte sich noch einmal auf: man baute eine zweite Umwallung und stellte den Dom wieder her. An Stelle des alten Geläutes, das beim Brand zerschmolz, erklang die größte Glocke des alten Deutschland, die Gloriosa, in deren Metall die Musikalität Thüringens eherner Stimme gewann.

Die Krise schien überwunden. Nun aber rächte es sich, daß die Bürger – statt zur Erhebung Erfurts zur Freien Reichsstadt zu drängen – ein Lavieren zwischen West und Ost für vorteilhafter gehalten hatten: man gehörte nicht dem Wettiner, der Gebietsherr saß in Mainz, man gehörte nicht dem Erzbischof, denn Erfurt lag ja inmitten kursächsischen Gebietes. Damit, dass die Rivalen, Kurfürsten beide, sich auf Kosten der Erfurter vertragen könnten, hatten die hochweisen Ratsherren nicht gerechnet. In dem Augenblick aber, als Erfurt geschwächt war, zogen die bisherigen Gegner vereint mit starker Truppenmacht heran. Durch demütigende Unterordnung unter Mainz und durch Zahlung einer unerhöht hohen Buße wurde in Weimar der Friede erkaufte.

Die Kraft der Stadt war gebrochen. Die Verschuldung stieg ins Ungeheure Mainz hatte die Niedertracht, die Bevölkerung im geheimen noch aufzuwiegen. 1509, im „tollen Jahr“, kam es zur Revolution. Der mächtigste Mann des Rates, Obervierherr Heinrich Kellner, musste auf der Folter nie begangene Verbrechen gestehen, seine

Hinrichtung auf dem Rad wurde der tobenden Menge als Schauspiel geboten. Die politische Rolle des mächtigsten Gemeinwesens in Thüringen war ausgespielt.

Die Stadt des jungen Luther

Nördlich vom Rathaus und westlich vom Breitstrom, einem Arm der Gera, überrascht ein Stadtteil von besonderem Gepräge: Michaelisstraße, Allerheiligenstraße, Pergamentergasse, Studentengasse und Drachengasse haben durchaus noch Charakter des Universitätsviertels der Humanistenzeit bewahrt. Der eindrucksvolle Bau ist das alte Kolleggebäude der philosophischen Fakultät, in der früher jeder Student die akademische Lehrzeit begann. Trotz gotischer Ausgestaltung ist es im wesentlichen ein Bau aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, dessen Zierformen eine gewisse Rückständigkeit der Universität kennzeichnen, die damals bereits ihre Stellung an Wittenberg und Jena verloren hatte. Im Straßenzug formt der Bau mit der Michaeliskirche und ihrem reich verzierten Erker, mit alten Handelshäusern und altertümlichen Firmenschildern ein Städtebild von unvergesslichem Reiz, darin sich der Eindruck der Lutherstadt stimmungsvoll bewahrt hat.

Es lohnt sich, in dem malerischen Gewirr der Gassen und des Flusslaufs bis hin zum „Kleinen Venedig“ zu wandern. Es ist das Erfurt, darin Till Eulenspiegel seinen Schabernack trieb, darin Adam Riese als Rechenmeister gelebt hat, da Faust, der auf der Straße zwischen Frankfurt und Leipzig uns mehrfach begegnet, die Helena beschwor. Es sind die Gassen, welche die Blütezeit des Humanismus erlebten als Eobanus Hessus, der Dichter und Patriot, hier als der neuerstandene Ovid seine Hexameter schrieb, als der spottsüchtige Erotus Rubeanus mit dem jungen Junker Ulrich von Hutten im Kampf gegen päpstliche Scholastik die Dunkelmännerbriefe verfaßte. *Epistolae obscurorum virorum*: das Latein der deutschen Renaissance hält auf. Aber auch das erste in Deutschland gesprochene Griechisch erklingt, denn das erste Buch mit griechischen Textstellen wurde im Jahre 1501 hier in Erfurt in Lettern gesetzt. Zwischen Mainz und Leipzig ist Erfurt die wichtigste Station für den frühen deutschen Buchdruck; Gutenbergs Erfindung trug Erfurt Wittenberg zu.

Biegt man aus dem Gewirr der Gassen, in denen nach guter Sitte jedes Haus seinen Namen hat, ein wenig ab, so kommt man, über die Lehmannsbrücke, zum Augustinerkloster in einen stillen Bezirk. Zur gleichen Zeit, als Hutten in Erfurt war bei der Fehde gegen die Kölner Scholastiker seinen Mann stand, rang hier Martin Luther als Bruder Augustinus in schweren Seelenkämpfen mit seinem Gott. Ihm hatte das selbstgefällige Spiel nicht genügt, mit dem die Humanisten fern von den wahren Nöten der Zeit ihre Studien betrieben. Von den Männern mit den volksfremden Namen trennte ihn der Unterschied zwischen Rede und Tat; die Erotus Rubeanus, Mutianus Rufus, Eamerarius und Draconites, der Meister Eobanus Hessus selbst blieben seinem Wesen fremd, und die überlegene Verachtung, wie sie Erasmus von Rotterdam gegenüber hatte, lag ihm nicht. Nach furchtbarem Erleben in der Todesnot eines Gewitters war der junge Student der Rechte noch einen Abend fröhlich mit den Seinen – am nächsten Morgen klopfte er an die Pforte des Klosters. In den Frieden des Bezirks, der ihn nun aufnahm, brachte Bruder Augustinus eine heiße Unruhe: „hier erscheint Gott, erschrecklich zornig, und mit ihm zugleich die gesamte Kreatur. Alsdann weiß man nicht, wo aus noch ein, da ist kein Trost, weder von innen noch außen, sondern alles ist ein Ankläger.“

Die furchtbare Angst, die der überstrenge, im Jähzorn hart strafende Vater zerstörend in die Jugend des Kindes gebracht hatte, quält den Bruder Martin noch immer, er überträgt sie vom Vater auf Gott. Da ist kein Winkel in seiner Seele, „der nicht mit der bittersten Bitterkeit, Schrecken. Zittern und Traurigkeit angefüllt wäre“.

Aber der Beichtvater wird sein Freund: „Mußt nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus einem jeglichen Bombart eine Sünde machen!“

Da der junge Mönch ihm beichtete und von seinen Anfechtungen spricht, hat er zur Antwort: „Wie seid ihr so traurig, Frater Martin? Ihr wisset nicht, dass Euch solche Anfechtung gut und not ist, sonst würde nichts Gutes aus Euch.“

Und ein andermal findet der Beichtvater das tiefe Wort: „Du bist ein Narr! Gott zürnt nicht mit Dir, sondern du zürnest mit ihm!“

Mit unerwarteter Kraft ergreift die Erinnerung an diese Kämpfe den Besucher, der den Kreuzgang des Klosters und den Kapitelsaal betritt, Zeugnisse zugleich der Erfurter Gotik aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Auch Bruder Martins Zelle wird gezeigt, deren Einrichtung nach einem Brand erneuert wurde. Im Boden der Kirche ist der Grabstein eingemauert, auf dem ausgestreckt Luther die Weihen empfing. Der Grabstein deckt die Gebeine des Augustinermönches und Erfurter Universitätsprofessors Zachrias, des großen Gegners von Hus. „Hussomastix“, Hussens Geißel, wurde dieser Erbe des Ketzerrichters Konrad von Marburg genannt, da seine Angriffe den böhmischen Vorläufer der Reformation auf den Scheiterhaufen brachten.

„Hätte damals einer gelehrt, was ich jetzt durch Gottes Gnade glaube und lehre“, so erzählt der Reformator später in Wittenberg, „ich würde ihn mit den Zähnen zerfleischt haben.“

*

Im April des Jahres 1521 erschien Luther wiederum in Erfurt, auf dem Wege von Wittenberg nach Worms, vor den Kaiser und den Legaten des Papstes geladen. Als die Nachricht sich verbreitet hatte, dass der Professor und Mönch mit seinem Freund Justus Jonas kommen werde, zogen ihm Rat und Universität auf der Straße nach Weimar weithin entgegen. Der Einzug durch das Schmidtstädter Tor und die Straßen der Stadt glich einem Triumph, den Eobanus Hessus in seiner Latein Elegie beschreibt:

*Rings war alles besetzt von bunten Haufen des Volkes,
Mauern und Türme und Weg, Häuser und Straßen und Tor.*

Prachtvoll war die Erscheinung dieses Luthers, der dem stattlichen Reisewagen entstieg, ein achtunddreißigjähriger Mann, glühend im Herzen, und doch bei aller vulkanischen Kraft seines Innern nach außen hin voll Ausgeglichenheit und Reife, in sich gefestigt, ein Kämpfer von Gottes Gnaden, beseelt von Willenskraft, die seine Stirn hervortreten ließ, als balle sich über den Augen des Schauenden eine Faust. Als das verkörperte deutsche Gewissen bestieg er in derselben Augustinerkirche die Kanzel, in der er einst, auf den Grabstein des Hussomastix ausgestreckt, die Weihen empfangen hatte. Er versprach, dass er sich nicht beirren lassen würde im Kampf um die Freiheit des Christenmenschen, kein Priester, kein Ablass könne die eigene Verantwortung vor Gott dem Menschen abnehmen, auf die das Recht zur Freiheit sich gründet: „Ich will die Wahrheit sagen und muß es tun, und sollte es mich zwanzig Häuse kosten!“

Daran schloß eine Predigt an, in der der harte Kämpfer die innere Schönheit seiner Lehre aufleuchten ließ, so daß die Stimme der Musik in seinen Worten lebendig wurde: daß über alle Werkgerechtigkeit des Tuns die Frömmigkeit des Herzens stehe. Und wieder war es, als würde Meister Eckart in ihm lebendig: Gott liebt die Seele, nicht das äußere Werk.

An diesem großen Tage Erfurts gab Eobanus Hessus der neuen Lehre die Bezeichnung „evangelisch“, indem er Luther als „evangelischen Doktor“ pries.

Schwedische Festung

Der Humanismus, Ziel und Blüte der Universität, hatte seine Sendung erfüllt. Was den Gelehrten Rückführung der Wissenschaft auf das Studium der Quellen ließ, wurde dem Reformator Neubegründung der Religion durch ihre Rückführung auf das reine Evangelium: die Universität Erfurt gab ihre Sendung an Wittenberg ab.

Verhältnismäßig schnell wurde die Reformation in Erfurt eingeführt, das für ganz Thüringen voranging. Aber die Grundlagen der Ordnung waren auf das tiefste erschüttert.

„Wenn man die Welt ansieht durch alle Stände, so ist sie nichts anderes denn ein großer, weiter Stall voll großer Diebe.“ So hatte der Reformator selbst gesagt, in Erkenntnis der Gefahren, die seine Bewegung heraufbeschwor.

Der Bauernkrieg, unvermeidlich als Ansturm gegen die mittelalterlichen Einrichtungen, die den Bauern zum Vieh seines Herrn machten, tobte über Thüringen. In wilden Horden drangen die Bauern in Erfurt ein, beseitigten jede Spur der Mainzer Herrschaft und plünderten unter Mithilfe der Volksmassen die Häuser der Geistlichen. Um Thomas Münzer, den Prediger des Kommunismus, sammelten sich die Aufständischen im nördlichen Thüringen, wo sie von den Heeren der Fürsten vernichtet wurden.

Die Stadt Erfurt hat sich von den Stürmen der sozial erregten Zeit wirtschaftlich bald erholt. Davon zeugen stattliche Bauten der Renaissance, deren klassische Formensprache das erfüllte, was die Humanisten literarisch vorbereitet hatten: die Beheimatung des Griechentums in Deutschland. Schlank im Aufbau, so dass es fast gotisch erscheint, ragt das Haus zur Hohen Lilie auf dem Platz vor dem Dom, das 1538 gebaut wurde. Es folgt das Haus zum Greifenstein in der Michaelisstraße, der Hauptader des Universitätsviertels, und das patrizisch-behaagliche Haus zum Goldenen Hecht (1538) auf dem Anger, aus dem sich Wilhelm von Humboldt die Gattin holte. In stattlicher Reihe schließen sich Häuser und Waidjunker an, bis hin zum Haus zum „Breiten Herd“. Seiner Fassade gegenüber steht ein Roland der Renaissance als Zeugnis des freien Bürgerwillens der Stadt, als sei ein Stück Plastik und Architektur vom Heidelberger Schloß nach Thüringen versetzt worden.

Im Inneren der Kirchen betonen prunkvolle Epitaphien, bei denen das Rahmenwerk mit seiner reichen ornamentalen Architektonik alles andere überwuchert, das patrizische Gepräge der Erfurter Renaissance. Eine eigene Bildhauerfamilie, die Friedmanns, entwickelte sich zu einer Dynastie, deren Kunst in dem kontrapunktischen Gewoge der Ornamentik die Musik der Bachs vorausnimmt.

*

Als eine reiche, blühende Stadt trat Erfurt in das 17. Jahrhundert ein. Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges hatte es verhältnismäßig wenig zu leiden. Mit dem Siegeszug Gustav Adolfs entwickelte sich sogar eine Situation, die auf die Bedeutung der Stadt verstärkt hinwies: Gustav Adolf kam als Schützer der evangelischen Sache, aber auch als Beherrscher der Ostsee, der eine neue Hauptachse für seine Zwecke schmiedete: sie zielte von der Ostsee über Thüringen an den Rhein.

Bald nach der Schlacht von Breitenfeld, am 22. September 1631 (alter Rechnung) verkündete die Gloriosa den Einzug des Königs. Er kannte die Stimme der Glocke.

Im Jahre 1620, als der junge König auf Brautschau auszog, war er durch Erfurt gekommen. Damals hatte er den Turm des Domes bestiegen, und die größte Glocke Deutschlands leise angeschlagen, die, 275 Zentner schwer, noch heute im Dämmer des Glockenstuhles hängt.

Diesmal führte sein erster Weg nach dem Einzug auf den Petersberg, die Zitadelle der wehrhaft befestigten Stadt. Er nahm zu deren Besichtigung den aus Magdeburg vertriebenen Festungsbauer Otto von Guericke mit und besprach mit dem großen Erfinder den Ausbau des die Stadt überragenden Petersberg und der Cyriaksburg zum Schutz der Festung, die der Schlüssel zu Deutschlands wichtigster Heerstraße war.

Sehr bald nach seinem Kommen vollzog der König die Trennung des Erfurter Gebietes von Mainz und gab der Stadt allen kurfürstlichen Besitz. Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, des Heerführers Bernhard ältester Bruder, wurde Gouverneur und Statthalter. Am fünften Tag zog der König durch das Brühler Tor und durch das Dreibrunnengelände über Arnstadt gegen Würzburg, von da nach Frankfurt.

Ende Oktober 1632 kam er zurück, er kam mit der Königin, blieb drei Tage und zog gegen Leipzig, wo Wallenstein stand. Seine Gattin ließ der König im Schutz der Stadt. Der Abschied der beiden Gatten ergriff alle, die seine Zeugen waren, auf das tiefste. Der König war von Todesahnung beschattet.

Am 10. September erfuhr die Königin das Opfer des Sieges von Lützen. Wie sie die Nachricht aufnahm, hat sich in Erfurt in unmittelbarer Erinnerung erhalten: sie weinte Tage hindurch, die Fenster blieben verhängt, nur Kerzen durften das Innere matt erhellen, durch dessen Dämmer ununterbrochen ihre Klage erklang. Erst im Dezember folgte sie dem Weg des Toten nach Schweden.

Für Erfurt war der Traum der Freien Reichsstadt ausgeträumt. Kaiserliche Truppen besetzten die Festung, 1636 eroberte sie die Schweden unter Banér zurück, doch jetzt galt Erfurt als feindliches Gebiet. Die Friedenshoffnung, die das Jahr 1635 durch die Einigung zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen Deutschland brachte, hatte sich als trügerisch erwiesen. Gegen Zahlung von Hilfsgeldern verpflichteten sich deutsche Fürsten Frankreich gegenüber zur Fortsetzung des Krieges. So zerfleischten sich die Deutschen untereinander, damit Frankreich das Elsaß und die Herrschaft über den Oberrhein, Schweden aber Pommern und die Herrschaft über die Ostsee bekäme.

Kurmainz bezwingt Erfurt

Beim Friedensschluß von Osnabrück fällt Erfurt mit seiner Forderung ab, welche Unabhängigkeit von Mainz erstrebt. Die rein protestantische Stadt, von der die Saat der Reformation ausgegangen war, und die politisch und wirtschaftlich immer mehr in fruchtbare Beziehungen zum Osten gelangt war, wird erneut dem Erzbischof von Mainz zugesprochen, obwohl die Verbindung mit einem katholischen Kirchenfürsten für die Lutherstadt mehr als je widersinnig erscheinen muß. Erfurt wehrt sich, der revolutionäre Sinn der Bevölkerung lodert erneut auf: wieder wird einer der Machthaber gefangengesetzt, wieder fällt als Schauspiel für das erregte Volk sein Haupt auf dem Block. Die Befehle des Kurfürsten von Mainz werden hohnvoll abgelehnt, Erfurt ist frei! Aber der Kaiser verhängt die Reichsacht, die der streitbare Kirchenfürst selbst vollzieht. Er rüstet ein Heer, verbündet sich mit Ludwig XIV., der Hilfstruppen schickt, so wie Frankreich wenige Jahre später das private Kriegsspiel des Münsteraner Bischofs von Galen gegen Holland unterstützt. Nach kurzer Belagerung, wobei der wehrhafte Geist der Erfurter noch einmal aufflammte, muß die trotzigste Stadt der Übermacht nachgeben: „Ob derselbe Herr Churfürst mehr Recht

als Glücke bey dieser Sache gehabt, mögen andere urtheilen; inzwischen ist der Possession sitzt, der Glückseligste.“ So schreibt der Chronist über das Jahr 1664.

Der König von Frankreich aber lässt, ohne das Deutschland die Schmach empfindet, eine Medaille prägen, auf der die Göttin La France die kniende Erfordia Mainz ausliefert.

Der Erzbischof schaltet von nun an als absoluter Gebietsherr und baut den Petersberg zum Zwing-Uri der Stadt aus; noch heute ragen hier die gewaltigen Festungstore des Barock. Die Selbstverwaltung, die Erfurt groß gemacht hatte, wird der Stadt genommen. Die Gewalt liegt allein beim Erzbischof, der einen Statthalter nach Erfurt schickt und dort Truppen hält; der Rat, einst Herr, ist nur noch ausführendes Organ.

Das Jahr 1664 hat die Stadt aus dem Zusammenhang mit Thüringen völlig herausgeschnitten und ganz zur Kurmainzer Provinz gemacht. An Stelle frei entfalteter Eigenkraft im Schutz des Reiches tritt die Einordnung unter den Landsherren eines entfernt liegenden Einzelstaates. Nur das Geleitrecht der sächsischen Herzöge bleibt bestehen. Noch heute erinnert das ehemalige Geleithaus, darin Karl August und Goethe abstiegen, wenn sie nach Erfurt kamen, an die wichtigste Verbindung, die zwischen Erfurt und den Thüringer Herzogtümern im 18. Jahrhundert noch bestand.

Was Krieg und Hunger noch nicht völlig vernichtet hatten, vollendet die Pest. Im Jahre 1683 ging die volkreiche Stadt auf 7000 Einwohner zurück. Die Universität, für die Gustav Adolf zielbewusst gesorgt hatte, führte ein Schattendasein: die protestantisch-theologische Fakultät wurde aufgelöst, so dass Erfurts Hochschule ihre Bedeutung verlor.

*

Die Statthalter, die Mainz schickte, regierten im allgemeinen wohlwollend und gut. Sie ließen der Stadt ihr Eigenleben und tasteten die evangelische Lehre nicht wesentlich an, wenn sie auch in jeder Weise von ihrem Recht Gebrauch machten, den Katholizismus neu zu festigen. Das Jesuitenkolleg, die Fassaden einiger Kirchen und der mächtige Barockaltar im Chor des Domes sind Zeugnisse der Gegenreformation. So kommt, als letzter Ausläufer von Mainz und Fulda, ein Stück südliches Barock in die Thüringer Stadt – am schönsten im Erweiterungsbau der Stadthalterei und im Kurmainzer Packhof, jetzt dem Museum der Stadt.

Zur gleichen Zeit war Erfurt „Hauptmittelpunkt“ des größten Musikergeschlechts, das die Weltgeschichte kennt, der Familie Bach. Schon im 17. Jahrhundert, vom Jahre 1640 an, hatten hier drei Söhne des Hans Bach gewirkt. Auch waren drei Mitglieder der Familie hintereinander – 1667 bis 1740 Direktoren der Ratskapelle, so dass im 18. Jahrhundert alle Ratsmusiker in Erfurt kurzweg „Bache“ genannt wurden. Bachs Großvater hat hier gewirkt, Vater und Mutter sind hier geboren, die Mutter, Elisabeth Lämmerhirt, im Haus Junkersand Nr. 3, das heute noch steht. Auch sonst hat die Stadt durch Johann Gottfried Walter, der in Erfurt, ein Jahr vor Bach, 1684 geboren wurde und dessen Mutter gleichfalls eine Lämmerhirt war, durch Bachs Vorläufer Pachelbel, der dreizehn Jahre an der Predigerkirche gewirkt hat, und durch den letzten und besten Schüler Bachs, den Dragnisten Kittel, den Lehrmeister der Thüringer Kantoren, eine führende Rolle innerhalb der protestantischen Kirchenmusik und somit der Nachfolge Martin Luthers gespielt.

So besteht aber auch ein ganz leise Verbindung zwischen der musikalischen Tradition der Bache und Ludwig van Beethoven, bei welcher der Musikfreund doch gern einen Vierteltakt lang verweilt: ein Erfurter Lehrer nämlich kam nach Mecheln

und unterrichtete dort Beethovens Großvater. So ist immerhin anzunehmen, dass Beethoven über das Phänomen der Familie Bach frühe schon durch unmittelbarer Überlieferung erfahren hat. Eine kleine Spur führt von Thüringen zu dem Meister, der dem Zug der deutschen Kultur von West nach Ost auf einer anderen Achse Rechnung trug: vom Rheinland nach Wien.

Die Dalberg – Zeit

Ein böses „Wenn und Hätte“ schwebt im 17. und 18. Jahrhundert über der Geschichte der Stadt. Sie „hätte“ Ausgang des 17. Jahrhunderts August Hermann Francke und in ihm den Erfüller des Protestantismus auf dem Gebiet der Jugendfürsorge und wahrer Menschenliebe zu ihrem Mitbürger haben können: dann stünden die Häuserreihen der Franckeschen Stiftung heute in Erfurt und nicht in Halle. Aber die Predigten August Hermann Franckes, die er im Jahre 1690 im Bezirk des einstigen Lutherklosters hielt, waren eine Absage an die orthodoxe Erstarrung des verknöcherten Luthertums des Barock. Wieder wie zur Zeit Meister Eckarts wurde das unmittelbare Erleben zur Quelle der Religion, und wieder wurde einer von denen, die „töricht genug ihr Inneres offenbarten“, darum verbannt. Francke wandte sich nach Halle, wo die Saat seiner Lehre aufging. Erfurt war nur Wegstation gewesen: der Pfennig, der aus den 99 die Mark macht, hatte gefehlt. Ähnlich ging es bei Wieland, der einige Jahre an der Universität lehrte, dem aber Erfurt nur Station auf dem Wege nach Weimar war, wo er in seinen „Abderiten“ die kleinbürgerliche Enge der Erfurter dieser Epoche mit deutlichem, aber gutmütigem Humor über den „Froschpul“ in die Literatur Eingang finden ließ.

Auch Dalberg, der im Sinn der Aufklärungsepoche regierende Statthalter des ausgehenden 18. Jahrhunderts, konnte die absteigende Entwicklung nicht aufhalten, so sehr er sich mühte, zunächst einmal die wirtschaftlichen Grundlagen zu bessern. Trotz der Begeisterung der Bevölkerung für den großen König, der vor Rossbach hier die Basis seiner militärischen Operationen errichtet hatte, war die Stadt durch Kontributionen zum Weißbluten gebracht, das wirkte noch 1772 nach, als Dalberg hier die Stadthalterei bezog.

Die Gründung der Erfurter Akademie nützlicher Wirtschaften, die im Sinne des Jahrhunderts der Aufklärung den Weg von Wissen und Forschung ins praktische Leben beschritt, war zunächst nur ein kleines Gegengewicht, das an Stelle der vom Wettbewerb Jenas und Halles vernichteten Universität trat. Immerhin, diese Akademie, die in Wielands Verwandten Baumer ihren eigentlichen Gründer und ersten Sekretär hatte, bedeutete von nun an das geistige Erfurt und hat als „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften“ ihre Stellung bis in die Gegenwart behauptet. Baumer selbst ist besonders für den Mediziner eine interessante Persönlichkeit: an der modernen preußischen Universität Halle wissenschaftlich geschult, war der Arzt und Gelehrter zugleich und gab Erfurt ein Anatomisches Theater und seine erste Klinik. Eine Tochter ist vor Caroline von Dacheröden, Wilhelm von Humboldts Gattin, die bedeutendste Frau Erfurts, unter dem Namen Sophie Albrecht als Schauspielerin und Dichterin bekannt, eine der Frauen, die gegen das Vorurteil der Zeit dem Beruf der Schauspielerin seine gesellschaftliche Stellung erringen halfen. Als Gattin eines bekannten Arztes wagte sie den Weg zur Bühne, und zwar trat sie erst in Erfurt und dann in Leipzig mit großem Erfolg auf. Nach Katharina Baumann, der berühmten Luise in „Kabale und Liebe“, wurde sie in ihrer schwärmerischen, seelenvoll belebten Art eine der wichtigsten Schauspielerinnen Schillerscher Rollen. Schiller schloß mit ihr eine tiefe Freundschaft, an der ihr Gatte voll Verständnis für den geistigen Sinn dieses Bundes

teilnahm. „Ich freue mich und bin stolz, dass sie mich liebt und dass meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen wird“, schrieb der junge Schiller aus Frankfurt unmittelbar nach der ersten Begegnung.

Auch Erfurts Statthalter Carl von Dalberg war seine wohlwollend schwärmerischen Art Schiller bereits früh nahegetreten: sein Bruder, der Reichsherr Wolfgang Heribert von Dalberg, ein Altersgenosse Goethes, hatte die Mannheimer Bühne zum Nationaltheater erhoben und die Uraufführung von Schillers Räufern gewagt. Carl von Dalberg hat Schiller vielfach gefördert und ihm vor allen Dingen Mut zur Rückkehr vom Katheder zur Bühne und somit Mut zum „Wallenstein“ gemacht.

Die politische Seite der Wirksamkeit Dalbergs ist weniger erfreulich. Er gehört zu jenen selbstgefälligen Menschen, die glauben, sie brauchen sich nur zu zeigen, und alles sei in Ordnung. Aber gerade auf solche selbstgefällige Naturen häufen sich die Würden: man ehrt sie, weil man sie für ungefährlich hält. Nacheinander wurde Dalberg Statthalter, Fürstbischof von Konstanz, Koadjuter von Mainz und Worms, Erzbischof von Tarsus, Domprobst von Würzburg, Kurfürst und Erzbischof von Mainz, des Reiches Erzkanzler, Fürstprimas von Deutschland und Großherzog von Frankfurt und Fulda. Er war der oberste Vasall Napoleons in Deutschland, als solcher bot er dem Eroberer die Rolle eines Regenten des Reiches an, das im Jahre 1806 seine rechtliche Form und seinen Kaiser verloren hatte.

Von seiner Erfurter Zeit ist außer der Freundschaft mit Schiller immerhin noch eine segensreiche Nachwirkung zu verzeichnen: er hat den Gegensatz zwischen christlichen Religionen völlig überbrückt. Der hohe Würdenträger der katholischen Kirche befreundete sich mit dem obersten evangelischen Geistlichen seines Thüringer Nachbarstaates Sachsen-Erfurt, mit Herder. Es gewährt einen eigenen reiz, sich inmitten des Hin und Her der Beziehungen in und um Weimar die beiden Schwarzröcke verschiedener Konfession in ernstem Gespräch und in wechselseitigem Austausch ihrer Schriften zu denken. Für Dalberg ist die Kirche kein politischer Körper, sondern der „Kompromiß eines jeden Christen auf die Gefühle und Meinungen aller Christen“. Als ein Mensch, der alles auf den Kompromiß setzte, hat er seine wenig rühmliche Rolle im politischen Deutschland gespielt.

*

Der Anschluß von Erfurt an Weimar – Jena und seine geistige Welt erfolgte nicht durch Dalberg, den Goethe mehr und mehr nur „freundlich nachsichtig“ behandelte, während ihn anfangs seine Kenntnisse und sein „Interesse für tausend Dinge“ überwältigt hatten. Die Brücke von Erfurt nach Weimar hat eine Frau geschlagen. Im Kreis Dalbergs lebte Caroline von Dacheröden, die in Minden geboren ist, aber seit ihrem fünften Jahre in dem staatlichen Luciusschen Haus am Anger zu Erfurt aufwuchs, wo ihr Vater als pensionierter preußischer Kammerpräsident lebte. 1791 vermählte sie sich mit Wilhelm von Humboldt, der bei Dacherödens, bei Dalbergs und später bei dem preußischen Regierungspräsidenten Motz aus und ein ging, vor allem aber Goethes und Schillers verständnisvollster Freund war.

Carolines Briefe führen uns mitten der Entscheidungsjahre der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege durch ganz Deutschland, auch durch Frankreich, Spanien und Italien sowie vor allem auch nach Wien und Berlin. Dazwischen erleben wir das Thüringen der klassischen Zeit in Schilderungen von zwingender Anschaulichkeit. Echt frauenhaft und auch frauenhaft-dichterisch ist ihre Fähigkeit, im kleinen Zug das Große zu erkennen und so das Dargestellte zum Erlebnis zu machen. Alles aber, was Caroline von Humboldt schreibt, ist durchleuchtet von einer einziartigen Wärme des Herzens: Laß uns das Beste finden,

denn das wollen wir“; in diesen Worten liegt das Motto ihres Lebens. Wilhelm von Humboldts klassische Objektivität gibt das recht, ihn selbst das entscheidende Wort über seine Frau sprechen zu lassen: Ich kann gewiß mit Unparteilichkeit behaupten, dass sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat als deutsche Weiblichkeit in Dir.“

Weltgeschichte

Als im Jahre 1802 der Dichter Johann Gottfried Seume von seinem berühmten Spaziergang nach Syrakus zurückkam, begegnete er nicht weit von Weimar einer Kolonne preußischer Soldaten. Sie waren auf dem Marsch nach Erfurt, dass sie für ihren König besetzen sollen, damit es Preußen zur Entschädigung für die an Frankreich verlorengegangenen linksrheinischen Gebiete einverleibt würde. Es gab dann bald danach in Erfurt einen festlichen Einzug des jungen Königspaares, an den heute noch der Luisenhain mit dem Denkmal der Königin erinnert, es gab der Hoffnung, Begeisterung, und doch nur ein Aufatmen für kurze Zeit.

Die Niederwerfung Preußens im Jahre 1806 entschied sich für Thüringen. Erfurt wurde schwer heimgesucht. Mit sicherer Hand griff Napoleon nach der Festung, die er – wie einst Gustav Adolf – zu einem Stützpunkt seiner militärischen Operationen machte. Mit der Faust des Usurpators schnitt er mitten aus dem Herzen Deutschlands ein Stück heraus, Erfurter und Weimarer Gebiet, und behielt es sich selbst vor: *Domaine réservé pour l'empereur*. Das war bis zum Jahre 1814 Erfurts staatsrechtlich Bezeichnung.

Hatte schon Friedrich der Große während des Siebenjährigen Krieges aus der kurmainzischen Provinzstadt das Äußerste herausgepresst, so dachte nun die französische Regierung Erfurt zur völligen Verelendung. Die hohnvolle Art, mit der die Franzosen unter Liebenswürdigkeiten auf Vernichtung ausgingen, erhöhte die Demütigung. So heißt es nach dem Bericht des Rektors der Universität: „Der Kaiser geruhte an den Schicksalen des alten ehrwürdigen Musensitzes teilzunehmen und heitere Blicke in eine bessere Zukunft bemerkbar zu machen.“ Gnädigst bewilligte Napoleon der Universität eine neue Einnahmequelle, seine Regierung aber strich sofort das Dreifache der Summe aus dem Etat heraus und verwandelte die Kolleggebäude in Lazarette und Heumagazine.

Dann gleichst du Prinzen,
Plünderst und beglückst Provinzen...

Hat Goethe gespottet.

Die große Menge jubelte Napoleon zu. Als er 1808 hier den Fürstenkongreß veranstaltete, drückte sich die Seeligkeit in Huldigungsgedichten und anderen Zeugnissen der kleinstädtischen Untertanenfreude aus, als deren literarisches Dokument die in ihrer gläubigen Hingabe an die Größe der Ereignisse fast schon wieder rührende Schrift erschien: „Erfurt in seinem höchsten Glanze während der Monate September und Oktober 1808“, verfasst von dem durch Mainz geschulten Ignaz Kajetan Arnold.

Jetzt hatten Weimar und Gotha, Sondershausen und Meiningen mit ihren Fürsten nichts mehr vor „Puffbonia“ voraus, wie Erfurt nach dem Lieblingsgericht seiner Einwohner hieß. Es war selbst Residenzstadt geworden und war – für vierzehn Tage – der Mittelpunkt der Welt: „Alle Monarchen des festen Landes, welche vom äußersten Weltmeer gegen Abend, bis zum nordöstlichen Ende der Hemisphäre an

den Ufern Kamtschatkas die Völker beherrschen, sind in den Ringmauern dieser Stadt versammelt“, schreibt Ignaz Kajetan, und wonnetrunken setzt er dazu: „Mein ganzes Wesen, vom Wirbel ergriffen, gewinnt an Lebendigkeit und Schwungkraft.“

Vor Mitte September erschien Marschall Qundinot als Gouverneur, wenige Tage danach kam das Kaiserliche Grenadierregiment, während Husaren und Kürassiere auf den Dörfern Quartier fanden. Mehrere Tage vor Napoleon traf der wichtigste Zivilist des sonst auf Militär gestimmte Kongresses ein, Napoleons Minister Talleyrand, Herzog von Benevent.

Am 26. September begab sich alles auf die Straße nach Gotha, den Weltenherrscher zu empfangen. Aber man musste enttäuscht wieder umkehren: Herzog August, der Bewunderer Napoleons, hatte seinen Gast eine Illumination bereitet und daher über Nacht noch auf dem Friedstein gehalten. Erst am nächsten Tag verkündete Glockengeläut, Böllerschüsse und Janitscharenmusik den Empfang des neuen Landesherrn. Der Rat der Stadt überreichte die Schlüssel, die Grenadiere schwenkten ihre gewaltigen Bärenmützen auf den Bajonetten und riefen ihr:

„Vive l'empereur!“

Die Jugend, von der Einfachheit der Jägeruniform des Kaisers enttäuscht, begeisterte sich an dem Leibmamelucken Rustan, der in weißem Turban und purpurroter, mit goldenen Blumen bestickte Jacke und dunkelblauen Hosen mit reicher Stickerei auf Schritt und Tritt seinem Herrn folgte.

Sehr viel prächtiger als sonst war Napoleon an dem Tag uniformiert, an dem er dem Zaren gegen Weimar entgegenritt. Als die beiden Cäsaren sich trafen, stieg Napoleon vom Pferd, beide umarmten sich, Napoleon stellte seine Begleiter dem Zaren vor, denen dieser sofort russische Orden umhing. Der Zar selbst trug das Kreuz der Ehrenlegion, während Napoleon seine russischen Orden angelegt hatte. Dann gewährte man der Stadt das Schauspiel des Einzugs der beiden Herrscher der Welt. Am Abend folgte eine Illumination, deren Inschriften überliefert sind. Einige waren lateinisch und verkündeten dass der Herrscher Erde und Himmel verbände, andere feierten französisch die „Bringer des Friedens“. Die meisten waren deutsch, besser thüringisch, wobei Napoleon Nabolichoon auszusprechen ist. Ein erblindeter Postsekretär reimte:

*O hätt ich nur das Glück,
Zu sehn den Held Napoleon,
So trüg ich gern mein Geschick
Der Blindheit und der Pension.*

Die meisten wünschten sich Frieden, hier kam ehrliche Überzeugung zu Wort:

*Friede im Lande
Ist der allerbeste Ton,
Dies wünsche ich dem Vaterlande
Und auch Napoleon.*

Von früh bis abends waren die Erfurter auf den Beinen, um recht viel von dem großen Schauspiel zu erhaschen. Am morgen schon konnte man den Kaiser allein mit seinen Adjutanten im Hirschgarten vor dem Regierungsgebäude auf und ab gehen sehen. Man sah seine Bedienten oder die kaiserlichen Pagen in der grünen Modefarbe des Kaiserreichs mit Goldstickerei und goldenen Bändern an den

Schultern. Besonders prunkvoll war der Aufzug des Königs Jérôme von Westfalen, der im einstigen Quartier Gustav Adolfs, der Hohen Lilie, wohnte und den prächtigsten Wagen fuhr. Außer Qudinot sah man die Marschälle Lannes, Soult und Daru, neben dem Zaren den Großfürsten Konstantin. Vier Könige waren anwesend: Sachsen, Württemberg, Bayern und Westfalen. Im Geleithaus der sächsischen Herzöge, also im eigenen Bereich, war Carl August von Sachsen-Weimar abgestiegen, mit seinem Sohn, dem Schwager des Zaren. Der König von Preußen hatte einen Prinzen zur Vertretung geschickt, das Habsburger Kaiserhaus hielt sich fern. Von besonderer Bedeutung wurde der Salon der Fürstin Thurn und Taxis, die auf dem Anger beim eigenen Postdirektor wohnte.

Über den Verhandlungen lag ein Geheimnis, man wusste nur, wann die Kaiser sich abwechselnd besuchten. Es wurde auch bemerkt, dass der guten Stimmung Napoleons eine zunehmende Verdüsterung folgte. Alexander war von Anfang an der Umworbene: verhalten und hinterhältig und mit dem natürlichen Instinkt eines an sich schwächlichen Menschen setzte er alles daran, die Fäden des Spiels in seine Hand zu bekommen.

Der wahre Gegenspieler Napoleons auf dem Erfurter Kongreß aber war sein Minister, Talleyrand, Erzdiplomate, Vertreter der alten französischen Staatskunst. Er sah, dass die Rechnung Napoleons, der in Erfurt den Zaren zum Bundesgenossen gegen Preußen, Österreich und England gewinnen wollte, nicht stimmte – er sah es und schaltete sich ein. In geheimen Verhandlungen traf er sich mit dem Zaren am Teetisch der Fürstin von Turn und

Taxis; gegen den Kaiser stand Napoleons eigener Minister, der mehr und mehr zum bewussten Vertreter des Legimitismus zu Gunsten des Kaiserreichs an der Donau und somit zum Vorläufer Metternichs wurde. Was morgens im Regierungsgebäude verhandelt wurde, das vernichtete abends Talleyrand mit verräterischem Spiel.

So blieb der Erfurter Kongreß ein Schauspiel, hinter dessen Kulissen, mühelos fast, der Held des Schlachtfeldes den diplomatischen Ränken zum Opfer fiel. Truppen. Truppenrevuen wechselten mit Besprechungen, abends war Theater mit Talma und den anderen großen Tragöden von Paris, die in Erfurt und Weimar die klassische Schauspielkunst Frankreichs paradien ließen; vor der Bühne war das Parterre von Königen aufgebaut, davor standen die Sessel der beiden Kaiser, wegen der Schwerhörigkeit des Zaren unmittelbar vor der Bühne. Dazu gab es Empfänge und Begegnungen, deren eine – Napoleon und Goethe – im Sinne des Symbols welthistorisch erscheint.

Voilà un homme

Wir wissen nicht viel über die Begegnungen der beiden größten ihrer Zeit: Goethe hat sich ausgeschwiegen, vor allem wohl, weil er der nicht unerheblichen Freude der Weimaraner an jeder Form von Klatsch kein Material liefern wollte. Erst sechzehn Jahre später hat er einiges verzeichnet. Daß Napoleon siebenmal Werthers Leiden gelesen habe, verschwieg er dabei, wir wissen es aus Talleyrands Protokoll, der seinerseits den Kanzler Müller zu einer Niederschrift des ihm von der Begegnung Bekannten ersucht hatte. Aber die offizielle Niederschrift enthält nur das, was man Europa mitteilen wollte: der Kongreß war „ein Schauspiel, aber ach, ein Schauspiel nur“.

Wir wissen, dass der Kaiser Weimar als eine Art geistiger Akademie Deutschlands ansah und deshalb Wert darauf legte, in Goethe und Wieland Weimars größte Geister kennenzulernen und auch seinerseits auf sie Eindruck zu machen. Wir wissen, dass Goethe mit einer Reihe der Marschälle Napoleons bekannt war, die den

Kaiser auf ihn hingewiesen haben möchten, besonders von Lannes ist das anzunehmen. Wir können auch vermuten, dass Dalberg Napoleon auf die Dichter von Weimar aufmerksam gemacht hat, insbesondere auf die Prophetie, mit der Wieland im Jahre 1798 schon den Korsen als den Retter aus den Wirrnissen der französischen Revolution bezeichnete. Der Mensch, der Frankreich retten könne, müsse ein Mann sein, so hatte der Dichter damals geschrieben, „wie es in jedem Jahrhundert kaum einen gibt und dessen Genius alle anderen in Respekt zu halten und zu überwältigen wisse... Da ihr nun keinen solchen haben könnt, so müßt Ihr einen Diktator suchen, der all diese Eigenschaften in sich vereine: Bounaparte!“

Wieland war in Erfurt nur kurze Zeit, bei Napoleon, der keine besonderen Audienzen gab, sondern die Geladenen eine zeitlang zu Zeugen seines Tagewerks machte und sich dabei zwischendurch mit ihnen unterhielt. Das lange Gespräch mit Wieland fand in Weimar statt, wo sich der Kaiser bei einer Festlichkeit im Schloß, zu der Wieland auf seinen Wunsch geholt wurde, anderthalb Stunden mit dem fünfundsiebzigjährigen Dichter unterhielt, „zu großem Erstaunen aller Anwesenden“. Die Kosten des Gesprächs bestritt, wie der Dichter der Grazien und des Spottes humorvoll bemerkt, Napoleon selbst. In Weimar, dem Athen Deutschlands, sagt der Korse, nicht eben geschickt bei der Absicht, die er mit solchen Gesprächen verfolgte, der Kultur der Griechen ab: „Es läuft doch alles auf Zänkereien heraus.“ „Die Römer aber hatten ihren Sinn auf das Große gerichtet, und da kam auch das Große heraus, diese ungeheure Gewalt des Römischen Reichs, die der ganzen Welt eine andere Gestalt gab und in der die Weltgeschichte Epoche machte.“ Dann kam das Gespräch auf Religion, aber Wieland wusste an dem „sehr alltäglichen Skeptizismus, den der Kaiser da auskramte, und an seiner Freigeisterei nichts zu bewundern, als die Freimütigkeit, mit der er sie preisgab“.

Die Begegnung zwischen Napoleon und Goethe, dem größten Römer und dem größten Griechen der Epoche, fand in dem Erkezimmer der Statthalterei statt, darin es wie in einem kriegerischen Zelt zuging. Boten kamen und gingen, der Kaiser gab Befehle, zwischendurch aß er, so dass er nach Julius Cäsars Art tatsächlich drei Dinge auf einmal tat. Es war das Tempo einer neuen, auf Hast und Aufregung, vor allem aber auf den Effekt gestimmten Zeit, sehr fern von der Ruhe, die der Olympier erstrebte.

Der Eindruck, den die beiden Großen aufeinander machten, liegt bestimmend über der Szene, die mit des Kaisers bewundertem Ausspruch begann: „Voilà un homme!“ Gegenüber der stürmischen Aufforderung des Kaisers, nach Paris zu kommen, um dort zu schaffen, scheint Goethe bei aller formellen Höflichkeit, durch die er sich zugleich unnahbar machte, ablehnend gewesen zu sein, wie er auch später auf die Aufforderung zur Abfassung eines Dramas über Julius Cäsars Tod nicht einging, weil ihm der Gegenstand „zu heilig“ war. Napoleon freilich bestürmte in seiner südländisch leidenschaftlichen Art: „Kommen sie nach Paris, ich fordere es dadurch von Ihnen; dort gibt es größere Weltanschauungen, dort werden sie überreichlich Stoff für Ihre Dichtungen finden.“

In Erfurt erkundigte sich Napoleon in seiner hastigen Art nach des Dichters persönlichen Verhältnissen und vor allem nach seiner Auffassung über Voltaires Mohamed, den Goethe übersetzt hatte, dazu auch über Werthers Leiden, wobei er Goethe durch einen Einwand erstaunte, der die Schärfe seiner Beobachtungen verriet.

Es entsprach der Grundauffassung Goethes, dass er in Napoleon den Wiederhersteller der Ordnung und somit ein Werkzeug der Vorsehung erkannte. Wie er, der stets auf höhere Einheit ging, die Zusammenfassung allen geistigen Schaffens der Menschheit erstrebte, so schien ihm der Kaiser auf politischem Gebiet

die Einheit Europas darzustellen. Er sah in Napoleon die polare Gegenkraft gegen die zerstörenden Mächte der Revolution, die er 1792 verachten lernte, somit die politische Erfüllung dessen, was der Dichter im Bund mit Schiller auf geistigem Gebiet versucht hatte. In dem Titanen erkannte er ein Stück Urkraft, er erwartete, dass nun der Gewaltige selbst als ein Werkzeug des Schicksals der höheren Bestimmung sich unterordnen müsse, deren Ziel der Friede sei:

*Groß beginnt ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk: die lasst gewähren!*

Fast brutal klingt dagegen der Ausspruch, mit dem Napoleon den Dichter ansprach: „Die Politik ist das Schicksal!“

Was die Begegnung dennoch für Goethe bedeutete, ist meist verkannt worden. In Weimar herrschte, seit Carl Augusts Sohn die Schwester des Zaren Alexander geheiratet hatte, eine russische Mode. Wie in Preußen erwartete man auch hier alles von einer Anlehnung an das mächtige Zarenreich. Auch Schiller hatte in der Wahl eines russischen Stoffes, des „Demetrius“ für ein Drama, diesen Blick nach Osten Rechnung getragen. Goethe aber, der Westdeutsche, erwartete vom Osten kein Heil. Er war niemals Franzosenfeind, worüber er sich, lange nach Erfurt, in beharrlichem Festhalten an seiner Gesinnung ausgesprochen hat:

„Ich hasse die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen zu können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört, und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke.“ Dazu kam, dass Goethe seiner ganzen inneren Einstellung nach nicht auf Seite Englands stehen konnte, ja unbedingt gegen eine Einwirkung der Insel auf die Geschichte des Festlandes war. Diese Einstellung des Dichters kann man nur aus einem geheimnisvoll-mystischen Prinzip erklären, das im zweiten Tag des Faust anklingt und das er „tellurisch“ nannte: seinem innersten Denken nach stellte er das Festland über das Meer, die Erde über das Wasser. Wie er denn auch als höchste menschliche Leistung den Faust vollbringen lässt, dass er dem Meer festen Grund abgewinnt.

So sehr Goethe sich in der Überzeugung von der Dauer der Machtstellung des Korsen irrte, so blieb seine Haltung Napoleon gegenüber dennoch würdig und begreifbar.

Provinz

Als der Fürstenkongreß zu Ende war, blieb für die Stadt von all dem Glanz, der die Erfurter so begeistert hat, nichts zurück als eine französische Besatzung: das Beglücken durch die Prinzen war vorbei, das Plündern der Provinzen begann. Aus der großen Friedenssache Paris-Moskau, die Napoleon in Erfurt hatte schmieden wollen, wurde seine Heerstraße gegen Russland, gegen Preußen. Der Ausbau wurde fieberhaft betrieben, mit Parallelstraßen, mit Kennzeichnung der Hauptrichtung durch Pappeln, die man noch heute in Thüringen „Napoleonsbäume“ nennt, mit Wegeverlegung, wo es nötig schien, wie beim Abstieg nach dem Saaletal im Kösener Paß. 500 Arbeiter setzte Marschall Rey im Eisenacher Gebiet ans Werk und ließ die Steine zur Festigung der Straße dem Schattenkönig Jérôme wegholen. Aushebungen und Truppendurchmärsche waren die Ereignisse der Zeit. Die Situation verstärkte sich, die der rat im September 1808 Napoleon vorgelegt hatte:

„Die ganze Last der Militärstraße ruht noch auf uns, die Durchmärsche der Truppen waren so stark, dass die Zahl der einquartierbaren Häuser unserer Stadt, die über dreitausend Häuser hat, fast auf siebenhundert gefallen ist.“ Kontributionen, Requisitionen, Vorspanne, Einquartierungen zerstörten die Erwerbsquelle, das kleine Erfurter Land mit nicht mehr als 320000 Frank jährliche Einkünfte musste in den Monaten nach der Schlacht von Jena die Summe von fünfeinhalb Millionen Frank an die Franzosen zahlen, das aber war nur der Anfang der Ausaugung, die aus Staat und Bevölkerung das Letzte herauspresste.

Nach der Schlacht von Leipzig hatte Napoleon den Plan erwogen, sich in der Festung Erfurt festzusetzen, vorher Weimar dem Erdboden gleichzumachen und mitten im Herzen Deutschlands dem Feind die Stirn zu bieten. Von diesem Plan blieb nur übrig, dass Erfurt die nach Westen flutenden Heere zu versorgen hatte und dass ein Rest französischer Truppen sich hier hielt. Die Festung wurde von einer preußischen Armee unter den Generälen Kleist und Jagow belagert. Im November erfolgte eine Beschießung, der das Häuserviertel vor Severi zum Opfer fiel. So machten die preußischen Granaten gleich einen Paradeplatz, der freilich der Gruppe Dom und Severi die organische Verbindung mit der Stadt wegschnitt. Im Januar konnten die Erfurter endlich die preußischen Truppen und somit die Befreiung vom französischen Joch mit Jubel begrüßen, aber noch hielt sich durch mehrere Monate der Petersberg in französischen Händen.

*

Die Gunst der Lage im Herzen Thüringens behielt ihre Bedeutung für Erfurt auch, als die Mitte der Mitte des alten Reichs nun südlicher Zipfel des Königreichs Preußen geworden war. Motz, der weitschauende Begründer des Zollvereins, ein preußischer Beamter bester Prägung, wurde 1816 in Erfurt Regierungspräsident und blieb als Oberpräsident der Provinz Sachsen mit seinem einstigen Bezirk verbunden: viele die Einigung Deutschlands wirtschaftlich vorbereitenden Ideen des spätern Finanzministers sind von seinen Erfahrungen in Erfurt aus gesehen und entwickelt worden.

Im 19. Jahrhundert erhielt die Stadt Schritt für Schritt ihre alte wirtschaftliche Bedeutung wieder, und zwar aus eigener Kraft. Metallindustrie, Schuhfabrikation, Gartenbau und Samenhandel sicherten der Stadt ihre Bedeutung im Wirtschaftsleben Deutschlands, während wenig Meilen entfernt Weimar seinem „besonderen Los“ lebte.

Erfurt erhielt alles, was der preußische Staat der Hauptstadt eines Regierungsbezirkes zu geben gewohnt war, vor allem Beamte und Soldaten. Rs bekam die höheren Stäbe für die Thüringer Division. Der Erfurter Regierungsbezirk wurde beim Militär wie bei der Zivilverwaltung eine Art Sprungbrett, wo junge Kräfte ausprobt wurden. Die Erfurter aber weideten sich daran, den Mann als Major oder Regierungsrat gekannt zu haben, der dann in Berlin an hoher Stelle wirkte.

Gneisenau, Blüchers Generalstabschef, hat seine Schuljahre in Erfurt verbracht, Müffling, sein Generalquartiermeister, hat hier lange gewohnt und bekam nahe Erfurt am Fuß der Drei Gleichen nach den Befreiungskriegen als Dotation seines Königs das einstige Familiengut Ringhofen. Lützow, der kühne Freischarführer, hat als Brigadegeneral seinen Sitz gegenüber dem Dom in der Hohen Lilie gehabt, einst dem Quartier Gustav Adolfs.

*

Erfurt erhielt im Jahre 1850 noch einmal politische Bedeutung: als das Parlament, daß die Einigung Deutschlands herbeiführen sollte, in Frankfurt obdachlos geworden war, wurde die Augustinerkirche als Sitz bestimmt.

Der Generalleutnant Joseph Maria von Radowitz war Preußens Gesandter beim Unionsparlament zu Erfurt. Vermittelnd zwischen Krone und Volk, erscheint er, da sein König Friedrich Wilhelm IV. unberechenbar und unentschieden war, oft selber schwankend und unzuverlässig, und ist doch einer der Männer gewesen, der die alte deutsche Reichsidee hinübertrug in eine neue Zeit. Daß er von Bismarck darin nicht verstanden wurde, dass Bismarck sein Bild völlig falsch, aber mit bestechend wirkungsvoller Drastik als „Garderobier der romantischen Phantasien des Königs“ in seine „Gedanken und Erinnerungen“ aufnahm, ist ein Zeichen der Tragik, die auf dem Leben dieses Epigonen aus der Spätromantikerzeit gelastet hat.

Unter den Abgeordneten war auch Bismarck. In der Lutherkirche hielt er seine berühmte Preußenrede, wonach sein Staat nicht bereit sei, im Reich aufzugehen. Preußen müsse erhalten bleiben, um Deutschland Festigkeit zu geben. Häußler, der Heidelberger Historiker, erhob warnend seine Stimme: alle Deutsche Staaten müssten in dem großen Zusammenhang des Reiches aufgehen, ein Reich, das auf Vormachtstellung eines seiner Staaten gegründet sei, würde sein Gründer höchstens um ein Menschenalter überleben.

So wurde hier in Erfurt der große Gegensatz hie Reich – hie Einzelstaat erneut Gegenstand der Auseinandersetzung, die schon Barbarossa und Heinrich der Löwe zu unversöhnlichen Gegnern gemacht hatte. Es will aber scheinen, als habe Bismarck sich in Erfurt bereits mit dem Plan durchdrungen, der für den Friedensschluß 1866 entscheidend wurde: als Rückgrat der Reichsgründung die Strecke und eine geschlossene Eisenbahnlinie Berlin – Frankfurt für Preußen zu sichern. Hier sah er die Lebensader des Reiches und die wichtige Aufmarschstraße bei der unvermeidlichen Auseinandersetzung mit Frankreich. Seine Auffassung behielt Recht: aber auf weitere Sicht erfüllte sich auch die in Erfurt verkündete Prophetie des badischen Historikers, denn das zweite deutsche Kaiserreich zerbrach, ehe noch seit der Entlassung seines Schöpfers ein Menschenalter vergangen war.

*

Von sehr viel größerer Bedeutung als das Unionsparlament war eine Versammlung, die bereits im Jahre 1842 in Erfurt zusammengetreten war: sie betraf den Bau der Thüringerbahn, die Halle und Eisenach und somit Berlin und Frankfurt über Weimar und Erfurt verband.

„Sehr bald“, so heißt es in dem „Malerischen Album der Thüringer Eisenbahn“, das 1850 in Weimar als „Reisejournal“ erschien, „sehr bald wurde die Notwendigkeit einer Eisenbahn erkannt, welche den Verkehr zwischen dem westlichen und östlichen Teile Deutschlands in der Richtung der seit uralten Zeiten bestehenden Handelsstraße zwischen Leipzig und Frankfurt am Main vermitteln, die Eisenbahn von Magdeburg, von Berlin, von Dresden und aus dem Vogtlande mit den Schienenwegen und der Dampfschiffahrt am Rheine verbinden sollte, zu welchem Ende von Preußen, Kurhessen, Sachsen-Weimar und Sachsen-Koburg-Gotha im Jahre 1841 eine Vereinbarung hinsichtlich einer Eisenbahnlinie von Halle über Eisenach nach Kassel stattfand, während sich Kurhessen über die Erstreckung der Bahn bis Frankfurt am Main mit Hessen-Darmstadt und Frankfurt vereinigte.“

An der Verschnörkelung der Sprache fühlt man, dass die Menschen, die so schrieben, den D-Zug noch nicht gewohnt waren: man sieht sie im Zylinderhut zum Bahnhof kommen, Postkutschenmenschen, welche die Lokomotive andichten

*Führ uns bei mildem Sonnenschein
In Deutschlands treues Herz hinein,
Umschling mit deinem Eisenbande
Uns all zu einem Vaterlande!*

Im Jahre 1843 war das technische Vorprojekt ausgearbeitet. 1844 erteilten die Staatsregierungen die Konzession zum Bau der Eisenbahn und übernahmen ein Viertel des Anlagenkapitals, das zwölf Millionen Taler betrug, so dass auf jede Meile der Strecke von Halle bis Eisenach eine halbe Million Mark Baukosten kam. Man arbeitete nicht nur mit technischen Absichten, sondern „mit dem Auge des Landschaftsmalers“.

Mit dem Bau der Eisenbahn entstand eine Situation, die alles das, was dem Heerstraßenbau zu Beginn des 19. Jahrhunderts und der Verbesserung der Staatschoussen wie auch des Postwesens bekannt war, bei weitem überbot. Man kann sie nur mit der Lage vergleichen, die sich in der jüngsten Gegenwart bei der Gestaltung der Reichsautobahnen wiederholt hat: ganze Landschaftsgebiete wurden zur Baustrecke. Es war eine Fülle von Schwierigkeiten zu überwinden, für die es damals noch keine Erfahrungen und Vorbilder gab. Besonders steilen Anstieg brachte die Wasserscheide bei Gotha kurz vor Fröttstedt; zwischen Weimar und Apolda, nahe Goethes einstigem Gut Oberrossla, forderte die Überquerung der Chousee und der Ilm einen großen Viadukt. Achtmal war die Saale überbrücken, zweimal die Ilm und bei Erfurt die Gera. Während des Baues kamen schwere Lokomotiven auf, so dass die Schienen verstärkt werden mussten. Die ersten Lokomotiven lieferte Stephenson in Newcastle, sehr bald aber wurden sie ausschließlich von Borsig in Berlin bezogen. Für die Personenwaagen errichtete die Gesellschaft ihre eigene Werkstätte, sie galten als die geräumigsten auf deutschen Eisenbahnen: sechsrädrig, mit Gummidruckfedern und Gummipuffern.

Im Jahre 1846 konnte man von Halle bis Weimar fahren, Anfang 1847 bis Erfurt und von da im gleichen Jahre noch nach Eisenach. Das Jahr 1848 brachte eine Unterbrechung und großen Zinsverlust für die Aktionäre infolge der Revolution, an der sich besonders die Erfurter Bevölkerung mit Volksheld und Barrikaden, aber auch die Weimarische Bauernschaft beteiligte. 1849 wurde die Strecke bis Gerstungen weitergeführt, damit war auch die Linie nach Kassel im Schienenweg vollendet.

Erfurt bekam die Eisenbahndirektion, sein Bahnhof galt als eine besonders prächtige Anlage: „Das Direktionsgebäude ist im altenglischnormännischen Baustiel gehalten und macht mit seinen Pfeilern, seinen Dachgesimsen und mit dem schlanken Turme einen großartigen Eindruck.“

Als sich die Bahn genugsam eingeführt hatte, wurde sie im Jahre 1882 verstaatlicht und kam in preußisch-hessischen Besitz. Nicht zuletzt durch die Eisenbahn ist Erfurt eine bevorzugte Kongressstadt geworden: 1886 fand hier die Gründung des Evangelischen Bundes statt, 1896 durch Friedrich Naumann die Gründung des Nationalsozialen Vereins.

Des Reiches Blumengarten

Es wird immer eines der größten Wunder in der Geschichte Erfurts bleiben, wie die Stadt nach ihrem Verfall durch zwei Jahrhunderte Kriegszeit im Verlauf des

19. Jahrhunderts sich wirtschaftlich wieder heraufgearbeitet hat. Es lässt sich dazu allerlei Statistisches sagen: von Schuhfabriken, Metallindustrie, von den Erfurter Tischlern und Möbelfirmen, dem besten Erbe alter Beziehung zu der Möbelstadt Mainz. Die Erfurter Tischler lernten früher vielfach in Mainz, und da sie so ausgezeichnete Handwerker waren, sind sie – insbesondere zur Zeit der Intarsien-Mode – oft nach Paris gegangen, wo ihre Leistungen hochbegehrt waren.

Das eigentliche Märchen bleibt doch die Geschichte, wie sie im Laden eines munteren Seifensieders und aus den Bedürfnissen seines Betriebes die Erfurter Blumenkultur entwickelt hat, deren Samenhandel den Erdball umspannt.

Die Vorgeschichte weist über acht Jahrhunderte zurück, als einer der bedeutendsten Erzbischöfe von Mainz, der Graf Adalbert von Saarbrücken, zu Beginn des 12. Jahrhunderts das Wasser-Mühlen- und Gartenwesen von Erfurt zu fördern begann. Wer aber Wolfram von Eschenbachs Parzival kennt, der weiß, dass die Belagerung, die Wolfram im siebenten Buch seines Epos schildert, an Erfurter Ereignisse anklingt: Barbarossas Sohn, der deutsche König Phillip von Schwaben, zu dem Wolfram sich bekannte, wurde im Jahre 1203 durch seinen welfischen Gegenkönig Otto hier belagert. Es ist derselbe König Phillip, den die heutige Forschung in dem berühmten Bamberger Reiter wieder erkennen möchte. Aber die Treue, welche die Stadt Erfurt dem Hohenstaufen hielt, zerstörte ihren Weinbau, der bei der Belagerung vernichtet wurde. Wolfram schreibt: „Der Erfurter Weingarten zeugt noch heute von der Zerstampfung, manches Rosses Huf hat ihn zerschlagen.“

Als die Rebenhügel um Erfurt längst wieder in guter Pflege waren, entwickelte sich ein neuer Zweig der Bodenkultur: das Waidkraut, das als Blaufärbemittel die Quelle von Erfurts Reichtum wurde. Erfurt wurde für ganz Deutschland der Mittelpunkt. Die größte und schönste Straße der Stadt, der Anger, ist als Waidanger, d. h. als Markt für den Waidhandel, so breit und stattlich angelegt worden. Wie so viele Pflanzen, kam auch das Waidkraut aus dem Osten, als eine Gegengabe für die Segnungen der Kultur, die vom Westen her auf der Handelsstraße nach dem Osten gebracht wurden: West und Ost reichten sich in Erfurt die Hand. Als im 17. Jahrhundert das Indigo als Färbemittel aufkam, wurde seine Verwendung noch etwa hundert Jahre hindurch verboten, um die Waidbauern nicht brotlos zu machen. Aber immer mehr wandte sich die Bodenkultur dem Gemüsebau zu.

Schon im 17. Jahrhundert war man darauf gekommen, ein scheinbares Unkraut zu nutzen: die Brunnenkresse, die sich insbesondere im Dreienbrunnengebiet auf den Kanälen zwischen den Beeten, den zur Bewässerung eingerichteten Klingen, selbst angesiedelt hatte.

Der Erfurter Ratsmeister Christian Reichardt, ein Altergenosse Johann Sebastian Bachs, als ein Prachtexemplar der deutschen Barockzeit in vieler Hinsicht ein Wesensgenosse des großen Meisters, wurde zum eigentlichen Begründer der Erfurter Bodenkultur. Sein Leben entbehrt nicht der romanhaften Züge. Von Haus aus ist er durchaus nicht zum Gärtner bestimmt, als angesehener Beamter in der Verwaltung der Stadt tätig, wurde er durch seinen Stiefvater der Bodenkultur zugeführt. Dieser war früh gelähmt, aber seine ganze Sorge galt der Pflege seines Landesbesitzes vor den Toren der Stadt, als dessen Erben er seinen Stiefsohn erzog. Da Christian Reichardt nichts davon verstand, schrieb er sich sorgsam auf, was der Stiefvater aus ererbter Erfahrung ihm lehrte. Mit der Systematik und dem folgerichtigen Rationalismus des Barockmenschen baute er das Gelernte aus, ja er erhob es gleichsam zu einer Weltanschauung von Erde und Wachstum. Reichardt ist ein Züchter großen Stils, der vor allem im Boden und seiner Verarbeitung wie in der planmäßigen Samenzucht und in der Auslese die Grundlagen erblickt. So schrieb er das wichtigste Lehrbuch für den Gärtner des 18. Jahrhunderts „Reichardts Land- und

Gartenschatz“, das bis ins 19. Jahrhundert hinein verlegt wurde. Und auch heute noch kann der Gartenfreund aus diesem Schatz der Erfahrung lernen, insbesondere der, der ein kleines Stück Land ohne Chemikalien für sich nutzbar machen möchte. Noch bewahrt das Erfurter Museum den Schrank, darin der Altvater der Erfurter Samenzucht seine Samen aufhob: ein kleines Schränkchen, dessen Flügel wie bei einem Altar mit zierlichen Bildern im Stil des Rokoko geschmückt sind: dieser Schrank ist der Ausgangspunkt des Erfurter Samenhandels geworden – ein Sinnbild dafür, wie aus allen Erdteilen die Samen der Einjahresblumen nach Erfurt kommen, dort gezogen, erprobt und gekreuzt werden und wie nun aus den kleinen bunten Tüten der Erfurter Weltfirmen Korn um Korn in wartende Krumen gestreut wird, der Welt zur Freude.

Auf Reichardt folgte Jacob Platz, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts Erfurts Samenexport begründete. 1760 brachte er zwölf Levkojensorten in den Handel, Ergebnisse geduldiger Züchterarbeit. Wie aber die Familie Bach über 50 Musiker in Deutschland hervorbrachte, von denen zehn in Erfurt tätig waren, so entwickelten sich nun berühmte Gärtnerfamilien, deren Name Weltruf gewann: J.C. Schmidt, die Firmen Hage und Schmidt, Hage, Heinemann, Benary.

Reichardts Samenzucht hatte aber noch eine zweite Folge: Erfurts Apotheker! Hier wirkte Trommsdorff als Professor, der eigentliche Schöpfer des deutschen Apothekervorstandes, dem er seine wissenschaftliche Grundlage schuf. In Erfurt begründete er die erste pharmazeutische Zeitschrift der Welt, ein Vorläufer Liebigs machte er die Chemie zur Lehrmeisterin und Herrin der Pharmazie. In der Grünen Apotheke wirkte bis 1903 Trommsdorffs wahrer Nachfolger, der 1822 geborene Bilz, der Entdecker des Chloroforms, der vom Apotheker zum Forscher wurde.

Der eigentliche Roman zur Blumenstadt Erfurt aber ist die Geschichte vom munteren Seifensieder Benjamin Schmidt, der aus dem Seifenladen seines Großvaters die Weltfirma J.C. Schmidt erstehen ließ. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebte in Erfurt als ein Zeitgenosse Goethes, 1753 in Erfurt geboren, Johann Christoph, der bereits eine Persönlichkeit von jener ausgesprochen Thüringer Art gewesen sein muß, in der sich spekulative und praktische Züge harmonisch verbinden. Er betrieb in dem ererbten Haus Ecke Anger und Viehgasse eine Seifensiederei, darin er auch Lichte verkaufte. Zu einer guten Seifensiederei gehörte aber auch eine Wachsbleiche. Wer aber gutes Wachs haben wollte, zog sich am besten seine Bienen selbst, und wer die Bienen gut ernähren wollte, der pflanzte ihnen an jedem freien Platz im Garten wie in den Fenstern des Hauses recht viele Blumen. So war J.C. Schmidt Seifensieder, Wachsbleicher, Bienenzüchter und Blumenzüchter in einem. Im Jahre 1820 nahm er seinen Enkel Christian Benjamin in sein Geschäft, der ein Jahr danach bereits zum Inhaber wurde. Er muß dem Großvater in vielen Zügen ähnlich gewesen sein, versonnen und geschickt zugleich. Wo andere nur Spiel und Liebhaberei sahen, erkannte er den Boden der Zukunft. Und so warf er sich mehr und mehr auf die Blumenzucht. Er begnügte sich nicht mit der Züchtung von Levkojen, Hortensien und Balsaminen, den Lieblingsblumen der späten Goethezeit, es glückte ihm, Ableger von den frühesten Georginen zu bekommen, wie die Dahlien nach dem König Georg von England damals genannt worden. Alexander von Humboldt, der Bruder des nahe stehenden Wilhelm, hatte schon zu Beginn des Jahrhunderts von seiner Weltreise aus nach Berlin und Paris die ersten Dahlien geschickt. Unter sorgsamer Ausnutzung der Neigung dieser Staude zur Bildung von Varianten hatte der Direktor des Botanischen Gartens zu Berlin neue Sorten gezüchtet, zu deren Besichtigung er im Jahre 1832 ein verehrliches Publikum einlud; bis dahin hatte eine Dahlie vierzehn Taler gekostet! 1840 nun zeigte Christian Benjamin Schmidt 192 von ihm gezüchtete Georginensorten und überbot damit die Ausstellung zu Berlin beträchtlich. Sorten

aus dieser Zucht huldigten unter dem Namen „Schöne Erfurterin“ den Töchtern der Stadt.

*

Aus solchen Anfängen entwickelte sich die Blumenzucht Erfurts, das große Geschenk der Stadt an die gesamte Welt. 1838 schon hatte Benjamin Schmidt den Gartenbauverein begründet, der die Gärtnereien und Blumenfreunde Erfurts zusammenschloß, die Entwicklung des Welthandels begann. Für den Reisenden, der in der Bahn oder im Auto sich der sich der Handelshauptstadt Thüringens nähert, bedeutet es einen großen Genuß, das Dreienbrunnen-Gelände mit den „Klingen“, den Wasserläufen für die Brunnenkresse, rings um die Stadt aber die bunten Felder zu sehen. Entzückt sah Goethe, wenn er zu Wagen oder zu Pferd in die Gegend von Erfurt kam, die bunten Flächen vor sich, er vergleicht sie mit den Teppichen von Schiras und staunt, wie zwischen Erd und Himmel dies farbige Muster kommt, und er glaubt, nicht mehr in Deutschland zu sein.

Mag das 19.Jahrhundert noch so viel an Erfurt zerstört haben: das Blühen der Farben blieb, es blieb der Teppich von Schiras, den die Gärtnereien an jeder verfügbaren Stelle der gesegneten Landschaft ausbreiten. Er vollendet das wunderbare Gebilde der Stadt: ein gotisch kirchlicher Kern, stattliche Bürgerhäuser mit dem Patrizierstolz der deutschen Renaissance, südlich wirkende Barockbauten aus der Zeit der Kurmainzer Herrschaft, im Vorgelände aber die Blumenfelder, die Goethe in einem ersten Gedichte des Westöstlichen Diwan verherrlicht hat.

Dem aber, der zu schauen versteht, stellt sich die Umgebung von Erfurt noch heute dar, wie Goethe sie sah. Sein Gedicht „Liebliches“, das wir in der ursprünglichen, Erfurt namentlich nennenden Fassung anführen, endet mit einem Segen:

*Ja, es sind die bunten Mohne,
Die um Erfurt sich erstrecken,
Und, dem Kriegsgott zum Hohne,
Felder streifweis freundlich decken.*

*Möge stets der so Gescheute
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenschein wie heute
Klären sie auf meinen Wegen!*

Weissenfels an der Saale

Entdeckungsreise in die Heimat des Novalis

Kaum einer in der Reihe der deutschen Dichter erscheint so losgelöst von jeder Bindung an das Irdische wie Novalis. Die tiefe Erkenntnis: „Mensch sein ist soviel als Universum sein“ bereitet seinem Denken eine Erhebung ins All, eine Steigerung über die Gegebenheiten von Raum und Zeit. Das Natürliche war ihm wunderbar, das Wunderbare durchaus natürlich. Erde und Himmel, Schwere und Geistigkeit vertauschend, verlobt einer ihm ins Jenseits vorangegangenen Braut, erscheint er befreit von allem Körperlichen, auf Erden schon der Sphäre der Geister verbunden. Es wirkt absurd, den Dichter des Jenseits in der Stadt der Schuhindustrie und der Braunkohlenlager zu suchen, des von trister Musikalität erfüllten Meisters der deutschen Sprache in einer Gegend zu gedenken, deren Dialekt Sächsisch und Thüringisch, mit Ausstrahlungen von der Mark Brandenburg her, oft drastisch, aber doch stets höchst unpoetisch vermischt. Aber Weißenfels hat nicht nur durch Novalis Deutschland einen Menschen geschenkt, bei dem jede Äußerung seines Wesens durchaus und unbedingt dichterisch war. Hier hat Schütz seine Jugend verlebt und auch, um 1665, seine großen Alterswerke geschrieben, die Passionen und das Weihnachtsoratorium. Aus dem Dorfe Poserne bei Weißenfels stammt der abenteuerlustige Spaziergänger nach Syrakus und Petersburg, Johann Gottfried Seume, der Entlarver von „Europens übertünchter Höflichkeit“. „Wo man singet, laß dich ruhig nieder...“ hat Seume gedichtet, und nahe Weißenfels hat er sich nach weiteren Fahrten den Ruhesitz bereitet. In Weißenfels lebte die Dichterin Luise Brachmann, in ihrem tragischen Schicksal der Günderröde verwandt, danach Luise von François, in deren Romanen die große Zeit Mitteldeutschlands, der Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert, voll tiefer Stimmung widerklingt. Sie war die Freundin Conrad Ferdinand Meyers; von dessen zum nahen Schlachtfeld von Lützen führender Novelle „Gustav Adolfs Page“ möchte man annehmen, dass sie nicht ohne die von der Freundin vermittelte Erinnerung entstand. Wer Weißenfels kennt, wird somit ein gut Teil Anschauung für manche Gebiete der deutschen Geschichte gewinnen.

Eine Minute schon, nachdem man den Bahnhof oder das Auto an der Hauptstraße verlassen hat, ist man im Banne einer Landschaft, die der Vorüberfahrende nur ahnen, aber nicht erfassen kann. Hier verabschiedet sich die Saale von den gewellten Hügeln Mitteldeutschlands, hier bieten dem von Sand und Kiefern des Nordens ermüdeten Auge die ersten Weinberge den Gruß südlichen Wachstums, das Zeichen eines Lebens in der Sonne. Unmittelbar neben Schienenstrang und Landstraße steht der Wanderer wie von Zauberhand getragen auf dem schmalen Brückensteig, schaut in die Ferne, der Fluß rauscht auf, die Hast ist vergessen.

„Denn aller Dinge Sinn ist Ruhe“, das Wort Meister Eckharts, des großen Mystikers der Thüringer Lande, klingt auf, und ein Wort seines Erben, des Novalis, verstärkt die Melodie: „Dem Geist ist Ruhe eigentümlich“.

Mit einer Üppigkeit, wie ihn so nur die im Spiel der grünen Töne geradezu bunte Landschaft kennt, umdrängt die Natur das Wachstum der Pappeln und Erlen, das gesegnete Gedeihen auf den Wiesen und in den Obstgärten und Weinbergen der Hänge. Damit man die Gegenwart nicht vergisst, rauscht unerwartet das Motorschiff „Weißenfels“ heran: die Saale ist schiffbar, und das blinkende Schiff macht seinem Namen alle Ehre, hinübergrüßend nach dem Barockschloß der einstigen Herzöge von Sachsen-Weißenfels, das wie ein Felsgebirge das tief unter ihm liegende Gewirr der Dächer überragt.

Das alles ist die Heimat von Thüringens größtem romantischen Dichter. Als Sohn des Bergwerkdirektors Hardenberg, dem die Ausbeutung der kursächsischen Salinen unterstand, ist er hier aufgewachsen, an einem Fluß, der wie der Neckar einst ganz der Romantik gehört hat. Neckar und Saale, Hölderlin und Novalis, Tübingen und Heidelberg, Halle und Jena: diese Namen schließen sich für uns Deutsche zu einem großen Bild.

Das Rauschen des Flusses im Ohr, biegt der Wanderer in die Gassen der Stadt, die sich längs der Saale ausbreitet, und steht auf dem Markt. Der längliche Platz ist der Entfaltung der Stadt quer entgegengesetzt, ansteigend zielt er in der Richtung auf das Schloß und überschneidet die Längsachse der dem Flusslauf folgenden Stadt. Darüber steigt als Stadtkrone das Herzogsschloß auf, die Blickführung des Auges zur Höhe wird dadurch verstärkt, dass die steilen Dächer nach sächsisch-thüringischer Art der Straße nicht den Giebel, sondern die Traufseite zukehren. Dafür sind sie mit zahllosen kleinen Erkern geziert, so dass die aufsteigende Linie, das Grundmotiv aller deutschen Architektur, durchaus zu ihrem Rechte kommt.

Rathaus und Stadtkirche liegen nebeneinander. Die Kirche streckt nach dem Platz zu ihren schönen gotischen Chor. Das Rathaus, das in hartem Winkel die Achse des Marktes zur Geltung bringt, würde mit seiner prächtig durchmodellierten, turmgekrönten Mitte wie ein Schloß erscheinen, wirkte es nicht, trotz seines übergroßen Malmdaches, klein gegen die thronende Spinx hoch über der Stadt. Als seien Emporen und Gestühle des barock auch noch um die Kirche errichtet, so ragen dem Chor gegenüber die reichverzierten, doppelgeschossigen Erker prächtiger Patrizierhäuser. In dieser Ornamentik scheint die Musik von Bach und Händel zu schwingen. Beide Namen erklingen mit voller Berechtigung. Bach hat sich aus Weißenfels seine zweite Frau, Anna Magdalena, geholt, deren Vater Trompeter in der Kapelle des Herzogs war. Des Knaben Händel Schicksal entschied sich hier: der Herzog hörte ihn, als er in der Schlosskapelle die Orgel spielte, und Vater Händel, ehrsam Bader in Halle und Leibchirurg des Weißenfelser Herzogs, gab auf Vorstellung des Fürsten seine Einwilligung, dass Georg Friedrich die Musik erlerne, wenn er ihn auch zum Juristen bestimmte.

Kurz nach dem Rathaus führt der Zug der Straße auf ein stattliches Gasthaus, den Schützenhof. Er führt seinen Namen nach der Familie des größten Wegbereiters von Bach und Händel, des Heinrich Schütz. 1585 wurde er in Köstritz im östlichen Thüringen, nicht weit von Weißenfels, geboren, seine Oper „Daphne“, auch ihres deutschen Textes wegen wegbereitend, 1627 im nahen Torgau aufgeführt, ein erstes Zeichen, dass die deutsche Musik der zerstörerischen Woge des 30jährigen Krieges widerstand. Die Gestalt des Heinrich Schütz gehört zu Weißenfels, wohin er von Dresden aus häufig kam: ein vornehmer Herr mit den scharfgespannten Zügen, den hohen Augendeckeln und der betonten Zuspitzung des Gesichtes, die der Typus der Epoche Wallensteins zeigt, abgeschlossen gegen die Außenwelt, lauschend der Harmonie, die vom Himmel zur Erde strömt.

Das Gasthaus zum Schützen, langgestreckt dem Zug der Nikolaistraße sich anpassend, steht mit dem zweiten Weißenfelser Besitztum der Familie Schütz, dem Haus „Loricke“, in der Reihe der schönsten Renaissancebauten des Gebietes, gemeinsam mit Lucas Cranachs Haus in Weimar und Melanchthons Haus in Wittenberg. Zu Melanchthon und Cranach passt auch der meister Heinrich Schütz, in dessen Werk sich bürgerliche Frömmigkeit und höfische Feinheit verbinden. Auch seine Berufung zum Musiker entschied sich – wie die von Händel – in Weißenfels. Landgraf Moritz von Hessen hörte, als er im Jahre 1598 auf einem Truppendurchmarsch im Schützen in Weißenfels übernachtete, den 13jährigen Knaben im Hause singen. Aber erst bei seiner Wiederkehr im nächsten Jahre konnte

er vom Vater erreichen, dass er ihn zur Ausbildung mit nach Kassel gab. Da außer Schütz auch Scheidt und Schein, und somit die sogenannten drei großen „S“ der deutschen Musikgeschichte des 17. Jahrhunderts, zu Weißenfels und seinem Fürstenhof in engster Beziehung standen, begleiten also den Wanderer hier Hauptgestalten der Tonkunst. Schein, Bachs Vorläufer am Thomaskantorat zu Leipzig, hat mehrere Jahre als Hausmusikdirektor des Oberkommandierenden der kurfürstlich sächsischen Truppen zu Weißenfels, des Hauptmann von Wolfersdorf, hier gewirkt, während Samuel Scheidt im nahen Halle tätig war. Als Meister der Barockmusik hat am Weißenfelser Hof auch der Nürnberger Johann Philipp Krieger, der Hauptmeister der frühdeutschen Oper, seit 1680 sich betätigt, nach ihm Johannes Beer, der die musikalischen Satiren schrieb. Während in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege an den Fürstenhöfen Deutschlands Musikpflege gleichbedeutend war mit der Berufung italienischer Meister, ist in Weißenfels der deutschen Musik und der deutschen Oper ein Platz bereitet worden. Solches überdenkend, steht man dann plötzlich vor einem nur drei Fenster breiten, kleinen Haus, darin zur Zeit des Novalis der Weißbäcker Johann Gottlieb Pätz sein Handwerk betrieb: es ist das Geburtshaus der Mutter Richard Wagners. Die drei großen „S“, Händel und Bach, der für den Weißenfelser Fürsten im Auftrag seines Herrn, des Herzogs von Weimar, eine Jagdkantate schrieb, Bachs Eheliebste und Richard Wagners Mutter: sind das alles nur Zufälligkeiten? Oder offenbaren sich hier rassistische und landschaftliche Wachstumsgesetze der deutschen Musik? Sie hat sich zwischen Eisenach und Wittenberg als künstlerische Blüte der Reformation entwickelt, sie nahm den Lebensstrom der Persönlichkeit Luthers in sich auf, als Wittenberg längst schon als Burg orthodoxer Erstarrung den Sinn von Luthers Tat in sein Gegenteil verkehrt hatte.

*

Vom Markt abbiegend mündet die Nikolaistraße, in welcher der Schützenhof steht, in eine breite Straße, die einst Umwallung war. Hier liegt ein altes Kloster, später Gymnasium, jetzt Bauamt und dem Museum dienend, dem besten Spiegel für die Geschichte der Stadt. Ein gotischer Kreuzgang nimmt den Wanderer auf, ein Springbrunnen variiert seine Melodie. Gewappnete und ihre Frauen blicken aus den Grabsteinen den fremden Gast an, ein kleiner Garten lockt zum Verweilen. Eine Gestalt aus mittelalterlicher Zeit wird lebendig: zur Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen, gesellt sich Sophie von Weißenfels, die Braut des letzten Hohenstaufen. Sie war mit Konradin verlobt; das Beil des Henkers, das im Jahre 1268 in Neapel dem deutschen Volke sein edelstes Fürstengeschlecht vernichtete, traf auch ihr Leben. Einem ungeliebten Mann, dem Herzog von Glogau, wurde sie vermählt, als er starb, wollte der Vater noch einmal die Hand der reichen Erbin vergeben. Sie aber bat ihn, ein Kloster zu bauen, dort wolle sie sich dem Dienst Gottes weihen. 1285, am Tag des heiligen Franz, wurde das Kloster geweiht, in dem die Frau ihr Leben beschloß, die wir uns etwa so vorzustellen haben wie die verhüllte Gestalt im Chor des Naumburger Doms.

Vom Klostergarten überschaut man an der gegenüberliegenden Ecke der Straße ein stattliches Haus mit Hofgebäuden, Garten und Pavillon, einfach in der Form, in der Gesamtanlage aber ein vornehmer Herrnsitz: von hier schaute Friedrich von Hardenberg, als er seinen Hohenstaufen-Roman „Heinrich von Ofterdingen“ ersann, auf das Klarissenkloster. Wir sind am Ziel der Wallfahrt angelangt. Die gleiche Stimmung wie hinter den Klostermauern der Sophie empfängt uns: Weltabgewandtheit, sehnsuchtsvolle Verbindung mit dem Jenseits, mit dem Tod, der

Dichter der Romantik reicht der Braut des letzten Hohenstaufen die Hand, beide sind Toten verlobt:

*Ist es nicht klug, für die Nacht ein geselliges Lager zu suchen?
Darum ist klüglich gesinnt, wer auch entschlummerte liebt.*

1772, zwei Jahre nach Hölderlin, im gleichen Jahre wie Friedrich Schlegel, ein Jahr vor Wilhelm Schlegel und Wackenroder, wurde Novalis auf dem nahen väterlichen Gut Oberwiederstedt im Mansfeldischen geboren. Es liegt wie des Heinrich von Morungen Burg am Südhang des Harzes in der schönen Landschaft im Tal der Wipper, wo das Mansfelder Bergbauggebiet in Wald und Wiesen übergeht. Behütet und umhegt wuchs der Dichter mit seinen Brüdern auf, herrenhutische Frömmigkeit, verbunden mit künstlerisch erlebter Kultur, bestimmte die Atmosphäre des Vaterhauses. Sein Leben ist ganz auf das Gebiet zwischen Elbe, Saale und Pleiße eingestellt, in Jena, Leipzig und Wittenberg hat er studiert, fand er die Freunde. Von Schiller gefördert, mit Friedrich Schlegel, bald auch mit Tieck befreundet, entwickelte er sich zum Dichter und Kämpfer der Frühromantik, beseelt von dem Streben, das ganze Leben zu „romantisieren“, so wie er es mit seinem Dichternamen tat.

Im Frühjahr 1795 wird er bei einem Freund des Vaters zu Tennstädt in die Verwaltung eingeführt. Auf dem nahen Gut Grüningen entscheidet sich sein Schicksal, er lernt Sophie von Kühn kennen, ein traumhaft anmutiges Mädchen von dreizehn Jahren, reif in ihrem Denken, durchaus persönlich in ihrer Fähigkeit, die Schwingungen der Seele zur zartesten Sensibilität zu steigern, so ahnen wir ihr Wesen mehr, als dass wir sie deutlich sehen. Aber gerade das Unfassbare, Schwebende erscheint der Grundzug dieses, an eine Märchengestalt gemahnende Wesens zu sein. Bald gibt sie dem dreiundzwanzigjährigen Dichter ihr Jawort, aber im Sommer 1796 muß sie sich in Jena einer schweren Operation unterziehen, von der ihr Verlobter erst nach dem Erfolg erfahren soll. Der Erfolg bleibt aus, im März des folgenden Jahres geht sie hinüber in das Reich des Todes. Man wagt nicht, es dem Dichter zu sagen. Als der Bruder es schließlich tut, schließt Friedrich sich ein, trauernd, der Toten sich vermählend, so wie zur Zeit Heinrichs von Ofterdingen gegenüber im Kloster Sophie von Weißenfels vom Irdischen sich trennte.

Dann reiste er an ihr Grab: „Es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenröte hineinsah.“ Er will ihr nachsterben, seine Seele verliert die Verbindung mit der Welt, auf Erden lebt er dem Jenseits, und so erfüllt er – ob er daran, wie Hölderlin, auch zerbrechen sollte – das höchste Ziel des romantischen Dichters: auf Erden schon im Unwirklichen, dem Überirdischen, dem Jenseits sich zu vereinen.

*Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust rätselhafter Spiele,
Wir nur kennen euch.*

Ein Dichter, dessen Jugendeindrücke durch Werthers Leiden und Schillers erste Dramen, geschichtlich durch die Französische Revolution bestimmt wurden, weicht sich der Mystik des Todes, den Stimmen der Nacht, der Melodie im Dunkel rauschender Brunnen. Was aber Goethe Wonne der Wehmut nennt, das steigert Novalis zur Wollust des Schmerzes.

So schreitet er, im Sommer 1799, im Mondlicht mit Tieck über die Höhen von Jena – die Saale, sein Heimatfluß, rauscht auf. Er befreundet sich mit den Schlegels und mit den Philosophen Jenas, Fichte und Schelling; er öffnet sein Herz der tiefstveranlagten Frau des Jenaer Kreises, Caroline Schlegel, der er sich ganz vertraut. Er stürzt sich – als sei die Ahnung frühen Todes ihm eingeboren – auf immer neues Schaffen. Dann rettet er sich zurück ins Leben, findet die zweite Braut, schreitet vom Einfluß Werthers zum Studium des Wilhelm Meister, begeistert sich an Wackenroders, von greifbarer Anschauung der Kunst erfüllter Romantik, schreibt seine Gedanken über die christliche Religion und träumt sich zurück in die edelste zeit der deutschen Geschichte, in die Zeit der Türme von Naumburg, in die Zeit, da Offerdinger seine Lieder sang. Dann aber schreibt er seine Hymnen an die Nacht; die Fackel der Mystik, die Novalis von Meister Eckhart empfing, ergreift nach ihm Nietzsche, der bei einem Besuch in Jena die Dichtungen des Novalis kennenlernte:

*Nacht ist es, da reden lauter alle springenden Brunnen,
Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.*

Nietzsche soll den Weg weiterschreiten, den Weg zur Einsamkeit, den Weg zur Größe. Novalis aber rettet sich zurück in den innigen Glauben seiner Jugend, zurück zu religiösen Dichtern wie Paul Gerhardt, seine letzten Gedichte waren Choräle:

*Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.*

Das Zarte, mehr dem Hauch, dem Glanz des Mondes, dem Wehen des Windes Hingegebene seiner Kunst, das nicht nur im Heinrich von Offerdingen Fragment bleibt, wird immer vertiefter, vereint sich mit seinem Lieblingsstudium, der Mathematik, wird reine Abstraktion, verliert aber auch immer mehr das Verlangen zur Verwirklichung im Werk. Die Gestalt des Dichters selbst ist das eigentliche Kunstwerk, an dem er formt. Die tiefe Tragik der Romantik, dass der Dichter sein Werk nicht objektiv von sich loszulösen vermag, dass ihm sein eigenes Erleben wichtiger ist als der Niederschlag in Tat und Werk, dass er im Schaffen sich selber sucht, diese tiefe Tragik erlebt auch Novalis, erlebt sie als Vorahnung des frühen Todes.

Anfang des Jahres 1801 war vorauszusehen, dass auch er, wie vor ihm die erste Braut, sich vor der zeit vom irdischen lösen sollte. Ein schneller Verfall der Kräfte trat ein, er erlag der selben Krankheit, die Schiller vier Jahre später mitten aus seinem Schaffen riß. Es geschah in dem ragenden Haus zu Weißenfels, als er noch einmal den Bruder bat, nebenan Musik zu spielen, und dann, in Friedrich Schlegels Armen, vom Diesseits zum Jenseits hinüberschlief.

*

Die Erinnerung an Novalis im Herzen, dessen ganzes Leben Dichtung war, möchte man nun zur Gewinnung der Fernschau über das Heimatgefühl des Dichters zum Schloß emporsteigen. Der Weg geht über den seit einigen Jahren in Anlagen

verwandelten Nikolai-Friedhof, wo das Grab des Dichters durch Schapers Büste bezeichnet ist. Aber im Rasterwerk des Städteplans blieb die Klosterstraße, an deren Eck das Hardenbergsche Haus steht, noch unbegangen.

Geht man sie zurück, so steht man, auf dem Weg zum Markt, vor einem behaglichen Kleinbürgerhaus, dessen Inschrift den Antipoden des Freiherrn von Hardenberg nennt: Hier wohnte und starb Amadeus Gottfried Adolf Müllner. Zwei Jahre jünger als Novalis, zu Langendorf, unmittelbar vor Weißenfels als Sohn des dortigen Domänenpächters geboren, war er durch seine Mutter ein Neffe Gottfried Bürgers, des Dichters der Lenore und der Ballade vom braven Mann. Vom Wesen des Göttinger Dichters ließe sich aber höchstens der Hang zum Gewaltigen und die Freude am Plötzlichen und Schreckhaften, aber durchaus nicht die tiefe Verbundenheit mit den Mächten des Schöpferischen, mit den Kräften der Natur und des Volkes erkennen. Siebenundzwanzig Jahre war Müllner alt, als Hardenberg starb – nun war er der Dichter von Weißenfels! Hier hat er als Advokat gewirkt, bis seine Lustspiele und Almanache für das Liebhabertheater geschrieben, an dem er seinen Hang zum Mimischen auch selbst befriedigen konnte. Hier entwickelte er sich zu jener seltsamen Macht, die er, durch Ifflands Überschätzung, als Verfasser wüster Schicksalstragödien vorübergehend gewann. Nach Schillers Heimgang bot er sich geradezu als der gegebene Nachfolger an, ein Meister der Selbstoffenbarung, seinem eigentlichen Vorbild Kotzebue auch darin verwandt, dass er das Gesetz des Schaffens nicht von den Sternen nahm, sondern vom Publikum, um dessen Beifall es ihm ging. Was er Schicksal nannte – von Novalis in seelischer Verbundenheit mit dem Tode zutiefst erschaut – war seiner Platitude nur Zufall, und auch nicht der des Lebens, sondern ein Zufall, den er sich selbst erdachte. Es ist, als hätten die Grundzüge, die im Grenzgebiet zwischen Thüringen und Sachsen in der Bevölkerung erkennbar sind, nach dem Gesetz der Spaltung der Art halb in dem träumerisch verklärten Novalis, halb in dem tückisch, geschickten Müllner Gestalt gewonnen.

*

Aber dies ist nicht unser Abschied von Weißenfels. Der Anstieg zum Schloß als zur Stadtkrone, die hoch über den Dächern auf den alten Burghügel ragt, bleibt vor dem Scheiden. Der Weg führt am Geleithaus vorbei. Der Name sagt, dass wir uns unmittelbar auf der Hauptstraße befinden, noch heute im Volksmund als Frankfurter Straße bekannt. Das Haus, von dem aus die Rechte und Pflichten an der Straße wahrgenommen wurden, prägt seine Bestimmung architektonisch weit anschaulicher aus als die Geleithäuser in Erfurt und Weimar: es steigt die Straße mit hinauf, und von der Ecke überschaut ein Erker den Anstieg an der für das Fuhrwerk schwierigsten Stelle.

In diesem Erker bahrte man den toten König Gustav Adolf auf, als er vom Schlachtfeld zu Lützen gebracht wurde. Hier nahmen seine Getreuen den letzten Abschied von ihm, während der Page Leubelfing, der für seinen König gefallen war, in Naumburg beigesetzt wurde, wo in der Wenzelskirche sein Grabstein steht. Der entseelte Leichnam des Königs wurde von dem Weißenfelser Hofapotheker einbalsamiert, ehe er die stumme Fahrt in die Gruft der Riddarholm-Kirche in Stockholm antrat, um unter den Fahnen seiner Siege ruhmvoll beigesetzt zu werden. Vom Geleithaus, das die Erinnerung an den toten König hütet, führt der Weg zum Schloß, aus dessen ganzer Einrichtung nur eines erhalten blieb: die Schlosskapelle, und darunter die Gruft.

Zur Zeit Gustav Adolfs hatte Weißenfels noch zu Kursachsen und somit zu Dresden gehört. 1653 regelte der Kurfürst Johann Georg die Erbfolge unter seinen 4 Söhnen

so, dass der älteste, der den Namen des Vaters trug, das eigentliche Herrschaftsgebiet mit Dresden und Leipzig, die Kurwürde und die politische Oberhoheit bekam, die drei anderen Söhne wurden Herzöge zu Weißenfels, Merseburg und Zeitz. Als 3 Jahre danach der Vater starb, blieb Herzog August, dem Weißenfels zugefallen war, als Administrator des Herzogtums Magdeburg in Halle wohnen, er kennzeichnete aber Weißenfels als Residenz, indem er auf den Trümmern der im Dreißigjährigen Krieg zerstörten Burg ein Schloß errichten ließ, Neu-Augustenburg, darin nach vierunddreißigjähriger Bautätigkeit nur sechshundert Jahre lang Herzöge von Weißenfels regierten. Gegen Ende des Jahrhunderts vergnügte sich in diesem, dem Schloß zu Gotha ähnlichen Bau einer der prunkvollsten Höfe Deutschlands, berühmt durch seine Festlichkeiten. Weißenfels erhielt das Gepräge einer Fürstenstadt, wie sie von Eisenach bis Wittenberg - Torgau für die thüringisch-sächsischen Lande kennzeichnend sind. Peter der Große von Russland und August der Starke von Sachsen-Polen waren hier zu Gast. 1757 aber, als Friedrich der Große vor Rossbach in Weißenfels weilte, gab es schon seit dreizehn Jahren keinen Herzog mehr. Das Gebiet war, wie Zeitz und Merseburg, an Kursachsen zurückgefallen.

Friedrich der große hat um Straße und Brücke von Weißenfels schwer gekämpft: da der Besitz der Brücke den Besitz der Straße bedeutete, wurde sie von den Franzosen zerstört, als Friedrich der Große, eine Schlacht suchend, vor Rossbach ihnen nachzog. Der König ritt bis nahe an die brennende Brücke heran, vom anderen Ufer der Saale zielten französische Scharfschützen und versprachen den tödlichen Schuß. Aber der französische General, der Herzog von Crillon, verbot, „auf die geheiligte Person des Königs“ zu schießen. So ritterlich führte man damals Krieg!

Die Erinnerung an rauschende Feste im Schloß zu Weißenfels ist verklungen. Noch steht die Orgel, an der Händel gespielt hat, die Schütz, Schein und Scheidt aufrauschen ließen. Sie steht in einer hohen, dreigeschossigen Kirche, auf deren Altar eine gewaltige Kreuzigungsgruppe des Barock ragt, eine bildgewordene Passion von Bach. Eine Falltür wird geöffnet, eine Treppe führt in die Gruft der Herzöge von Sachsen-Weißenfels. Regiert haben hier nur zwei Generationen, der Vater und drei nacheinander „successierende“ Söhne, zwei davon als Verschwender, der letzte aber als fürsorglicher Landesvater im Gedächtnis der Stadt weiterlebend. Die Särge sind Kunstwerke aus Blei, über deren Meister die Werkzeichnungen des Museums Auskunft geben. Ergreifend sind die Kindersärge: so viele Erben wurden geboren, und doch starb das Geschlecht so bald aus. Eine spätere Zeit hat sich das Kindersterben durch Gift erklärt, das Graf Brühl bereitet haben soll, eine Erfindung im Stile Müllners, sinnlos schon darum, weil ja Dresden ohnedies hier die Oberhoheit und alle Gewalt besaß.

Von der Höhe des Schlosses überblickt das Auge eine weite Landschaft: den Lauf der Saale von Kösen und Naumburg her. Man überschaut Fluß, Straße und Eisenbahn, das dreifache Geäder des Verkehrs. Die Türme des Naumburger Doms überschneiden den Horizont, in der Ferne ahnt man die Rudelsburg und die Türme von Saaleck: Porta Thuringiae. Gegenüber Weißenfels breitet sich am anderen Ufer das Schlachtfeld von Rossbach aus. Man sieht den Janushügel, um den herum Friedrich der Große das Ornament seiner Strategie entfaltet hat. Das Auge ahnt auch die Nähe der Schlachtfelder bei Jena und Auerstädt, wo ein halbes Jahrhundert später die tapfere, aber veraltet geführte Armee Preußens dem neuen Geist erlag, der durch Napoleon vertreten wurde. Man erkennt die Straße, die nach den beiden Schlachtfeldern vor Lützen führt: Gustav Adolfs Weg und der Weg nach Großgörschen, wo Scharnhorst verwundet wurde. Pappelreihen, „Napoleonspappeln“

genannt, bezeichnen die Straße nach Leipzig. Die Weltgeschichte schrieb ihre Schrift in diese Landschaft, deren vom Fleiß des Landmanns bestellten Felder immer wieder den Heeren nichts anderes waren als „Gelände“.

Gegen Norden erschließt die Fernsicht unmittelbarste Gegenwart: Braunkohlenbergwerke, deren Tagbau tiefe Schächte in die Erde grub, die Gradierwerke bei Dürrenberg, einst ein Arbeitsgebiet von Hardenbergs Vater. Salz und Zucker, Salz seit ältester Zeit, das dem Fluß den Namen gab, Zucker erst, seit Achard der Königin Luise den Beweis brachte, dass auch aus Rüben Süßstoff zu gewinnen sei und dass Europa vom Zuckerrohr unabhängig werden könne.

Die Burg der Gegenwart aber heißt Leuna, das große Werk, 1916 errichtet, von Siedlungen umgeben, die Städtegründung aus jüngster Gegenwart bedeuten. Ein gelber Rauch kündigt von der Herstellung chemischer Produkte, Leuna-Benzin sorgt dafür, dass den Autos, die klein wie Spielzeug auf den Straßen der Landschaft dahinrollen, die Ferne gehört. Was aber diese Landschaft am meisten weitet, ist die Größe der Gedanken, die Novalis hier gedacht hat: die Sehnsucht seines Herzens vermochte Erde und Himmel zu verbinden.

Ringsum steigt Lerchensang jubelnd empor, zwei Flugzeuge kreuzen ihre Bahn, das eine kommt von dem Flugplatz zwischen Halle und Leipzig, es ist die Linie Holland-Batavia, die hier ihre europäische Station hat. Zwischen dem grün der Ufer leuchtet ein weißer Dampfer auf, er fährt nach Weißenfels zurück, von dem wir nun Abschied nehmen, Novalis im Herzen.

Potsdam

Es scheint ein geschichtliches Gesetz, daß von hundert zu hundert Jahren die Vergangenheit erneut Gewalt gewinnt. Die Mode unserer Zeit schenkt den Rüschen und Reifröcken aus Urgroßmutterns Zeit Beachtung, der Kunstfreund würdigt die Ruhe der Landschaftsbilder aus der letzten Epoche, ehe Maschinen und Lokomotiven das Tempo der Welt auf Hast und Unruhe stellten. So schaute das Berlin um 1840 auf die Epoche Friedrichs des Großen zurück: Friedrich Wilhelm IV., der in diesem Jahr den Thron bestieg, zog nach Schloß Sanssouci und richtete sich in den Gästezimmern des großen Königs ein. Im gleichen Jahr erschien eines der herrlichsten Bücher, das je in Deutschland Gestaltung fand: die Geschichte Friedrichs des Großen, geschrieben von Franz Kugler, gezeichnet von Adolf Menzel. Menzels Zeichnungen lassen das Heldentum des großen Königs wieder lebendig werden, seine Gemälde, die Tafelrunde von Sanssouci und das Flötenkonzert Friedrichs des Großen, zeigen die Fähigkeit des Meisters, aus der Betrachtung erhaltener Räumlichkeit geschichtliche Szenen neu zu beleben. Zur gleichen Zeit war aus den geradlinigen Formen des klassischen Biedermeier ein verschnörkelter Stil mit Ranken und Muschelwerk geworden, den König Friedrich Wilhelm IV. nun nach Sanssouci brachte: das Biedermeier-Rokoko.

Auch Friedrich des Großen Leben kennt den Rückblick um ein Jahrhundert: über Vater und Großvater ragte ihm das Bild seines Ahnen, des Großen Kurfürsten, vor dessen geöffnetem Sarg der König ergriffen stand, voll Erkenntnis der Leistung des Herrschers, der sein größter Wegbereiter war. Genau um ein Jahrhundert liegen die Regierungsdaten des Großen Kurfürsten und seines Urenkels auseinander: der Große Kurfürst regiert von 1640 bis 1688, Friedrich der Große von 1740 bis 1786, und die nächste Spanne, 1840 bis 1888, umfasst die Regierung der beiden Brüder, des Königs Friedrich Wilhelm IV und des Kaisers Wilhelm I.

Deutlich prägen sich diese Hauptepochen der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam aus: das Stadtschloß geht auf den Großen Kurfürsten zurück, der um 1660 mit einem italienischen Baumeister den Bau an Stelle einer alten Burg begann. Noch sind im Inneren reiche Stukkaturen des Barock erhalten, deren Formkraft der Zeit des Großen Kurfürsten entstammen.

Dann hat Kurfürst Friedrich, der Sohn des Siegers von Warschau und Fehrbellin, Preußens erster König, hier gebaut, wenn auch seine künstlerische Tat in erster Linie die Gestaltung Berlins ist. Das Portal des Stadtschlusses von Potsdam überträgt den Baugedanken des Berliner Schlosses in ländlicher Verkleinerung auf die schlanke Kuppel des Pavillons, der die Einfahrt zum Schlosshof kennzeichnet, und in den Innenräumen finden sich Anklänge an die von dem Großmeister des norddeutschen Barock, von Andreas Schlüter, mit reicher Plastik ausgestatteten Prunkräume des Berliner Schlosses.

Umfassend und doch nur ein Zwischenglied ist die Bautätigkeit Friedrich Wilhelm I. für Potsdam. Er hat den Sommersitz des Hofes zur Militärstadt gewandelt und aus dem Holländischen Garten vor dem Stadtschloß einen Exerzierplatz gemacht; im Schloß hat er sich so bescheiden wie möglich mit bürgerlichen Möbeln eingerichtet, der Stadt aber in schönen Teilen ihr holländisches Gepräge gegeben. Was in Potsdam an den Haag erinnert: die langen Zeilen der Häuser, die gleichmäßige Wiederholung derselben Giebelform wohlgegliederter Backsteinbauten, das holländische Viertel also im nördlichen Teil der Stadt, das alles trägt den Stempel Friedrich Wilhelm I.

Dann setzt die Bautätigkeit Friedrichs des Großen ein. Sie begleitet seine Regierung von Sanssouci (1745) über das Neue Palais, das nach dem Siebenjährigen Krieg vollendet wird, bis zu Gontards Neubau des Militär-Waisenhauses, der das Ende der Epoche Friedrichs des Großen kennzeichnet, als das bewegte Rokoko sich in den klaren Stil des Klassizismus wandelt. Beim Neuen Palais zeigt sich die Beziehung zur holländischen Kunst, die seit dem Großen Kurfürsten am brandenburgisch-preußischen Hof zur Tradition gehört. Am Stadtschloß ist der Holländer Boumann beschäftigt, vor allem aber Friedrichs des Großen Freund und Baumeister der frühen Zeit, Knobelsdorf (gest. 1753). Nach Skizzen des Königs, die noch erhalten sind, unwillig über das befohlene Weglassen eines Kellergeschosses, entwarf er Sanssouci, das dann Boumann mit dem Bildhauer Rahl ausgeführt hat.

Friedrich der Große hat im Laufe seiner Regierung für Bauten in Potsdam und Sanssouci etwa sechzig Millionen Mark aufgewendet, er hat die Gestaltung der Stadt Potsdam durchaus bestimmt, hat über 1000 Häuser errichtet oder durch Vorbau wirkungsvoller Fassaden dem Gesamtbild einfügen lassen. Sein Wille formte das Bild der inneren Stadt, die Breite Straße, in der die Garnisonkirche steht, die Charlottenstraße, die Hoditz- und die Französische Straße, den Neuen Markt. Am Kanal steht der schöne Bau, der noch vor Beginn des Siebenjährigen Krieges als Probe für die Fassade des Neuen Palais errichtet wurde.

Überraschend ist, wie vielen italienischen Vorbildern man im Potsdam des Alten Fritz begegnet. Das Pfarrhaus der Nikolaikirche auf dem Alten Markt wiederholt den Palazzo della Consulta auf dem Quirinal zu Rom, auf dem Neuen Markt glaubt man in Vicenza vor einem Palast des Palladio zu stehen, Berninis Palazzo Barberini in Rom erkennt man wieder. So beginnt damals bereits die Mode, „das Große aller Zeiten“ nicht nur auf der Bühne, sondern auch in der Architektur neu erstehen zu lassen. Wie selbständig man aber auf der Grundlage klassischer Vorbilder weiterging, das zeigt die edle Gestaltung der Bautätigkeit, die nach dem Siebenjährigen Krieg unter Gontard im Stil des Klassizismus begann. Seine schönsten Bauten sind in der Berliner Straße und in der Charlottenstraße, dazu kommen die Oberrechnungskammer am Kanal und die friderizianischen Reste am berühmten Gasthof zum Einsiedler, der als Wahrzeichen eine Schnitzerei der Gruppe Alexanders des Großen von Diogenes und seiner Tonne zeigt.

Das alles ist in wenig Jahrzehnten entstanden und zu einer Einheit geformt, welche der Abschluß der Stadttore betont: das Berliner Tor von Boumann (zu Beginn des 19. Jahrhunderts versetzt), das Brandenburger Tor von Unger, jetzt freistehend, mit zwei Nebenportalen für die Stuben der Torschreiber, das Neustädter Tor, dessen Obelisk und Arkaden am Zielpunkt der Breiten Straße Knobelsdorfs Freude an schlanker Entfaltung der Architektur motive zeigen, dazu das Teltower Tor an der Langen Brücke, das sehr viel später, im Jahre 1825, von Schinkel zugefügt wurde.

Die Kirchen stammen bezeichnenderweise noch aus der Zeit des frommen Vaters, die Garnisonkirche vor allem, in deren Gruft Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn ihre letzte Ruhe fanden. Unter der Regierung Friedrichs des Großen wurde – auch dies ist bezeichnend – nur die Französische Kirche errichtet. Die Nikolaikirche brannte gegen Ende des 18. Jahrhunderts ab und hat nach Schinkels Entwurf einen Neubau, nach dem Entwurf seiner Schüler Persius und Stüler unter Friedrich Wilhelm IV. ihre Kuppel erhalten.

Zum Bild von Potsdam gehören vor allem auch die militärischen Bauten: das Exerzierhaus an der Plantage, die alte Gewehrfabrik am Kanal, dazu, für Zwecke des Hofes errichtet, der Stall für die Reitpferde am Lustgarten, dem Friedrich Wilhelm II. den Stall für Kutschpferde am Neuen Markt sowie die Hauptwache in der Lindenstraße mit ihren Bogenhallen zufügte. Ein einheitlicher Gründerwille schuf dieses geschlossene Stadtbild, das in sich das Preußentum darstellt.

Friedrich Wilhelm II. errichtete das Marmorpalais, das Gontard noch begann und Langhans, der Meister des Brandenburger Tors zu Berlin, vollendet hat, er auch ließ das Schloßchen auf der Pfaueninsel entstehen, welche die Erinnerung vor allem mit der Königin Luise verbindet. Sie hat hier gewohnt, aber Schinkels Kavalierhaus, in das ein Stück gotischer Architektur aus Danzig hineingebaut wurde, ist erst lange nach ihrem Hinscheiden entstanden, und die dorische Halle hat nur dadurch eine Beziehung zur Königin Luise, dass sie als Vorhalle für ihr Mausoleum von Charlottenburg gedacht war. Im Inneren des Stadtschlusses, das im wesentlichen die Kunst zur Zeit Friedrichs des Großen auf ihrer Höhe zeigt, sind schönste Innenräume der Zeit um 1800 erhalten, wie König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise sie bewohnt haben – die geweihte Stätte der Königin ist Paretz.

Die Bautätigkeit unter Friedrich Wilhelm III. ist für Potsdam gering. Schinkels Kasino und seine Unteroffiziersschule sind mit dem Teltower Tor hervorragende Beispiele des klassizistischen Stiles in der Ausprägung, die man gern als „preußischen Stil“ bezeichnet.

Friedrich Wilhelm IV. ließ, noch als Kronprinz, Charlottenhof errichten. Damals hatte der große Gartenarchitekt von Potsdam, Joseph Lenné, vom Rhein her kommend, seine Umgestaltung des Parks von Sanssouci bereits durchgeführt. Nach dem Beispiel, das der große Meister Ludwig Sckell in Schwetzingen wie in Nymphenburg gegeben hatte, erhielt

Lenné die geradlinigen Hauptachsen und die Terrassierungen im Stil der französischen Gartenkunst, das ganze aber durchzog und umrahmte er mit freien landschaftlichen Motiven, besonders schön im Bezirk des Teehauses, das Friedrich der Große im chinesischen Stil errichtet hatte, und das nun in landschaftlich freier Umgebung im Sonnenspiel beschattender Zweige träumt.

Kaiser Wilhelm I. hat als Bauherr vor allem in Babelsberg gewaltet. Ihm genügte das Palais Unter den Linden zu Berlin und sein bescheidener Landsitz, dessen park in Gemeinschaft mit seines Bruders Karl zu Glienicke die schönste landschaftliche Gestaltung märkischer landschaft darstellt.

Zwei weimarische Prinzessinnen, mit Goethe noch wohlvertraut, Maria, des Prinzen Karl, Augusta, des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers Gemahlinnen, zogen ins klassische Glienicke und in das romantische Babelsberg. Schinckel hat dort antik, hier gotisch gebaut, um beide Schlösser aber breitet sich eine frei gestaltete Landschaft, die wie ein Stück Weimar oder Tiefurt, wie ein Stück Ettersberg oder Belvedere erscheint. So wurde die Heimat der Enkelinnen Carl Augusts, nicht ohne Mitwirkung des Fürsten Pückler-Muskau, der selbst in Weimar als ein Meister der Gartenkunst gewirkt hat, vom Tal der Ilm zur Havel gezaubert. Es wiederholt sich das gleiche Motiv: ein Stück Holland in Oranienburg für die oranische Gattin des großen Kurfürsten, ein Stück Herrenhausen im Park von Charlottenburg für Sophie Charlotte, ein Stück Mecklenburg in Paetz für die Königin Luise: im Park schafft der Fürst seiner Gemahlin eine Erinnerung an die heimat, die sie verließ.

An Kaiser Friedrich III. erinnert das Mausoleum mit der Friedenskirche, darin er bestattet ist, an den letzten Kaiser die „Jubiläumsstraße“, die zum Gedächtnis seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung vor der Orangerie jenseits der Maulbeerallee angelegt wurde, ein Jahr ehe der Weltkrieg begann.

Fast drei Jahrhunderte brandenburgisch-preußischer, preußisch-deutscher Geschichte zogen vorüber: Herrscher und Kunststile wechseln, große Künstlerpersönlichkeiten setzen sich durch. Aus Holland, aus Frankreich, aus England dringen Anregungen ein, die besonders auch die Gestaltung der Gärten und Parks bestimmen. Der Besucher von Potsdam sieht vor allen anderen die eine Gestalt: Friedrich den Großen, der Potsdam zum Denkmal des preußischen Königtums schuf.

Sanssouci ist sein eigenstes Werk; ob sein Architekt es billigte oder nicht – er wollte möglichst zu ebener Erde, auf zwei Stufen nur, hinausschreiten können ins Freie. Da ging er auf und nieder, an der Stelle vorbei, die er für seine Gruft bestimmt hatte, und in deren Nähe er seine Windspiele begraben ließ. Am Ende des Weges stand sein kostbarster Kunstbesitz, die Bronzestatue eines betenden Knaben, in der Bibliothek aber die Marmorbüste des Homer. Als sei hier, in einen Pavillon verwandelt, das Turmzimmer von Rheinsberg, so begrenzte der Eckflügel mit der Bibliothek den Laubengang, der inmitten eines großen Parks den eigentlichen Gartenbezirk des Philosophen von Sanssouci darstellt, eine Werkstatt seiner Gedanken und Pläne.

Weimar

Vorspiel: Von Cranach zu Bach

Ein paar Wagen rollen von Jena her über die Kegelbrücke in Weimar ein und halten am Schloß. Ein Fürst steigt aus, schwerfällig, dick und gebrochen. Sein Herrschaftsgebiet ist zerschlagen, Wittenberg, die Leute der Reformation, ist nicht mehr Fürstensitz, das Kerngebiet seiner Macht, die Lande an der Elbe sind verloren, das stolze Schloß Hartenfels an der Elbe steht leer, eine kleine Stadt, einst von Orlamünde aus regiert, ein Dorf fast, mit seinen Ackerbürgern, wird nun der Sitz der Ernestiner, die ihre Macht an die jüngere Linie des Hauses Wettin einbüßten.

So erscheint Johann Friedrich im Jahre 1556 in Weimar, mit ihm Meister Lucas Cranach, der Gefährte der Wittenberger Zeit, der Freund, der ihm auch in der Verbannung gefolgt ist, nachdem der Kurfürst in der Schlacht bei Mühlberg zum Gefangenen des spanischen Karl geworden ist. Sie richten sich wohnlich ein, im Schloß der Herzog, auf dem Markt der Maler. Zwischen beider Wohnung liegt an der Ecke des Marktes das Stadthaus, an dem die gekreuzten Schwerter von Meißen an vergangene Macht erinnern. Und ist die Schlosskirche an der Elbe nicht mehr in ernestinischer Hand, so soll das größte Werk der evangelischen Kunst in Weimar erstehen: Meister Lucas lässt in seinem Haus Tafeln für einen Altar bereiten, so groß, wie er noch keinen schuf. Mit seinen Sinnen geht der Meister ans Werk und malt: Christus am Kreuz, als sein Verkünder deutet Johannes auf das Blut, das als Wein des Abendmahls vor diesem Altar dem Gläubigen gereicht wird. Unter dem Kreuz ragt Martin Luther, der Reformator, der nun seit Jahren schon unter dem Boden der Schlosskirche von Wittenberg ruht, neben dem Reformator steht Lucas Cranach, der sein Freund war. Weil Meister Lucas aber besser als alle Maler der Zeit Tiere zu malen versteht, setzt er in der Mitte des Bildes das blinkendste Weiß, das je einem Pinsel gelang: das Lamm Gottes, dessen Reinheit die Sünde der Welt auf sich nimmt: nicht Werkgerechtigkeit, sondern die Gläubigkeit und Demut des Herzogs erwirbt die Gnade. Die Fürsten knien mit ihren Frauen auf beiden Flügeln, ihre Brokate schimmern in warmem Gold der Renaissance, als hätte ein Stück Goldgrund aus alter Zeit sich auf die Muster ihrer Gewänder gerettet. (Abb. Von Luther und Cranach S. 403.)

Lange tut es der Herzog Hanfried nicht mehr, die Jahre der Gefangenschaft haben seine Lebenskraft vor der Zeit gebrochen. Seine Söhne teilen das Land, Johann Friedrich der Mittlere verfällt in Gotha der Reichsacht und endet in der Verbannung. Einer der Enkel, der Haupterbe der Macht, hat neun Söhne, sie werden Feldherren und Reiterführer im Dreißigjährigen Krieg. Die Überlebenden teilen erneut: Wilhelm bekommt Weimar, er ist der Ahnherr der Dynastie Carl Augusts. Ernst der Fromme bekommt Gotha, Altenburg und Meiningen; Bernhard, der jüngste der Brüder, der Kriegsheld der Evangelischen, ist damals nicht mehr unter den Lebenden.

Ein Jahr ehe die Fackel des großen Kriegs entzündet war, hatten die jungen Herzöge in Weimar eine denkwürdige Stunde verlebt: Dorothea Marie von Anhalt-Zerbst, die Mutter der Ernestiner, war gestorben; nach der Trauerfeier, in der die alte Ehre des Hauses prunkvoll zur Schau gestellt wurde, wie die Zeit es verlangte, waren die Fürsten im Schloß versammelt. Sie sprachen über die zunehmende Überfremdung der Sitten, der Sprache, der Dichtkunst Deutschlands. Es wollte den jungen Prinzen nicht passen, dass nur fremde Sprachen, Französisch und Latein, Träger der Sitte und Bildung Europas sein sollten. So gründeten sie einen Orden, eine Gemeinschaft also: unter dem Sinnbild des Palmenbaumes wollten sie deutsche Sprache und deutsche Dichtung hochhalten und wahre deutsche Fürsten sein.

Was der jüngste in der Reihe der Brüder, Herzog Bernhard von Weimar, im Dreißigjährigen Krieg geleistet hat, spielt sich außerhalb des Landes ab. Er erwarb sich das Herzogtum Franken, er siegte in mehr als dreißig Schlachten, er machte die Welt sich weit, drang bis über den Rhein, eroberte Breisach und hielt Elsaß in seiner Faust (Abb. S.369). Hätte er dort sich behauptet, die Geschichte Deutschlands hätte eine bessere Wendung genommen. Aber der Griff des Helden über den Rhein bleibt nur ein kurzer Traum. Eine zehrende Krankheit ergreift diese Guiskard-Gestalt, in dem Heldentum Kleists verwandt scheint, heroisch aus

dem ihm eingeborenen recht zum Sieg! Der große Kriegsheld, der auf schneller Ruhmesbahn zum Führer Evangelischen geworden war, sinkt aus leuchtender Höhe. Gift von Frankreich, Richelieus Arglist heißt es noch heute, ohne dass die Untersuchung des Toten den Beweis ergeben hätte. Zerbrochen an der Tragik, als deutscher Fürst Söldner der französischen Politik und Feind des Reiches geworden zu sein, wo aller seiner Taten Ruhm doch Deutschland galt: das ist das Schicksal dieser Helden, dessen Leben Goethe darstellen wollte und dem dann Schiller in seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges ein Denkmal errichte hat.

Im Jahre 1640 zerlegten die fürstlichen Erben die Thüringer Gebiete in mehrere Fürstentümer. Die Mitte Deutschlands wurde damit politisch bedeutungslos gemacht. Dafür entwickelte sich in Weimar, in Gotha und Altenburg, später noch in Jena, Eisenach und Hildburghausen, dazu in Koburg sowie in den Fürstensitzen Von Reuß und Schwarzburg die Residenzstädte zu Hochburgen der Kultur, die Thüringen zum Zentrum des geistigen Deutschland machten.

Der bedeutendste Herzog des 17. Jahrhunderts ist Ernst der Fromme von Gotha-Altenburg. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts erscheint er als der vornehmste Ernestiner Herzog Wilhelm Ernst von Weimar.

Er gründet das Weimarer Gymnasium, er wetteifert mit dem Herzog von Weißenfels durch den Ruhm der Kapelle, die er sich hält. Als er seinem Vetter von der albertinischen Linie ein besonderes Geschenk machen will, lässt er seinen Hofmusikus eine Jagdkantate für ihn komponieren. Der Musiker aber heißt Johann Sebastian Bach.

Noch steht, nicht weit von Lucas Cranach, unmittelbar am Markt, das Haus, darin Meister Sebastian gewohnt hat, darin sein Sohn Phillip Emanuel, der Musiker des Großen, zur Welt kam. Aber Bach hatte in Weimar keine gute Zeit: man knechtete ihn und schränkte ihn ein; als die Kapellmeisterstelle frei wurde, übergang ihn der Herzog. Als der heißblütige Meister seinem Zorn Luft machte, kam er in Arrest, grollend verließ er die Stadt, deren Fürst seine Künstler wie Lakaien behandelte.

Erster Akt: Anna Amalia und Wieland

Weimars Beginn heißt Rokoko. Man muß es in Dornburg suchen, auf dem Felshang über der Saale, wo Wilhelm Ernst Resse, der Herzog Ernst August, zwischen zwei alten Burgen das kostbare Gebilde eines Rokokoschlusses errichten ließ. Noch lebte der heitere Stil des 18. Jahrhunderts in den Schlössern um Weimar: in Ettersburg, wo auf hoher Terrasse das Schloß über die Wälder schaut, in Ernst Augusts Sommersitz Belvedere, dass wie ein Vorbild für Sanssouci erscheint.

Der hier gebaut hat, war ein krankhafter Herr, in seinem Sonnenkönigtum den Untertanen bedrohlich, der Nachwelt erfreulich durch seine Bauleidenschaft, um deretwillen Goethe ihn von der Höhe Dornburgs segnete. Auch seine berühmteste Order ist den Nachkommen nur ein Spaß, so unangenehm sie den Zeitgenossen sein musste: der Herzog von Weimar verbot seinen Untertanen das Resonieren unter Androhung einer Zuchthausstrafe in Höhe von einem halben Jahr.

Die Braunschweiger Prinzessin Anna Amalia, eine Nichte Friedrichs des Großen, die mit dem Sohn dieses sonderbaren Fürsten vermählt wurde, brachte der Familie die Gesundheit, dem Land die Rettung. Die welfische Nichte Friedrich des Großen, der selbst durch Mutter und Großmutter welfisch war, erfüllt seine Generation nach der Herzogin Louise Dorothee von Gotha das Ideal der fürstlichen Frau des 18. Jahrhunderts. Louise Dorothee hat neben sich ihren Mann, einen als Charakter gediegenen und besonnenen Fürsten. Anna Amalia aber wurde mit 17 Jahren Frau eines Fürsten, der in seiner früh schon bizarr hervortretenden Krankhaftigkeit von vornherein lebensunfähig erscheint, so dass sie in den Jahren seelischer Entwicklung ganz auf sich selbst gestellt blieb. Mit 19 Jahren Witwe und Regentin, übernahm die Verantwortung für ein zerrüttetes Land und wurde eine der deutschen Führerpersönlichkeiten des 18. Jahrhunderts.

Ihr Sohn aber war der Herzog Carl August, in dessen Kraft und Eigenart etwas vom Wesen der älteren Ernestiner wieder lebendig wurde: kräftig und untersetzt, sieht er Johann

Friedrich dem Großmütigen, dem Freund Luthers und Cranachs, ähnlich, überragt den alten Kurfürsten aber als Kraftnatur von genialistischem Gepräge, das er als welfisches Erbe in sich trug.

Hatte die Gothaer Herzogin den Stil des Rokoko erfüllt, so begann mit Anna Amalia bereits eine neue Epoche: die Hinwendung zum Griechentum und zur Natur – zu Tempel und Park, der Sieg des Klassizismus. Nicht nur der Generation, sondern auch dem Wesen nach zwischen Friedrich dem Großen und Carl August – zwischen den Zeiten – stehend, wurde sie die Wegbereiterin der großen Epoche Weimars. Mit ihrem Minister von Fritsch, einem derbtüchtigen Mann von gesundem Wirklichkeitssinn, Sohn des vortrefflichen Dresdner Staatsmannes, Enkel eines Leipziger Buchhändlers von gediegen bürgerlichem Gepräge, das in Amalias Minister wiederkehrt, bringt die Regentin die Finanzwirtschaft des durch Ernst Augusts Bauwut zerrütteten Landes wieder einigermaßen in Ordnung. Mit diplomatischem Geschick und mit der echt weiblichen Fähigkeit, ihre Beziehungen zu Preußen und Braunschweig, zu Sachsen und zum Kaiserhof wechselseitig auszuspielen, steuert sie die Herzogtümer Weimar und Eisenach durch die Gefahren des Siebenjährigen Krieges, Nichte Friedrichs des Großen, den sie tief verehrte und Mutter eines Reichsfürsten, der dem Kaiser treu zu sein hatte.

*

Als im Jahre 1757 der große König vor der Schlacht von Rossbach in Thüringen hin und her manövrierte, lebte noch Herzog Ernst August Konstantin, Anna Amalias Gatte. Damals hatte das junge Paar sich von dem Weimarer Hof- und Kabinettsmaler Johann Friedrich Löhner malen lassen, nicht gemeinsam, sondern jeder für sich und mit seinem Gefährten, Anna Amalia auf ihrem dicken Apfelschimmel, aber noch ohne den Windhund aus dem Zwinger Friedrich des Großen. Als der Preußenkönig im September durch Weimar kam, konnte er sie nicht begrüßen: am Dritten dieses Monats hatte sie einem Sohn das Leben geschenkt, dem späteren Großherzog Carl August. Im folgenden Jahr starb der Herzog, die Witwe wurde Obervormünderin ihrer Kinder und Regentin des Landes.

In schwierigster Zeit, selbst noch nicht großjährig, übernahm sie mit kaiserlichem Dispens diese Aufgabe, eine kleine Frau mit geistreichen Gesichtszügen, ihrer Mutter und durch sie Friedrich dem Großen ähnlich, mit lebhaften, den Ausdruck ihres scharf gezeichneten Gesichts beherrschenden Augen, keineswegs schön, aber voll Reiz, mit ihrem vielgerühmten leichten und majestätischen Gang, mit Händen, deren Schönheit uns im Abguß des Weimarer Goethehauses einen Begriff von der Anmut des Rokoko geben, mit zierlichen Füßen, in deren seidengestickte, im Wittums bewahrte Schuhe heut bestenfalls der Fuß einer Zwölfjährigen sich zwängen vermag. Sie drückte sich „sehr schön, aber geschwind“ aus, und zwar meist auf französisch. Ihre Anmut bewährte sie im Tanz; das Mitmachen von Festen und von den berühmten Weimarer Redouten, bei denen sie morgens zwischen drei und vier verblieb, war ein nicht unwesentlicher Teil ihrer Regierungsverhandlungen: man lebte im 18. Jahrhundert, dessen Religion das Vergnügen war.

Die Friedenszeit, die mit dem Ende des Siebenjährigen Krieges begann, lässt auch sie aufatmen: sie hat nun zwölf Jahre bis zur Großjährigkeit Carl Augusts, und mehr und mehr greift sie nach der Welt, die ihre eigentliche Heimat ist, in der Kunst und Geselligkeit sich verbinden. Maler, Musiker und Dichter auf der Straße nach Leipzig liegt, wird hier in den Monaten, ehe die Truppe zur Ostermesse fährt, also im Höhepunkt der Redoutenzeit, eifrig Theater gespielt. Die Herzogin malt und komponiert auch selbst, wir besitzen von ihr Radierungen mit Weimarer Motiven und eine Komposition zu Goethes „Erwin und Elmire“, in der, noch zu Anfang der klassizistischen Epoche, heiterste Rokoko vibriert.

So viele Motive dieses geselligen Stiles in ihrem Wesen lebendig sind: ihrem Grundzug nach steht die Herzogin schon an der Schwelle einer neuen Zeit. Sie wendet ihren Blick nach Erfurt, wo der wohlmeinende Dalberg, der Statthalter des Kurfürsten von Mainz, Verwaltung und Universität im Sinne der Aufklärung reformiert. Der fünf Jahre jüngere schöngeistige Kirchenfürst wird ihr Berater. Schon vorher hat sie ihren besten Gesellschafter aus Erfurt geholt: Christian Martin Wieland wurde von ihr als Erzieher der Prinzen berufen (1772).

Er hat im Fürstenspiegel das neue Erziehungsideal eines Herrschers aufgestellt und soll es nun bei Carl August bewähren: so wenig aber Wieland zum Erzieher sich eignete, so gut passt er von Weimar.

Der erste Schritt zur Begründung der Stadt der Klassiker ist getan.

Goethe, der im Jahre 1807 der verstorbenen Herzogin die Trauerrede hielt, hat tiefes Verständnis für die Leistung wie für die innere Haltung der Herzogin gehabt, für die Nöte ihrer zwiefachen Mutterschaft, den Söhnen und dem Land gegenüber, für ihre „Geduld und Milde, das Gute und Nützliche zu fördern“, für die Berufung Wielands und Knebels, und auch des Musäus, der Wielands Stil ins Bürgerliche übertrug. Er sagt darüber: „Vortreffliche, verdienstvolle Männer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab und alles dasjenige begründete, was später für dieses Land, ja für das ganze Vaterland so lebhaft und bedeutend wirkte.“

Zweiter Akt: Carl August und Goethe

Die Herzogin-Mutter stand sich nicht gut mit ihrem älteren Sohn. Sie kam von dem vornehmsten der Kleinstadthöfe Deutschlands, wo ihre Mutter als Schwester Friedrich des Großen eine ganz besondere Stellung einnahm, und wo man auf höfischen Stil Wert legte. Carl August aber war derb, polternd und leidenschaftlich, mehr Jäger und Soldat als Hofmann und Diplomat, urwüchsig im Lebensgenuß, ernstlich, als sei einer der alten Kurfürsten wieder lebendig geworden, deren Ahnenbilder mit dem Kurschwert von Sachsen an die alte Macht und Kraft des Hauses erinnern. Sie nahm ihn, wie er war. Resigiert und lebensklug, bereitete die Mutter ihm den Weg und bog ihn nur ein wenig ab, weg von der Seite des Derben und Rohen, hin zu der Seite des Geistigen, denn hier sah sie für den Fürsten eines kleinen Staates die große Aufgabe. Sie versuchte es durch Wieland, dessen genießerisch betrachtende Art weder auf die Tatkraft des Thronerben noch auf die Zagheit des Prinzen Konstantin Einfluß gewann. Sie wählte dann den Knebel, einem Potsdamer Major fränkischer Herkunft, dem Prinzen Konstantin einen Erzieher von herzhafterem Gepräge. Scheinbar irrte sie auch hier, denn der wunderliche, zum schwierigen Original sich entwickelnde Knebel war ein Eigenbrötler aber durchaus kein Lehrer. Er war es, der Carl August in Frankfurt zu Goethe brachte als dessen „Urfreund“ Knebel zu den wesentlichen Gestaltern des klassischen Weimars gehört.

Gegen Ende ihrer Regentschaft schickte die Herzogin die beiden Söhne mit Knebel auf die Kavalleriereise nach Paris, damit sie Lebensart erlernen sollten, und sie betrieb die Verlobung des Thronerben mit der Darmstädter Prinzessin Luise, deren stille Beherrschtheit ihr gerühmt wurde – Mütter glauben so gern, dass eine Ehe auf Ergänzung des Glück bringe.

Carl August aber hatte von seiner Mutter zu seiner Thüringer Herzhaftigkeit die stolze Festigkeit der Welfen und die innere Sicherheit der Hohenzollern geerbt. In seinem Wesen war wohl Dämonie, aber diese Urkraft war der Ausdruck eines echten Wesenskerns. Er war in all seinem Tun fürstlich: Soldat und Heerführer, Jäger und Gartenfreund, Schützer der Freiheit des Geistes und stets durchaus ein Vollmensch: „Glaube, dass, wenn ich mich bestrebe, ein wenig besser zu sein, als man im gemeinen Leben für gut passieren lässt, ich es hauptsächlich tue, um der Liebe derjenigen meiner Freunde wert zu sein, deren wahres und seltenes Verdienst ich zu erkennen glücklich genug bin.“ So schrieb er an Goethe.

Goethe, den zum ersten Mann seines Staates machte, war, wonach Anna Amalie in Wieland und Knebel vergebens gesucht hatte: der geborene Erzieher. Er, der soeben im Götz den Grundtyp des deutschen Kraftmenschen hingestellt hatte, sah nun in Carl August eine Natur aus dem gleichen Stoff wie der Ritter mit der eisernen Hand. Der Dichter begriff, dass nur der diese Kraftnatur lenken, des Herzogs Wesen rein und edel zur Entfaltung bringen könne, der kameradschaftlich mit ihm im Bunde war, der ihn an Wildheit der Ideen und Einfälle möglichst noch übertreffe, ihm aber zeige, dass man auch beim tollsten Ritt die Herrschaft über die Zügel nie verlieren dürfe. So vollendet Goethe das höchste Erziehungsideal einer neuen Zeit, dessen Verwirklichung Anna Amalia nicht hatte glücken können. Er übertrug nicht verwaschene literarische Ideen eines „Fürstenspiegels“ auf einen lebendigen

Menschen, er verstand seinen Herzog und Zögling aus dessen eigener Natur heraus, gab ihm den Mut, so zu sein, wie er war, und lehrte ihn auf der Grundlage der Selbstbejahung die Selbstbeherrschung.

Nach dem Vorspiel durch Lucas Cranach, dessen fürstlicher Freund die Residenzstadt begründete, nach dem Präludium durch Bach, der Luthers künstlerisches Erbe auf Weimar übertrug, kommt nun die Erfüllung. Siebenundfünfzig Jahre währt Goethes Aufenthalt, währt Weimars große Zeit.

*

Schon vor Goethe war, auf dem Weg über Erfurt, Martin Wieland in das Weimar der Herzogin Anna Amalia gekommen: der deutsche Voltaire, Vertreter der Aufklärung und Erzieher der deutschen Gebildeten in der Zeit von 1770 bis zur Französischen Revolution. Er war der Tradition Mitteldeutschlands verbunden; sein Vater, Pfarrer in Biberbach, nahe dem Bodensee, war in Halle auf der Schule August Hermann Franckes aufgewachsen. Zu den pietistischen Strömungen, die bei Wieland wie Herder nicht ohne Bedeutung sind, kam der Einfluß eines Erfurter Verwandten, der die Aufklärung in ihrem Verlangen nach Klarheit und Nützlichkeit vertrat. Pietismus und Aufklärung wurden für Wieland keine Gegensätze, seine Lebensweisheit bestand in dem Streben nach Ausgleich. In seiner schönsten Dichtung, dem Oberon, werden Hyon und Rezia vom Schicksal getrennt, weil sie in ihrer Leidenschaft gefehlt haben; sie werden erst wieder vereint, als ihre Liebe ein höheres Gestz in ihnen erweckt hat: das Streben nach Harmonie, und dieses Wort nennt die Lebensweisheit des Freundes der Herzogin Anna Amalia.

*

Was Goethe in Weimar hielt, war nicht nur die Stadt, es war das Land seines Freundes, des Herzogs, das er mit seiner Tätigkeit erfüllen konnte, es war die Weite der Natur, der Schwung der Hügel, der Reiz der Täler und Höhen, Gelände, durch das er zum Gartenkünstler wurde. Es war die Schönheit der Wälder, in die einzutauchen das Glück des Dichters wurde, es war die Weiträumigkeit des Landes Thüringen und die Geselligkeit von Ort zu Ort. „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt.“ Vater Wieland aber vermeldet: „Plötzlich ist er nach Leipzig abgesaut.“ Man muß sich den Dichter zu Pferd auf den Straßen des Landes denken, oft auch zu Fuß, im bequemen Reisewagen meist nur, wenn es um größere Strecken geht und er auch nachts unterwegs sein will. Noch heute ist der Wagen, den Goethe vom Herzog gestellt bekam, in Belvedere erhalten, ein bequemes Gefährt, dessen Sitze nachts in ein Ruhebett verwandelt werden konnten.

Aber nicht nur für Reisen befuhr Goethe die Straßen des Landes. Wie er mit großer Gewissenhaftigkeit Amt um Amt übernahm, so ließ er sich im Januar 1779 auch das Straßenbauwesen unterstellen, so dass er nunmehr auch Wegebau- und Straßenbau-Direktor wurde und gleichzeitig noch Direktor der Stadtpflasterkasse von Weimar. Der Theorie nach war die Fürsorge für die Hauptverkehrsstraßen das alte Regal des Kaisers: Straßenpflicht und Straßenrecht war aber völlig auf die Landesherrn aufgeteilt, ein Sinnbild, dass das deutsche Reich im Grunde nur noch eine Fiktion war, alle wirklichen Rechte übte der Landesherr aus. Für Weimar handelt es sich beim Geleit besonders um die Straßen nach Erfurt und Jena, dazu um die „hohe Straße“, die nördlich der Straße bei Buttstedt ein Stück durch das Herzogtum führte, die Straße, auf der Goethe 1765 nach Leipzig gefahren war. In Weimar selbst hatte man für die Straße wenig Interesse, da der kurze Durchgangsverkehr dem Lande kaum etwas einbrachte. Das Streben ging dahin, sie im möglichst schlechtesten Zustand zu halten und in Erfurt, wo die sächsischen Herzöge ihr Geleithaus hatten, den Reisenden zu empfehlen, sie möchten den Weg über Weimar nehmen. Goethe selbst konnte sich zu einer bewussten Verschlechterung der nördlichen Straße nicht entschließen, er versuchte aber alles, um die Post über Weimar zu leiten. Am Frachtverkehr lag ihm weniger, da das eine kostspielige Verbreiterung der Straße bedingt hätte. Wie er aber Weimar und Jena als Einheit sah, so ging seine Straßenpolitik dahin, in Jena die Postlinien Frankfurt –

Leipzig und die Frankenstraße Nürnberg – Leipzig sich kreuzen zu lassen, eine berechnete Auffassung, der später auch die Eisenbahn Rechnung trug.

Mit einer vorausschauenden Straßenpolitik, die durch Wegeverbesserung Geld kostete, dafür aber auch Geld ins Land brachte, leistete Goethe zugleich Finanzpolitik: die Wirtschaftslage des Herzogtums war außerordentlich ungünstig, und Goethe hat viel Zeit geopfert, um Ordnung zu schaffen.

Würde man nicht wissen, wer dieser Goethe war, der als Straßenbaudirektor zeichnet, so würde man aus den Akten sich das Bild eines außerordentlich gewissenhaften, freilich auch eigenwilligen, ja eigensinnigen Beamten machen: man würde eher auf den Vater Goethe, den Enkel des Hufschmiedes aus Artern, als auf den Dichter schließen.

Unendlich mehr bedeuten Straße und Bewegungsmotiv für Goethe, als sich aus den Akten der Wegebaukommission erkennen lässt. Goethe ist ein Bewegungsmensch, und hier stimmt der Rhythmus seines Lebens mit dem seines Herzogs voll und ganz zusammen:

*Über Stock und Steine den Trott
Rasch ins Leben hinein!*

*

Der Park von Weimar als Szenerie

Erde war es, was Goethe an Weimar band. Der Großstädter fühlte sich in der Thüringer Residenz wie auf dem Lande: froh seiner Naturnähe, verlegte er auch die Geselligkeit möglichst unter freiem Himmel. Im Winter sorgten Schlittenfahrten und nächtliche Belustigungen auf dem mit Husaren als Fackelträgern umstellten Eisplatz dafür, dass die Verbindung mit der Natur ein hauptsächliches Motiv des neuen Weimarer Lebensstiles blieb, den der Dichter des Werther und Götz am Hof des Herzogs Carl August hier einführte. „Erdgeruch“ mussten die Fremden riechen, wenn sie nach Weimar kamen; die Herzogin Luise, ihrem Wesen nach ein Salonmensch, wurde zu ihrem Geburtstag – worüber Goethe im „Luisenfest“ anschaulich berichtete – mit der gestrengen Oberhofmeisterin in die unwirtliche Gegend am Ufer der Ilm geleitet: da war eine Einsiedelei errichtet, und hier beginnt, mit Musik, Aufführungen und kalter Küche, die Feier, in der Theaterspiel und Geselligkeit im Stil der frühen Goethezeit ganz eines waren.

Der Preis, um den Goethe in Weimar seßhaft wurde, war das Gartenhaus an der Ilm, die damals in weitem Bogen ganz nahe der Pforte vorbeifloß. Die Tätigkeit, die ihn verwurzeln ließ, war nicht zuletzt die Gestaltung des Ilmufers zu einem Stück selbstgeschaffener Landschaft. Die Laube im Pfarrgarten zu Sesenheim, die ländliche Geselligkeit um Wetzlar, der Park am Mainufer bei Offenbach, Erlebnis mit Frederike, mit Lotte, Mit Lilli – das alles war eine Vorahnung des Lebens gewesen, das der Dichter nun in der freien Natur gestaltete. Eine Reise nach Wörlitz gab vielfache Anregungen für die Weimarer Gartenidee. Dort hatte der Herzog von Anhalt mit seinem Freund, dem Architekten Erdmannsdorf, als Ergebnis englischer Reiseeindrücke eine Parklandschaft erstehen lassen. Der Eindruck dieser Wunderwelt war entscheidend, wenn man auch die Empfindsamkeit und die Erzieherfreude Dessaus im Hauptquartier des Sturmes und Dranges nicht mitmachte.

Des Jean Jacques Rousseau Evangelium von der Rückkehr zur Natur wurde dadurch erfüllt, dass man im Park sich selbst ein Stück Natur erbaute, aus Felsgestein und Moos, mit Bäumen und Strauchwerk, mit Inschrifttafeln, eine Bühnenszenerie aus Erde und Wasser unter freiem Himmel aufbaut.

Was so in Weimar entstand, begann, als wäre es nur die Angelegenheit eines kleinen Kreises junger Leute, die höchst absonderlichen Liebhabereien nachgingen. So hatte denn auch mancher, der Dichter des Messias an der Spitze, aus der Ferne mit Unmut das Treiben Goethes verfolgt. Und doch war, was der Dichter hier verwirklichte, nichts Geringeres als die Schaffung eines neuen Lebensstils, die Absage an die Zeit von Reifrock und Perücke, die Erringung einer Einheit, in der Mensch und Natur nicht mehr getrennt und gegensätzlich erscheinen.

In dem kleinen Drama, das der Kammerherr von Einsiedel zum Luisenfest vor der alten Hofgesellschaft aufführte, wird die neue Lehre den Vertretern der alten Epoche programmatisch verkündet:

*Ihr gähnet im Glanze von festlicher Pracht,
Wir schätzen den Tag und benutzen die Nacht,
Ihr schlaft noch beim Aufgang der lieblichen Sonne,
Wir schöpfen und atmen den Morgen mit Wonne.*

So hat der Dichter des Werther die Natur aus der Empfindung des Menschen beseelt, die Menschen aber auch fähig gemacht, den Odem der Natur, den Odem des Schöpfers zu empfinden.

Gartenkunst und Bühnenkunst sind jetzt naturhaft geworden, sie gehören zusammen und sind nicht mehr getrennt und nur durch gemeinsame Abhängigkeit von der Baukunst verbunden. Die Natur selbst wird lebendig, und vor ihr steht der Mensch, er strömt sein Innerstes in die Landschaft aus, die nun von seinem Gefühl beseelt ist:

*Füllest wieder Busch und Tal
Still im Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.*

Die gleiche Szenerie, der Weg zwischen Gartenhaus und Einsiedelei im Park von Weimar zwischen seiner und seines Herzogs Behausung sieht Goethes morgendlichen Weg:

*Und ich geh meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad ab im Monde des Tages Müh,
Leb in Liebes Klarheit und Kraft
Tut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes Dumpfheit und Kraft hinlebt,
Und sich durch seltenes Wesen webt.*

Es ist die Landschaft der „Zuneigung“, deren ein Naturerlebnis im Tal der Ilm verklärender Strophen zu Anfang von Goethes Werken stehen. Vor dem Überhang der Ilm schreiten die Gestalten der Werke der Weimarer Dichter vorüber, als Goethe im Jahre 1818 den „Maskenzug“ schreibt, darin die Hauptgestalten der Weimarer Dichter „sinnvoll, still an uns vorüberziehn“. Den Weg zwischen Gartenhaus und Ilm geht der alte Goethe, fast achtzigjährig. Eines Liebespaares sich freuend, schaut er auf die Einsiedelei, das Haus, das er zum Luisenfest errichtete:

*Der's gebaut hat vor 50 Jahren
Sieht es noch am Wege stehen,
Liebespaar vorübergehn,
Wie wir andern damals waren,
Als die Büsche lieblich kühlten,
Lichter in dem Schatten spielten,
Wo sich Liebende verstanden,
Immer suchten, oft sich fanden
ZU gesellig frischem Leben,
Wie wir's Euch nun übergeben.*

Aus der Szenerie um Ilmenau, als schon die Vision des südlichen Meeres ihn in die Ferne zog, entstand der Monolog der Iphigenie. Die regen Wipfel „des alten heiligen dichtbelaubten

Haines“ rauschen in unmittelbarer Nähe der Höhle am Hermannsstein, in der er die Verse und Briefe für Charlotte von Stein schrieb, aber zum Felsen sprach:

Doch überhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen.

Nahe ist der Weg mit den dichtverhangenen Ästen, der zur Szenerie des Gedichtes „Ilmenau“ führt: der Dichter sitzt mit den Genossen der Jagd am Feuer und schaut auf den schlafenden Herzog, alle Liebe, aber auch alle Sorge vertraut er seinen Versen an. Der Berg in der Nähe aber ist die Stätte seines tiefsten Monologes, der Zwiesprache mit der Ewigkeit ist, zeitlos, ein ewig Lied: Über allen Gipfeln ist Ruh ...

*

Das Weimarer Schauspielhaus, das Goethes Erstaufführungen sah, ist niedergebrannt. Das im Jahre 1825, anders als Goethe es wollte, aber doch mit ihm und für ihn errichtete „Hoftheater“ musste zu Beginn unsers Jahrhunderts einem Neubau weichen, wie er ähnlich auch in jeder anderen Stadt stehen könnte. Die Dekoration, vor denen Goethes und Schillers Stücke über die Szene gingen, sind ebenso wie die meisten Entwürfe dazu verbrannt. Weimar fehlt, was Berlin an Schinkels Kulissen für Mozarts Zauberflöte besitzt. Aber auch so ist in Weimar mehr von zeitgenössischer Bühnenszenerie erhalten, als die Theatergeschichte uns wissen lässt: noch stehen, greifbar und beseelt, die Kulissen des „Luisenfestes“; dem Tiefurter Park ist Goethes Singspiel „Die Fischerin“ geradezu „auf den Leib“ geschrieben, der Park von Ettersburg sah die erste Aufführung der Iphigenie, als Goethe als Drest, Carl August als Pylades und Eorona Schroeter als Priesterin Apolls unter freiem Himmel hier standen: Weimars Parks sind Weimars Bühne.

Aus einer Wüstenei hat Goethe die Parklandschaft um Weimar erschaffen. Die Anlage des Weimarer Parks ist sein und seines Herzogs ureigenstes Werk, ist mit dem Gartenhaus des Dichters und der Einsiedelei Carl Augusts, später mit dem von Goethe ihm errichteten Römischen Haus (1792) der Garten ihrer Freundschaft. Hier hat Goethe als ein Meister der Gartenkunst gestaltet, und Carl August, stets gern dabei, wo es um herzhaftes Tun ging, hat ihm die Bäume dazu herbeischaffen lassen, selbst besessen von botanischer Leidenschaft, durch die er Goethes Schöpfung zu einer Heimat großartiger und seltener Baumpersönlichkeiten gemacht hat.

Bedürfnislos wie er war, wohnte Carl August oft in der Hütte im Park, für das Luisenfest als Klause des Eremiten errichtet. Dort fühlte er das Weben der Natur, die Goethe gestaltet hat (Abb. S. 230).

„Ich bin in den Eingängen der alten Küche herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftsleben bestimmt; es ist einem ja nicht größer zumute, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt; und das alles so für sich, so wenig der Mensch halber, und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie.“

Das sind, wenn auch von Goethe deutlich beeinflusst, Worte eines echten Menschen; seine Erziehung zum Fürsten und Landesherrn, die Aufgabe, an der Wieland scheiterte, ist Goethes Werk; das Denkmal ihrer Freundschaft, aus gemeinsamem Genießen und gemeinsamem Schaffen entstanden, ist der Weimarer Park.

Des Schauspiels Höhe

„Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit“
Goethes Mutter

Goethe hat das Geheimnis Weimars dadurch erklärt, dass hier eine Reihe großer Menschen lebten, die sich gegenseitig nicht vertrugen. Jeder arbeitete für sich, sie bildeten gemeinsam keine Partei, wie die Romantiker in Jena, und gerade darin lag Weimars besonderer Wert.

Wieland fand Goethe als seinen Wegbereiter schon vor, als er im November 1775 in Weimar ankam. Als Leipziger Student hatte er in dem Priester der Aufklärung und allgemeinen Herrschaft der Vernunft ein Vorbild gesehen – ja in der Geniezeit der ersten Weimarer Jahre konnte ihm der „Alte“ als Dichter wenig bedeuten, bis der „Oberon“ erschien, dessen poetische Art von Goethe „geliebt und bewundert“ wurde. Wielands „Alceste“ aber – bedeutsam als erste Oper der Epoche mit deutschem Text – wurde von Goethe persifliert, der Alte ergriff, als zu der Arie „Weine nicht, du meines Herzens Abgott“ auf Gießkannen geblasen wurde, die Flucht, aber er war bald versöhnt und stets bereit, dem Spiel der Jugend lächelnd zuzusehen – auch wenn es auf seine Kosten ging. Zu Wieland und Goethe kam sehr bald Herder, für dessen Berufung Goethe Sorge trug. Trotz der Schwierigkeiten seines Charakters war er die gegebene Persönlichkeit, um das in Weimar sich Entwickelnde zu vertiefen. Ihm ist alles Schaffen organischer Ausdruck der Nation, durch Sprache, Geschichte, Rasse, Sitte und Brauch, durch Klima und Boden bestimmt. Wo er aber Bedingtheit und Gesetze des Wachstums sieht, erkennt er auch Berechtigung. So hat Herder in seiner Rassenkunde der Menschheit, die sich hinter dem Titel „Ideen zur Geschichte und zur Philosophie der Menschheit“ versteckt, eine Art Relativitätstheorie der Menschen errichtet, gültig für das geistige Leben der Völker, ihre Sprache, ihre Geschichte und ihr Wesen und für die Schichtung der zeitlichen Perioden.

Rousseaus Rückkehr zur Natur wendet Herder auf die Dichtung an, und da er selbst wohl ein Erkennender, aber kein Schaffender war, hatte er im Goethe des Götze den Menschen gefunden, der seine Ideen Gestalt werden ließ. Nun fand Herder in Weimar den Freund als gereisten Mann, als den Ersten nach dem Herzog, als dessen Lenker und Freund, als den Mittelpunkt eines Kreises, der ihn zwar gut aufnahm, ihm aber eine führende Rolle nur da gab, wo das eigentliche Weimar nicht beteiligt war: auf dem Gebiet der Kirche und Schule. Infolge von Herders ständig zunehmender Gereiztheit gab es Gegensätze und Rivalitäten, die Goethe übersah, die aber von andern gesteigert wurden, denn nicht die großen Geister selbst, sondern ihre Anhänger sorgen, dass aus Ideen Parteilichkeit werde. Mit ergreifender Anhänglichkeit hat Goethe trotz Herders scharfer Art an ihm festgehalten, und so hat das Zusammensein Goethes und Herders am gleichen Ort doch seine Wirkung getan.

*

Das Abwägen und Prüfen, dass zunächst das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller bestimmt, entbehrt nicht des Reizes. Die Gegensätze waren zu stark, als dass sich beide sofort hätten finden können. Goethe war ganz Anschauung, wo Schiller von der inneren Vorstellung ausging, Goethes Naturgefühl musste auf Schillers von der Idee bestimmte Denkart wie Realismus wirken:

„Seine Philosophie holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole, überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet zuviel“, schreibt Schiller an Körner.

Goethe wieder, von der Verehrung für Shakespeare bestimmt, musste in den Dramen des jungen Schiller das subjektive Moment ablehnen: wo Shakespeare Menschen und Charaktere hinstellt, bringt Schiller Geburten seiner „schwelgenden Phantasie“: Karl Moor, Fiesco, den Marquis Posa.

Carl August, dessen dichterisches Ideal über die französischen Klassiker des Barock, des Racine vor allem, nie recht hinauskam, hat die Gefahren eines solchen, die Welt im eigenen Ich erkennenden Subjektivismus sehr wohl empfunden, als er dem Dichter bei seiner Berufung nach Weimar schrieb: „Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, indem man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isoliert.“

Als diese Berufung erfolgte, hatten Goethe und Schiller in Jena schon fünf Jahre nebeneinander als Freunde gelebt. Die Julinacht 1794, als die beiden in den Gassen von Jena gingen und Schiller von Goethes Darstellung des Wachstumsgesetzes der Pflanzen begeistert war, hatte den Bann gebrochen.

Goethe in seiner Abwehr der Französischen Revolution und voller Sorge über den Wandel der Zeit, den er in einem Heerlager vor Mainz und bei der Kanonade von Valmy unmittelbar empfinden gelernt hatte, ging darauf aus, einer zerfallenden Welt neue Werte entgegen zu setzen. Die Bühne Weimars wollte er zu einer kultischen Stätte machen, und die Auffassung

Schillers, der in der Kunst Form des Lebens sah und den Sinn des Staates in den Leistungen der Kultur erkannte, kam solchen Gedanken entgegen.

Für Goethe begann nach seinem Zeugnis ein „neuer Frühling“. In Weimar und Jena lebten von nun an die Freunde in engstem Verkehr abwechselnd zusammen; waren sie getrennt, so besorgte die Botenfrau in der Kiepe, die sie auf dem Rücken trug, zwischen Weimar und Jena den Briefwechsel der beiden, das große Zeugnis ihrer Freundschaft. So hat denn doch die Tatsache, dass in Weimar zwei große Männer sich vertrugen, die Entfaltung des deutschen Klassizismus gebracht.

Goethes Mutter, die von Frankfurt aus mit sicherem Gefühl das Leben des Sohnes verfolgte, ist voll Begeisterung über den Freundschaftsbund: „Grüße Schiller und sage ihm, dass ich ihn von Herzen hoch schätze und liebe, auch dass seine Schriften mir ein wahres Labsal sind und bleiben...“

Im Empfinden ihrer Doppelkraft haben die Beiden im Jahre 1796 von Jena aus sofort eine gemeinsame Fehde begonnen. Mit den Xenien, Gastgeschenken, die sie als oft recht bittere Pfeile ins Lager ihrer Gegner schickten, rechneten sie mit ihren Widersachern ab – die Schwarmgeister und die Vertreter eines platten Realismus in gleicher Weise bekämpfend.

Ihre befreiende Gegenbewegung gegen die Kräfte der Zeit aber gipfelte in den schöpferischen Werken, die nun entstanden. Das Jahr 1797 ist das „Balladenjahr“, das beide Dichter in gemeinsamem Schaffen sieht, es ist auch das Jahr, während dessen Hermann und Dorothea entsteht, Goethes Bekenntnis zu den positiven Kräften der menschlichen Gemeinschaft, geschrieben in Abkehr von der Französischen Revolution:

Denn wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Mit den Manuskriptteilen für Wilhelm Meister, die er hinter sich auf dem Sattel verschnürte, reitete Goethe von Weimar nach Jena: er hat nun einen gleichberechtigten Freund, der zuerst von seines Schaffen Kenntnis erhält. Die Bühne von Weimar aber stellt er ganz in den Dienst Schillers. Der ungeheure Erfolg der von Goethe inszenierten Wallenstein- Aufführung des Jahres 1799 war die Grundlage. Die Aufführung hatte auch Carl Augusts Fremdheit Schiller gegenüber behoben, sie hatte dem Dichter in der Loge des Herzogs zwei neue Verehrerinnen seiner Kunst geworben, die weimarische Herzogin und deren Gast, die Königin von Preußen, beide mit dem Namen Luise. Mit bewundernswerter Uneigennützigkeit stellte Goethe seine eigenen Bühnendichtungen hinter denen des Freundes zurück, dessen Werke der Zeit den Inhalt gaben. Schiller schrieb Drama um Drama, Goethe ging den Weg des Forschers und wandte sich mehr und mehr Jena zu, das Schiller verlassen hatte.

1805 starb Schiller, Herder war 1803 vorangegangen. Die Herzogin Anna Amalia starb 1807, Georg Melchior Kraus, der Maler von Goethes Park, hatte den Verlust der Kupferplatten zu seinen Radierungen, die den plündernden Franzosen nach der Schlacht von Jena zum Opfer fielen, nicht überlebt. Der 13. September des Jahres 1808 nahm Goethe die Mutter; er gehörte nun zur alten Generation.

Vierter Akt : Zerstörung und neuer Beginn

Im Oktober 1806, als die Schlacht bei Jena Preußen vernichtete, war das Theater zu Weimar geschlossen worden. Als es zu Ende des Jahres neu eröffnet wurde, begann die Feier mit einer Huldigung für die Herzogin Luise. Sie war in den Tagen der Gefahr nicht geflohen, war dem Sieger entgegengetreten und hatte durch ihre Unerschrockenheit die Stadt gerettet.

Am 16. Dezember wurde von der Bühne herab unter Paukenschall die Nachricht vom Frieden mit Napoleon bekanntgegeben. Das Herzogtum war nun ein Vasallenstaat Napoleons, die Söhne des Landes mussten ihr Leben auf den Schlachtfeldern in Spanien und Russland opfern.

Goethe widmete seine Kräfte dem Wiederaufbau der Universität Jena, vor allem ihrer Institute und Sammlungen. Auf der Fahrt nach Jena, im November 1807, entwickelte er den Plan zu der Dichtung, die seine Sprachgewalt auf höchster Höhe zeigt: der Pandora. Das Werk ist mit den Helena-Szenen des Faust Vollendung des Klassizismus, dazu die

Vollendung Goethescher Wortkunst, die im Rhythmus der inneren Bewegung Gedanken zu Anschauung, Idee zur Form werden lässt.

Im Jahre 1808 steht der Dichter in Erfurt Napoleon gegenüber. Wenig Tage nach der Begegnung lässt Napoleon den Herzog Carl August eine Stafette nach Weimar schicken und übermittelt Goethe die Anregung, ein Römerdrama „Brutus“ zu schreiben. Goethe berichtet darüber: „Der Gegenstand war mir heftig, daher unterließ ich's.“

Kurz danach spielen die französischen Schauspieler auf der Bühne deutsche Klassiker Corneille und Racine.

Auf der Fahrt zum Schlachtfeld von Jena, wo Napoleon den Gästen des Fürstenkongresses seinen Sieg erläutert, ereignete sich eine Szene, in der der Herzschlag der Weltgeschichte für einen Augenblick stillstand: zwei preußische Offiziere hatten sich im Webicht, dem Laubwald vor den Toren von Weimar, versteckt und wollten aus dem Hinterhalt Rache für Jena nehmen. Aber in dem Wagen des Korsen saß auch der zum Kongreß delegierte Prinz von Preußen, und die Offiziere schossen nicht, weil Napoleon zur Seite des Bruders ihres Königs saß.

Die Festlichkeiten des Fürstenkongresses waren schnell verrauscht, Goethe widmete sich der Arbeit für ein Volksbuch, das er als eine weltliche Bibel, zur Darstellung der deutschen „Volkheit“ plante: auf den Charakter des Volkes, nicht auf den Geschmack sei zu wirken. Immer mehr tritt der von Goethe geschaffene Begriff der Volkheit hervor, er kennzeichnet seine Hinwendung zu den Bestrebungen der Romantik.

Vom November des Jahres 1807 bis zum Beginn des Jahres 1808 war Bettina Brentano in Weimar, „ein glattes, braunes, feingegliedertes Rehchen“ (Abb. Aus späterer Zeit S.54). „Kleiner Tempeldiener“ nannte sie sich selbst in Erinnerung an die Zeit, da sie im Kloster erzogen worden war. Etwas von katholischer Heiligenverehrung liegt auch in der Liebe, die sie Goethe entgegenbrachte. Von der Mutter des Dichters ließ sie sich erzählen, was Frau Aja von Hätschelhaus aus den frühesten Jahren seiner Kindheit in ihrem Herzen bewahrt hatte. Sie hat das Erdreich der Erinnerung gelockert, aus dem eine seiner schönsten Schöpfungen hervorblühen sollte: Dichtung und Wahrheit, die Geschichte seines Lebens bis zu der Stunde, da der Wagen des Herzogs ihn von Heidelberg nach Weimar holte.

Enkelin von Sophie Laroche, der Freundin Wielands, Tochter von Maximiliane Brentano, von deren Wesen und Leben neben der Gestalt der Lotte Buff ein Stück in Werthers Leiden eingegangen ist, Schwester des Clemens, selbst aber die größte Dichterin der deutschen Romantik, so hat Bettina die Brücke von Frankfurt nach Weimar geschlagen, um später als Gattin Achim von Arnims die Goethe-Verehrung in Berlin zu vertiefen. „Das großartigste, reichst begabteste, einfachste, krauseste Geschöpf“, wie ihr Bruder Clemens sie nennt, „in steten Reden, Singen, Urteilen, Scherzen, Fühlen, Helfen, Bilden, Zeichnen, Modellieren, alles in Beschlag nehmend“, war nun um Goethe.

Ergreifend ist die Szene, wie sie, von Berlin nach Frankfurt zurückreisend, in Weimar das geheiligte Haus betritt, dem Dichter gegenüber sitzt, seine Förmlichkeit nicht erträgt – und in dem Augenblick, da sie ihr Haupt an seiner Brust legt, glücklich einschläft, eine Zweiundzwanzigjährige, die noch ein Kind war. Er freilich wehrte sie ab, wie er sich gegen jede Form schwärmerischer Verehrung ablehnend verhielt. Für sie stand Goethe durchaus im Mittelpunkt ihres Lebens; sie hat ihn mit Leidenschaft verehrt, ja geliebt, und in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ hat der kleine Tempeldiener dieser Liebe einen Altar errichtet, kultisch, wie alle Bücher, die sie schuf, voll Hingabe der Mystik, und auch im Leben das Ziel erreichend, das Novalis der Dichtung gestellt hat: „Romantisierung der Welt“.

Die von Bettina geforderte Darstellung seines Lebens wurde unterbrochen durch die Geschehnisse des Jahres 1813. Goethe hatte sich, zumal seit seinem Zusammensein mit der Kaiserin von Österreich in Teplitz, bereits vorher mehr und mehr von Napoleon abgekehrt, weil der rohe Eroberer, der „Timur der Weltgeschichte“, nicht die Befriedung und innere Ordnung brachte, die der Dichter für Europa ersehnte.

Geheimnisvoll sind die Ahnungen, mit denen Goethe die Entscheidung der Schlacht von Leipzig begleitet: während dort die Kanonen donnern, dichtet er für das Theater seinen Prolog zu dem Trauerspiel Essex:

*Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.*

In dem stillen Arbeitszimmer fällt die Napoleonsplakette vom Nagel, dieselbe wahrscheinlich, die – in lateinischer Sprache – die Inschrift trägt:

Dennoch bleibt unendlich viel von der übergroßen Erscheinung.

Die nächste große Begegnung nach der mit dem Kaiser Napoleon führt die beiden größten Deutschen der Zeit zusammen. Goethe und der Freiherr vom Stein, geistig und politisch die Führer Deutschlands, treffen sich am Rhein und besuchen gemeinsam den Dom zu Köln, durchdrungen von des Reiches alter Herrlichkeit. Sie stehen vor dem innigsten Werk der deutschen Malerei, vor Stephan Lochners Altarbild mit der Anbetung der Heiligen Drei Könige, eine Ausstrahlung mittelrheinischer Kunst auch dieses Werk, denn Lochner und Goethe sind stammverwandt. Wie nun Goethe sich in Betrachtung verliert, sagt Stein zu seinem Adjutanten und zu Ernst Moritz Arndt: „Lieben Kinder, still, still, nur nicht Politik! Das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist uns zu groß.“

Ein Zwischenspiel: Zurück zum Main und Rhein

„Ein wiedergeborener freier Reichsbürger“, so fühlte sich Goethe, als er Ende Juli 1814 Weimar verließ, um nach Jahren der Fremdherrschaft durch die befreiten deutschen Lande in seine Heimat zu reisen. Nach langer Zeit war es das erste Mal, dass die Erholungsfahrt im Sommer nicht östlich in die böhmischen Bäder, sondern westlich ging in die gesegneten Gebiete von Main und Rhein, zunächst nach Wiesbaden, von dessen Quellen er Kräftigung für seine Gesundheit erhoffte.

Er fuhr westlich und suchte doch mit der Seele das Land des Ostens. Die Sehnsucht „nach den asiatischen Ursitzen der europäischen Menschheit“ war übermächtig in ihm geworden, in Erfurt bereits glaubte er in der Landschaft des Hafis zu sein:

*Rot und weiß, gemischt, gesprenkelt,
Wüßt ich Schönres nicht zu schauen;
Doch wie, Hafis, kommt dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?*

Der Anruf des persischen Dichters ist das entscheidende Wort. Mit diesem Namen beginnt die Eintragung über die Reise in sein Tagebuch vom 25. Juli: „Hafis. Herrlicher tag. Mittag Gotha im Mohren. Sechs Uhr Eisenach.“

Wir können den Dichter zweimal auf der Strecke begleiten. Im Jahre 1815 heißt es: „Um 5 Uhr aus Weimar. Um 7 ½ in Erfurt. Um 11 in Gotha. Um 3 in Eisenach. Unterwegs meist Orientalisches. Gedichte ins Reine.“

Über die Reise des Juli 1815 sind wir gut unterrichtet: am besten durch Goethes Eintragungen in das Tagebuch wie durch die Aufzeichnungen seines Dieners Stadelmann. Wir können also die fahrt sowohl im Inneren des Wagens als auf dem Kutschbock mitmachen. Als Schüler seines naturforschenden Herrn bemerkt Stadelmann zwischen Eisenach und Fulda die schöne Basaltchaussee, auf der es sehr schnell vorwärtsgeht, er bemerkt freilich auch recht gründlich eine Wolke, die „soviel Regen fallen ließ, dass er durch und durch naß wurde, welches aber den Tag über wieder trocknete.“ In Berka an der Werra trank der Durchnässte einen Schnaps und hatte seinen Scherz mit den Weibern über Regen und Sonnenschein, indes sein Herr mit einem Konsistorialrat eine Unterhaltung pflegte.

„Es war der Tag des Fronleichnamfestes, wo alles in Festkleidern ging und von den Wallfahrten zurückkam. Es war angesetzt, dass wir in Hünefeld zu Mittag essen sollten, als ich aber im Posthause in die Küche trat und nach dem Postmeister fragte, wurde ich Spargel gewahr, der soeben auf den Tisch spazieren sollte. Halt! dachte ich, das ist etwas für meinen

Herrn! – geschwind am Wagen und die Nachricht gebracht! – Der Herr stieg aus und verzehrte dem Postmeister seinen Spargel, dann ging es weiter nach Hünfeld.“
Der Herr mochte sich des Gedichts „Jahrmarkt zu Hünfeld“ erinnern, das er im Jahre vorher auf der Durchreise geschrieben hatte, in der Holzschnittmanier nach Art des Hans Sachs:

*Ich ging mit stolzem Geistvertrauen
Auf dem Jahrmarkt mich umzuschauen...*

So fuhren sie nach Fulda, wo Goethe einträgt: „Gespräch mit dem Postmeister.“ Von Stadelmann erfahren wir, worüber das Gespräch ging: der Postmeister hatte recht Angst vor den Russen, deren Durchmarsch er fürchtete.

Goethe war Frühaufsteher: morgens um fünf Uhr ging es bereits weiter. In Neuhoft war Pferdewechsel, auch hier hatte der Postmeister Furcht vor den Russen.

Um zehn Uhr kam man nach Schlüchtern, wo wieder Ausspann war. Durch Stadelmann wissen wir, was Goethe in dieser Zeit getan hat:

„Unter der zeit, da wir hielten, zeichnete mein Herr im Wagen, was es aber war, habe ich erst in Wiesbaden gesehen: er hatte alle Häuser nebst Brücke, Ecken und Straßen, soweit er sehen konnte, in einen artigen Umriß gebracht. In Wiesbaden hat er mit Tusche Schatten und Licht dem Ganzen gegeben, und ist es nicht zu verkennen.“

Nach der vorhandenen Zeichnung kann man noch heute vom Fenster des Goldenen Löwen aus die Szenerie feststellen, die Goethe – vor dem Gasthof haltend – im Jahre 1815 festgehalten hat. (Abb.S.101).

Die Fahrt ging weiter und um acht Uhr gelangte man in Frankfurt an, so dass also Goethe in drei Tagen die Strecke zurücklegte, für die ein normaler D-Zug heute nicht viel über 4 Stunden braucht.

Die Reisenden vergaßen nicht, dass sie dieselbe Straße zogen, auf der im Jahre 1813 der Rückzug Napoleons gegangen war. Stadelmann auf dem Kutschbock entwickelte sich zum Strategen: es war ihm unbegreiflich, dass der bayrische Marschall Fürst Wrede, der Napoleon den Rückzug hatte verlegen sollen, die enge Paßhöhe kurz vor Gelnhausen nicht besetzt hatte. Goethe mochte in dieser Gegend an die Irrlichter denken, die er auf der Fahrt nach Leipzig, vor 50 Jahren also, an der Abtshecke gesehen hatte und die nun in seinen Märchen ein geheimnisvolles Dasein führen.

Schon am nächsten Tag gegen Mittag war man in Wiesbaden, im Bären angelangt. Da verzeichnete Goethes Tagebuch noch am selben Abend: „Das Blatt von Schlüchtern ausgezogen.“ Ein Beweis, dass „der Herr“ mit der Zeichnung zufrieden war.

Gegen Ende der Kur meldete sich Goethe bei Willemer an. Am 12. August fuhr er zur Gerbermühle, und es begannen jene vom Glück gesegneten Wochen des Zusammenlebens mit ihm und seiner jungen Frau, während deren Goethe, durch Marianne den Einklang zweier gleichgestimmter Herzen auf das tiefste empfand.

Die Rückkehr wiederholt die Flucht, die vierzig Jahre vorher von Heidelberg nach Weimar erfolgt war, Goethe ringt sich durch zu schwerem Verzicht, das Erlebnis der Marienbader Elegie vorwegnehmend: „Ich eilte über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, dass ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse.“

Marianne dichtet im Leid der Trennung ihr schönstes Lied; Goethe nahm es in den Westöstlichen Diwan auf, als dessen Suleika sie unsterblich wurde. Voll Sehnsucht ist ihr Blick von Frankfurt nach Weimar gerichtet:

*Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide,
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich durch die Trennung leide.*

Schriften und Heimatsforschung

Straße und Geleit, Post und Eisenbahn

Straße: E. Gaßner: „Zum deutschen Straßenwesen von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1889. / F. Rauers: Zur Geschichte der Handelsstraßen in Deutschland, 1906 und 1907. / F. P. Kratzschmer: Alte Handelsstraßen in Thüringen, Thür. Jahrbuch, 1926. / P. Braun: Die Hauptverkehrswege über den Franken- und Thüringer Wald und ihre Bedeutung für den innerdeutschen Verkehr in Mittelalter und Neuzeit, Thür.-Sächs. Zeitschrift, IV, 1914. / H. Heller: Die Handelswege Innerdeutschlands und ihre Beziehungen zu Leipzig, 1884. / J. Falke: Zur Geschichte der hohen Landstraße in Sachsen, Archiv für sächs. Geschichte VII, 1869. / „Die Straße“, Ausstellungskatalog (1938) und Zeitschrift der Reichsautobahn. / „Die Straße“ (Vom Urwald zur Eisenbahn), o.J. / G. Maldfeld: Die Frankfurter-Leipziger Straße in: „Unsere Heimat“, Mitt. D. Heimatbundes Schlüchtern 1913-15, Bd. II. / Ernst Hering: Wege und Straßen der Welt, o.J.

Geleitrecht: Luise Gerbing: Beiträge zum Thür. Geleitwesen im 16. und 17. Jahrhundert (Mitteilungen d. geogr. Gesellschaft, Jena 1899). / A. Hofmann: Das Landgeleite in Sachsen, Diss. Leipzig 1931. / L. Fiesel: Zum früh- und hochmittelalterl. Geleitrecht, Zeitschrift für Rechtsgeschichte 41, 1920. / G. Schoenberger: Das Geleitwesen, Maschinen-Dissertation, Freiburg 1922. / O. Rüppersberg: Das Nürnberg-Frankfurter-Geleit. Archiv f. Frankf. u. Kunst 1938.

Post: Heinrich Stephan: Geschichte der preuß. Post, 1859 / B. Faulhaber: Geschichte der Post in Frankfurt a. Main., Archiv für Frankfurter Geschichte, Neue Folge, 1893. / Fritz Ohmann: Die Anfänge des Postwesens von Thurn und Taxis, 1900. / K. Krebs: Das Kursächsische Postwesen, 1914. / J.E. von Beust: Versuch einer ausführlichen Erklärung des Postregals, 1747.

Für Auskünfte über Post-Melodien dankt der Verfasser dem Komponisten Hermann Heiß; auf Kieskalts Forschungen über die Postgeschichte sei verwiesen.

Eisenbahn: H. Schwabe: Geschichtlicher Rückblick auf die ersten 50 Jahre des Preußischen Eisenbahnwesens, 1894 / Kühn: Historische Entwicklung des deutschen Eisenbahnnetzes 1838-1881, Zeitschrift des Königl. Preuß. Stat. Bureaus 1883. / H. v. Moltke: Welche Rücksichten kommen bei der Wahl von Eisenbahnen in Betracht? 1843. / M. Hoeltzel: Aus der Frühzeit der Eisenbahn, 1935. / Karl Lamprecht: Deutsche Geschichte II, 1, 1903. / E. Matschoß: Hundert Jahre deutsche Eisenbahn, 1935.

Allgemeines: Falke: Der Deutsche Handel im Mittelalter, 1857 / v. Inama-Sternegg, Th.: Deutsche Wirtschaftsgeschichte. 1876. / Kötschke, R.: Allgemeine Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter. 1924. / Lamprecht, K.: Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter. 4 Bde. 1886. / Weber, M.: Wirtschaftsgeschichte, 1923. / Bechtel, H.: Der Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters, 1930. / v. Below, G.: Der Osten und der Westen Deutschlands in: Territorium und Stadt, 1900. / Andreas, W.: Deutsches Handelsleben am Ausbruch der Reformation, Zeitwende, 7. Jg., 1931. / Werner Sombart: Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jh., 1903 / H. Pflug: Deutschland, ein Handbuch. 1937. / E. Diesel: Das Land der Deutschen, 1931. / Ricarda Huch, Im alten Reich, 1927. / Joh. Haller, Epochen der deutschen Geschichte. / G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. / Edwin Redslob: Deutsche Bauten als Dokumente deutscher Geschichte, 1929.

Von Frankfurt nach Berlin

Frankfurt am Main: Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Stadt Frankfurt seit 1909. / Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. / Jahrbuch des fr. d. Hochstifts. /

Geschichte: Die Bücher von G. L. Kriegk, seit 1871. / W. Stricker: 1881. / A. Horne: 1882. / F. Bothe: 1911. / ders. U. Bernd Müller: 1913. / A. Dietz: Handelsgeschichte 1911-21. / Über die Brücke: Die 1926 vom Bund tätiger Altstadtffreunde herausgeg. Festzeitschrift: Die Brückenweihe. / Kultur: Bildende Kunst: Ph. F. Gwinner, E. Heyden, O. Cornill, A. Feulner, H. Weizsäcker, F. Lübbecke, E. M. Kaufmann (Kaiserdom 1922). / H. Voelcker: Die Stadt Goethes, F. a. M., im 18. Jh., 1932. / E. Flügel: Das Puppenhaus hgg. Pfeiffer-Belli, 1921. / Marie Belli-Gontard: Lebenserinnerungen 1872. / Biographisches: R. Schwemmer: Briefwechsel Friedrich Wilhelms II. mit Sophie Bethmann-Metzler, 1930. / Adolf Müller: J. J. von Willmer, 1925. / Ph. F. Schopenhauer. / H. Voelcker: F. a. M. z. Z. d. Bundesgesellschaft Bismarcks 1851-59. Arch. f. Fr. Gesch. u. K. IV, 2. Bd., 1929. / F. Adickes: Persönliche Erinnerungen, 1915.

Für wertvolle Auskünfte dankt der Verfasser dem Frankfurter Goethe- Museum, dem Stadtgeschichtl. Museum, sowie Herrn Dr. de Bary, der das Manuskript der Reisebeschreibung von Senckenberg zur Verfügung stellte, Herrn Prof. Dr. H. Voelcker und Herrn Prof. Dr. E. Beutler.

Offenbach: Pirazzi: Bilder aus Offenbachs Vergangenheit, 1879. / Adolf Voelcker: Goethe und O. a. M., Festschrift zur Goethefeier 1932. / E. C. Privat: Frankfurter Wochenschau, 1938. / Zeitschrift Alt-Offenbach.

Hanau: E. Zimmermann: Stadt und Land H. 1904. / Hanauisches Magazin. / Archiv für Hess. Geschichte, darin W. Matthei: Hanau im 30jähr. Krieg / Festbuch der 300-Jahr-Feier des Lambofestes, 1936. / A. Duncker: Die Brüder Grimm, 1888. / R. Grabe: Das Geheimnis des Adolf v. Knigge, 1936.

Der Verf. ist Herr Studienrat Dr. Bott vom Hanauer Geschichtsverein für verständnisvolle Hilfe verpflichtet.

Gelnhausen: J. L. Kreuter: Führer durch die Barbarossastadt, G. 1929. / Junghans: Versuch einer Gesch. d. FR. Reichsstadt G., Zeitschr. d. Ver. F. hess. Gesch. u. Landeskunde, n. F. XII, 1886. / O. Schürer: Die Kaiserpfalz Eger (Nachweis der Pfalzbauhütte im Elsaß und Vergleich mit der Burg von Prag). W. Hotz: Staufische Reichsburg am Mittelrhein, 1937. / „Gelnhusana“ bis 1921. Geschichtsblätter bis 1936, sowie die Lit. Über Grimmshausen. / K. Hampe: Deutsche Kaisergeschichte. / E. Bauer: Und so zerbrach das Reich, Festspiel, 1838. Für Führung und Beratung ist der Verfasser Herrn Julius Fry in Gelnhausen dankbar.

Das Kinzigtal: L.E. Grimm: Erinnerungen aus meinem Leben, herausgeg. V. Ad. Stoll, 1911. / Die Grimmsrolle, im Bärenreiterverlag Kassel, der die Wiedergabe von zwei Abbildungen freundlich gestattete. / Rid. Berta: Soden und Stoltenberg. / „Unsere Heimat“, Mitteilungen des Heimatbundes Schlüchtern, herausg. Von G. Flemming. / Die Bergwinkel-Chronik, Zeittafel und Bilderbuch zur Gesch. d. Kreises Schlüchtern, hersgg. V. Praesent, 1929. / Dazu die Literatur über Hutten (D. Fr. Strauß, Otto Flake, 1930 u. C. Knollmann über Burg Steckelberg.) Die Gedichte des Humanisten P. Lotichius, herausgeg. Von C. Heiler. / Georg Flemmings Schriften im Neuwerk-Verlag Kassel. Herr W. Praesent, Lehrer in Klösterhöfe bei Schlüchtern, hat dem Verf. Durch Führung und Auskunft entscheidend geholfen.

Hessen: Ztschr. Des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde. / E. Köhler: Das Land Hessen, 1927. / G. Laudan: Kurfürstentum Hessen, 1842. / C. v. Rommel: Gesch. v. H. / C. W. Wippermann: Kurhessen seit dem Freiheitskrieg, 1850.

Fulda: „Buchonia“ seit 1826. / Fuldaer Geschichtsblätter. Deutsche Kunst- und Denkmalspflege, 1937/38. / K. Arnd, Gesch. d. Hochstiftes F. / Anton Schmitt: Führer 1935. / Kleine Fuldaer Kunstführer. / O. Schürer: Bonifatius, 1909. / Karl Freckmann: Fuldaer Barock, 1927. / Graf von Spee in: Barocklyrik, herausgeg. v. Herbert Cysarz, 1937. / Dietzenhofer: O.A. Weikmann, eine Bamberger Baumeisterfamilie, 1902. / Wilhelm Pinter: Deutscher Barock, 1912. / J. Theele u. L. Deubner: Fulda, 1939.

Über die Frühzeit Fuldas forschte Prof. Dr. h. c. Vonderau, dem der Verf. Ebenso wie den Herren Generalvikar Günther und dem Domkapitular Prof. Dr. Richter für hilfsbereite Auskunft verbunden ist.

Hersfeld: H. Hahn: Bonifaz Lul, 1883. / Das Lingg-Denkmal zu Hersfeld, 1897, / Phil. Hafner: Die Reichsabtei Hersfeld bis zur Mitte des 13. Jh., 1936. / Elisabeth Ziegler: Das Territorium der Reichsabtei Hersfeld, 1939. / Wilh. Neuhaus: Auf den Spuren der Abtei Hersfeld, 1941. / Hörle in der „Stiftsruine“, 1938. / Vonderau: Ausgrabungen a. d. Stiftskirche Hersfeld, 1925. / O. Münch: Die Stiftskirche zu H. 831 – 1144, Heidelberger Diss., 1940. / H. Butte: Stift und Stadt H. im 14. Jh., 1911.

Rhön und Werra: Heimatbuch der Rhön und des Werrabundes. / Schneider: Rhönführer. / P. Grau und M. Eckardt: Chronik der Stadt Vachs, 1921.

Thüringen: Zeitschrift für Thür. Gesch. und Altertumskunde, Jena seit 1853. / Thüringisch-Sächsische Zeitschrift. / Thüringer Jahrbuch. / Thüringer Fähnlein, Jena seit 1932. / Fritz Regel: Thüringen. 1892. / A. Trinius: Thür. 1921. / Ernst Devrient: Thüringische Geschichte, 1921. / W. Greiner: Die Kultur Thüringens, eine deutsche Stammesleistung, 1937. / Ad. Bartels: Gesch. d. Thür. Literatur. / Thür. Kirchengeschichte von H. Gebhardt sowie Rud. Herrmann. / E. Redslob: Deutsche Volkskunst, Thüringen, 1926. / E. Redslob: Das neue Thüringen, Flugschriftenreihe, in Verbindung mit anderen herausgeg. seit 1919. / Gustav Paul: Die räumlichen und rassischen Gestaltungskräfte der großdeutschen Geschichte, bes. die Abschnitte 5 und 7.

Eisenach und die Wartburg: Wartbuch-Jahrbuch und die Veröffentlichungen Wartburgstiftung. / Führer und Monographien von Ritgen, Georg Voß und Hans v. d. Gabelentz. / E. Busse-Wilson: Das Leben der heiligen Elisabeth, 1931. / W. Greiner: Goethe auf der Wartburg. / Hugo Kühn: Das Wartburgfest am 18. Okt. 1817, 1913. / Über die hohe Straße: Lebenserinnerungen des Eisenachischen Baurats G. U. Sartorius, herausgeg. v. Conrad Höfer. / Ders.: Richard Wagner und die Anfänge seiner Kunst in Thüringen, 1928 / W. Greiner: Fritz Reuters Eisenacher Zeit, 1924.
Verf. ist Herrn Burghauptmann Dr. H. v. d. Gabelentz und für Berechtigungen zue 4. Auflage Herrn Burgvogt Rebe zu Dank verpflichtet.

Gotha: August Beck, 1868 und 1870. / Grumbachsche Händel: Ortloff, 1868/70. / Ernst d. Fromme: Zimmermann. / Luise Dorothee: J. v. d. Osten, 1893; K. Koetschau, 1940. / Gotter: A. Beck, 1867, und Edwin Zeyß 1939. / Herzog August: Friedrich Jacobs „Personalien“ und P. v. Ebart. / F. Otto: E.W. Arnoldi, 1868. / Festschrift der Gothaer Lebensversicherungsbank 1827 – 1927 von K. Samwer. / Ch. Th. Perthes: Fr. Perther's Leben, 1848. / Herzog Ernst II.: Aus m. Leben und m. Zeit, 1887.
Verf. gedenkt der Arbeiten und Auskünfte seines 1940 verstorbenen Veters Dr. Edwin Zeyß über Gotha (Goethes Besuche am herzoglichen Hof in Anz, Gotha und sein Gymnasium, 1924, u. Thür. Jahrbuch, 1928).

Drei Gleichen: Das Märchen Musäus ist am bekanntesten in der von Ludwig Richter illustrierten Ausgabe, die 1842 erschien. Zur Geschichte der Drei Gleichen: E. Zeyß, 1931.

Erfurt: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde. / Jahrbücher und Sonderschriften der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. / Constantin Beyer (1771 – 1829): Neue Chronik von E. Karl Beyer (1848 – 1900). / Böhmer: Der junge Luther. / H. Fischer: Goethe und Napoleon, 1899. / Alfred Overmann verfasste grundlegende geschichtl. und kunstgeschichtl. Gesamtdarstellungen (1000 Jahre Erfurter Geschichte) und monographische Abhandlungen (. B. über Dalberg). / Vorbildlich ist Johann Biereye: Erfurt in seinen berühmten Persönlichkeiten, 1937. / Verf. darf sich auf seine Tätigkeit als Museumsdirektor zu Erfurt berufen und verweist auf seine Kataloge zur Luther-Ausstellung 1917, zur Ausstellung für die Befreiungskriege 1913, und zur Ausstellung für das Erfurter

Unionsparlament 1919, wie auf die Veröffentlichungen aus dem Gebiet des Museums von Herb. Kunze Wilh. Passarge. / Ein besonderer Dank gilt Dr. Fr. Schulze-Maizier, dem Herausgeber des Meister Eckart, 1927, und Herrn Archivdirektor Prof. Dr. Alfred Overmann, sowie für wertvolle Hinweise zur Neuauflage Herrn Geh.-Prof. D. Dr. Biereye.

Weimar: Schriften und Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. / Verf. verweist auf seine Darstellung von Goethes Leben, 1932, auf verschiedene seit 1920 veröffentlichte Aufsätze über den Weimarer Park und Goethes Beziehungen zur Gartenkunst, sowie auf seine Veröffentlichung: Garten der Erinnerung, ein Weimarbuch, 1928. / Außer der Goethe-Literatur: Fritz Hartung: Carl August, 1917, und die Veröffentlichungen über Carl August von P. v. Bojanowski, E. Marcks, W. Andreas. / Goethes Beziehung zur Straße des Reichs behandelt Hans Bürgin: Der Minister Goethe. 1933. / Die Nach-Goethesche Zeit hat Verf. in seinem Buch dargestellt: Ein Jahrhundert verklingt, 1928. / Prof. Dr. H. Wahl und Dr. v. Maltzahn vom Goethe-National-Museum ist Verf. dankbar verbunden, ebenso dem 1939 verstorbenen Direktor der Landesbibliothek Prof. Dr. W. Deetjen, sowie für die 3. Aufl. Prof. Dr. Petersen, Berlin.

Jena: Jenaer Jahrbuch seit 1901. / Ernst Burkowski: das alte Jena und seine Universität, 1908. / G. Mentz: Johann Friedrich der Großmütige 1503 – 1554, 1903. / Günther: Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena 1558 – 1858, 1889. / Über Goethe in Jena: Viktor Michels, 1916, und Günther H. Wahnes: Freundliches Begegnen (Goethe, Minchen Herzlieb und das Frommannsche Haus), 1926, J. Ehrlich, 1930; E. Vincent, 1932. / B. Litzmann: Schiller in Jena. 1889. / H. v. Maltzahn: Knebel, 1929. / Über die Romantik: die Literatur über Caroline Schlegel, Goethes Briefwechsel mit den Brüdern Schlegel, der Briefwechsel zwischen Brentano und Sophie Mereau und die Gesamtdarstellungen über die Romantik von Heym, Ricarda Huch und Richard Benz, sowie Hans Kern: Neun Frauenschicksale der Romantik 1939. / Über die Schlacht von Jena: v. Taysen, 1906, Gertrud Paul in Zeitschrift des Vereins für Thür. Gesch. u. Altertumskunde, P. Foucard: Campagne de Prusse 1806, 1887. / Zur Literatur über Ernst Heckel verweise ich auf die gehaltvolle Schrift von Gerhard Heberer, 1934. / Über die Zeißwerke: Ernst Abbe: Gesammelte Abhandlungen. / Gustav Schmoller: Charakterbilder, 1913, sowie die Veröffentlichungen von Dr. Friedr. Schomerus, dem Verf. für Auskunft und Bildbeschaffung verbunden ist. / Eugen Diederichs in: Der Deutsche Buchhandel in Selbstdarstellungen, 1927.

Apolda: Die Hofglockengießerei Franz Schilling Söhne, Apolda (Chronik und Katalog). Zum Glockenguß: H. Berger: Zur Glockenkunst Thüringens, 1896, sowie die dichterischen Werke von Kurt Kluge.

Provinz Sachsen: Thür.-sächs. Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Halle, seit 1911. / Jahrbuch der Denkmalpflege in der Provinz Sachsen. / Forschungen zur Thür.-sächs. Geschichte. / Studien zur Thür.-sächs. Kunstgeschichte. / Ed. Jacobs: Geschichte der in der preußischen Provinz Sachsen vereinten Gebiete, 1883. / W. Friedensburg: Die Provinz Sachsen, 1919. / Schwarz: Anfänge des Städtewesens in Elb- und Saalegegend, 1892. / P, Haake: Kursachsen oder Brandenburg-Preußen, 1940.

Kösen und die Rudelsburg: Böhme: Zur Ortskunde des Saaletals zwischen Kösen und Naumurg, 1908. / Heimatliche Geschichtsbilder, 1930 (mit Lit.-Verzeichnis von Hoppe). Darin: Über die alte Köseener Brücke von Rektor Hinsche, dem Verf. für Führung durch das Heimatmuseum verpflichtet ist. / Über die Rudelsburg: Lepsius, 1824, u. Cossen, 1869.

Schulpforta: Erinnerungen an Schulpforta, 1874. / W. Cossen: Altertümer und Kunstdenkmale, 1868. / Innerhalb der Nietzsche-Literatur besonders die Briefe an und von Gersdorff. / Fräulein Ida Bulcke, der einstigen Sekretärin des Nietzsche-Archivs zu Weimar, und Herrn Dr. Schüddekopf ist Verf. für Auskünfte verbunden.

Naumburg: Zur 900-Jahr-Feier erschien die Gedichte der Stadt von Ernst Borkowsky, Naumburg, 1928. Da unsere Ausführungen sich auf dem Dom beschränken mussten, sei auf dieses Werk nachdrücklich verwiesen. / Lepsius: Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg, 1846. / Paul Keber: Die Naumburger Freiheit. 1909. / Posse: Die markgrafen von Meißen und das Haus Wettin, 1881. / Hofmeister: Das Haus Wettin, 1889. / B. Sommerlad: Der Deutsche Orden in Thür., 1932. / P. Gall Morel: Offenbarungen der Schwester Mechthild von M., 1869. / Preger: Dantes Matelda, 1933. / S. Braun: Naumburger Annalen, herausgeg. v. Köster und Hoppe, 1927. / A. Meißner: Die Naumburger Messe, Maschinendissertation, 1924.

Die Auseinandersetzung mit den Bildwerken im Dom zu Naumburg war von je ein Hauptgebiet für Kunsthistoriker der Leipziger Universität, beginnend mit Schmarsow, weitergeführt von W. Pinder, H. Jantzen und Beenken, zu denen der Landeskonservator Giesau und für „Die Naumburger Werkstatt“ (1937) Herbert Küas kommen, sowie für die Beziehung zur französischen rheinischen Kunst: R. H. L. Hamann, in der Zeitschrift des Deutschen Ver. F. Kunstwissenschaft 1936.

Verf. hat zu den Aufnahmen von C. Oertel eine Einleitung geschrieben: E. Redslob: Die steinernen Wunder von N. 1933 und möchte auch auf Heges photographische Auseinandersetzung mit den Naumburger Bildwerken hinweisen, sowie Dr. Giesau und dem Archivar des Domstiftes Dr. Kaiser für Auskünfte bedanken.

Weißenfels: Friedrich Gerhard: Geschichte von Weißenfels, 1907. / Paul Thieme: Weißenfels in Wort und Bild, 1930, Nachtrag 1935. / 25 Jahre Städtisches Museum Weißenfels, 1935, eine vorbildliche Darstellung örtlicher Museumsarbeit, wichtig auch wegen Abhandlung von Keil über die Familie Schütz. / H. J. Moser, Heinrich Schütz, 1936.

Leuna: Der Abschnitt Leuna, so wenig der Versuch, das Leunawerk in die Geschichte der Straßen des Reiches einzubeziehen, auf *fachmännische* Kenntnisse Anspruch erhebt, ist zugleich ein Dank an Herrn Dr. W. Boesler-Leuna für fördernde Anteilnahme an meiner Arbeit: Der Stickstoff der I. G. Farbenindustrie, 1935. Von Werk zu Werk, Monatszeitschrift der Werkgemeinschaft der I. G. Farbenindustrie. / F. Bettenstedt: Tropenwelt im Geisetal, Heft 2 der Veröffent. D. Museums f. mitteldeutsche Erdgeschichte zu Halle. / Ferdinand Friedensburg: Die Rohstoffe der Erde, 1939.

Weitere Informationen verdanke ich dem Leiter des Literarischen Büros der I. G. Farbenindustrie zu Berlin, Mario Passarge sowie Dr. F. Friedensburg und Dr. W. Foerst.

Roßbach: Die Werke Friedrichs des Großen. / C. v. d. Goltz: Roßbach und Jena 1833. / Volz: Kriegsführung und Politik König Friedrichs des Großen in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges, 1896.

Lauchstädt: A. Doebber: Lauchstädt und Weimar, 1908. / H. Reinhold: Bad L. und sein Goethetheater, 1914. / Paul Dähne: R. Wagner und Lauchstädt. / Hoffmann: Bad L. und das L. er Goethetheater, 1936. / Das vorliegende Kapitel nimmt Bezug auf zwei Veröffentlichungen des Verf. über L.: Kleine Geschichte L.s in der DAZ. Zur Eröffnung der Lauchstädter Festspiele 1939, und: Lauchstädt, ein Tempel Weimars nahe der preußischen Grenze, Deutsche Rundschau 1939.

Merseburg: Emil Schurig: das Heimatbuch für Merseburg Stadt und Land, Halle/s./ Gustav Kretzin: Führer durch Merseburg, 1938. / Walter Tröge: Heinrich I. und Thüringen, Weimar 1936. / Über den Dom: Rademacher, 1909, FR. Haesler, 1932, und H. Deckert, 1935.

Halle: Geschichte der Stadt von G. Hertzberg, 1889. / S. v. Schultze-Gallera, 1930, M. Sauerland, 1928, E. Neuß, 1932. / R. Hünicken: Was muß der Hallenser von der Geschichte Halles wissen, 1936; mit Literaturverzeichnis. / Rundes Chronik 1750 – 1835, hg. B. Weißborn, 1933. / Hünicken: Halles Bilderei und Baukunst im Zeitalter der Spätgotik Frührenaissance, 1936. / Kurt Gerstenberg: Der Rote Turm (Sammlung kleiner Schriften zur Kunst- und Kulturgeschichte Halles), 1928. / H. Freydank: Die Hallesche Pfännerschaft,

1927. / P. Redlich: Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle, 1900. / R. Muther: Hallisches Heiligtumsbuch 1520, 1923. / K. Fraenger: Matthias Grünewald, 1936; mit Lit.-Verz. / Hans Pichler: Über Chr. Wollfs Ontologie, 1910. / S. v. Schultze-Gallera: Der Siebichenstein, 1933. / Dem Baron Dr. S. v. Schultze-Gallera ist Verf. Für Überprüfung des Kapitels zu Dank verpflichtet.

Leipzig: Schriften des Vereins f. d. Geschichte Leipzigs, seit 1872. / Friedr. Schulze: Das Stadtgeschichtl. Museum, 1922, darin eine Zusammenstellung der wichtigsten Literatur. / K. F. v. Posern-Klett: Urkundenbuch der Stadt Leipzig 1868 bis 1894. / R. Wustmann: Quellen zur Geschichte Leipzigs, 1889 u. 1895, Bilderbuch aus . Gesch. d. Stadt Leipzig. / Reumuth, Heimatgesch. F. L. , 1927. / Ernst Kroker, Leipzig, 1908. / O. Rudert: Die Kämpfe um L. im großen Kriege 1631 – 1642, 1937. / R. Riedel: Verkehrsstraßen von L. bis ins 18.Jh., 1912. / Friedrich Schulze: A. Fr. Oeser und die Gründung der Leipziger Akademie, 1940. / Vogel: Goethes Leipziger Studentenjahre. / H. Kindermann: Der Rokoko-Goethe in „Deutsche Literatur“ in Entwicklungsreihen, 1932. / A. Mundt: Das Bilderbuch der Freiheitskriege. / Rochlitz: Tage der Gefahr (1813). / R. Wustmann: Musikgeschichte Leipzigs, 1909. / A. Döerffel: Geschichte der Gewandhauskonzerte, 1881. / Emil Friedberg: Die Universität Leipzig, 1898. / Die Universitätslehrer 1409 – 1909. / R. Kittel: Die Universität Leipzig, 1924. / Der Deutsche Buchhandel in Einzeldarstellungen, herausgeg. V. G. Menz, 1925. / H. Amman in Vierteljahresschrift f. Soziol. u. Wirtschaftsgesch., 23, 1930. / Ernst Hasse: Geschichte der Leipziger Messe, 1885. / W. Scheidig: Die Leipziger Messe, 1938 (mit Bildern von Opiz). / K. Juckenburg: Aufkommen der Großindustrie in Leipzig, 1913. / F. H. Heller: Die Handelswege Innerdeutschlands im 16., 17. u. 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu L., Leipz. Diss. 1884. / Dazu weitere Veröffentlichungen von Dr. Friedrich Schulze, dem Verf. Für Förderung seiner Arbeit dankbar verbunden ist.

Wittenberg: P. Schreckenbach und Fr. Neubert: Martin Luther, 1916. / J. v. Walter: Die Geschichte des Christentums, z. Halbband: Die Reformation, 1935. / P. Haake: Kursachsen oder Brandenburg-Preußen, 1940. / Vor Gerhart Hauptmann hat schon Gutzkow Hamlet und Wittenberg dramatisch behandelt. / Über Schadows Luther-Monument schrieb Jean Paul. / H. Pflug: Die Achse Deutschlands, Betrachtungen über die Elbe. Atlantis 1935. / Paul Th. Hoffmann: Die Elbe, 1939. / Zur Musik: H. J. Moser. Gesch. d. deutschen Musik, I, 5. Aufl. I, 5. Aufl. 1930, und ders. im Jb. d. Akad. F. Kirchen- u. Schulmusik, I, 1929. Verf. ist Herrn Prof. Moser für hilfsbereite Auskunft auf musikalischem Gebiet hier wie zu anderen Teilen des Buches verpflichtet.

Die Mark Brandenburg: Brandenburgisches Jahrbuch. / A. Trinius: Märkische Streifzüge und auf märkische Erde, seit 1888. / E. Friedel und R. Mielke: Landeskunde der Prov. Brandenburg, 1909. / R. Potonie: Wanderbuch der Berliner Naturfreunde, 1922. / Atz von Rhyn: Wunder im Sande. / Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 1859 – 1898.

Fläming: W. Köhler: Rings um den Fläming. / Fr. Lederer: Schönes märkisches Land, 1932.

Potsdam und Babelsberg: Voltaire: Mon séjour à Berlin. / Fr. Laske: Die Bauerngeschichte der Hof- und Garnisionskirche zu Potsdam, herausgeg. V. Eug. Thiele. / H. Kania: Potsdamer Bakunst, 3. Aufl. 1926. / Die Führer d. staatl. Verwaltung. der Schlösser u. Gärten von Hübner, Huth, C. F. Foerster, Hetzer, Poensgen.

Berlin: Mitteilungen d. Ver. F. d. Geschichte Berlins. / Literatur-Verzeichnis in 700 Jahre Berlin, ein besprechendes Bücherverzeichnis, 1937. / Darstellungen der Geschichte: Streckfuß, 1886, O. Schwebel, 1888. / Ferdinand Meyer: Berühmte Männer Berlins, seit 1875. / F. Kuntze, 1937. / H. Grantzow, 1937. / Fr. Holtze, 1906. / Zur Geschichte der Hugenotten: E. Muret, 1885. / A. Harnack: Gesch. d. Kgl. Pr. Akademie d. Wissensch. 1900. / F. v. Oppeln-Bronikowski: D. Baumeister d. Pr. Staates, Friedrich Wilhelm I., 1934. / R. Koser: Friedrich der Große, 1893. / H. Grainer: Franzosenzeit, 1913. / H. v. Treitschke:

Fichte u. d. nationale Idee. / E. Redslob: Die Welt vor hundert Jahren, 1940. / E. Ewald: im Flugzeug über Berlin, o. J. / M. Pfannschmidt: Die Industriesiedlungen in Berlin, 1937. / E. Kaeber: Berlin und seine Bauten, herausg. V. Architektenverein, 1896. / Fürst Pückler-Muskau: Andeutungen über Landschaftsgärtnerei (1834), 1933, mit Einleitung von E. Redslob. / Werner March: Bauwerk Reichssportfeld, 1936. / Helene von Rostitz: Berlin, 1938. / Martin Hürlimann: Berlin, Berichte und Bilder, 1934. / Mario Krammer: Berlin und das Reich, 1935. / Hans Mackowsky: Häuser und Menschen im alten Berlin, 1923. / Karl Scheffler: Berlin, Wandlungen einer Stadt, 1931. / Franz Lederer: Schönes altes Berlin, Ein Führer, 1933. / Zu der Abbildung S. 423: H. Jahn: Berlin im Todesjahr des Großen Kurfürsten, 1935. / Über die einzelnen Persönlichkeiten: vgl. die Literatur in 700 Jahren Berlin, S. 38ff. / Über die Literatur: Josef Radler: Die Berliner Romantik, 1920. / Zu Schinkel vgl. die Bibliographie von P. O. Rave (Schriftleiter d. Schinkelwerks der Akademie des Bauwesens), 1935, / Über Technik: G. Schmoller: Über das Maschinenzeitalter, 1903. / W. v. Siemens: Lebenserinnerungen. / Diesel: Das Phänomen der Technik, 1939
Dem Märkischen Museum und der Stadtbibliothek, den Herren Dr. Eugen Diesel, Dr. Ottfried Neudecker und Bankdirektor Franz Urbig ist der Verfasser zu Dank für wertvolle Auskunft verpflichtet, dazu seinem nachbarlichen Freund Karl Foerster, der zuerst die Idee zu dem Buch aufgestellt und sein Werden mit warmer Anteilnahme begleitet hat.

*

Geschrieben und erwandert wurde das Buch in den Jahren 1938 und 1939, abgeschlossen im Frühjahr 1940. Die zweite Auflage wurde, unter Benutzung vieler Hinweise, für die der Verfasser allen Freunden der Straße des Reiches dankt, im Dezember 1940 abgeschlossen, gemeinsam mit dem Buch „Die Welt vor hundert Jahren“, das in vieler Hinsicht als ein Querschnitt durch die Zeit den hier vorliegenden örtlichen Querschnitt durch den Raum ergänzt. Die dritte Auflage wurde im Juli 1941, die erneut verbesserte vierte im März 1942 abgeschlossen.

1941 erschien Edwin Redslobs Buch „Des Reiches Straße - Der Weg der deutschen Kultur auf der Strecke Frankfurt – Berlin“. Er schuf damit einen neuen Ansatz in der deutschsprachigen VIA REGIA-Literatur. Redslob war bis 1933, als ihn die Nationalsozialisten aller Ämter enthoben, Reichskunstwart, der für alle staatlichen Kunst- und Kulturfragen zuständig war. In den Folgejahren veröffentlichte er mehrere Bücher zu kulturgeschichtlichen Themen. Nach dem Kriege war er Mitbegründer der Berliner Tageszeitung „Der Tagesspiegel“ und Mitinitiator und zeitweise Rektor der Freien Universität Berlin (FU) im Westteil der Stadt. Redslob war der erste Autor, der die VIA REGIA als Sinnbild für kulturelle Prozesse im West-Ost-Austausch darstellte und der auch die Idee vom VIA REGIA- Korridor entwickelte, in dem er Orte, Persönlichkeiten und Leistungen beschrieb, die sich zu unterschiedlichen Zeiten an unterschiedliche Wegeverläufe knüpften. Besonders bemerkenswert ist dabei seine geografische Sicht auf die VIA REGIA, die er von Leipzig aus nicht über Görlitz nach Wrocław (Breslau) sondern nach Berlin führte.

Das ist insofern sicher ahistorisch, als Berlin als Ansiedlung in einer Zeit, als die „Königsstraße“ im rechtlichen Sinne noch „Königsstraße“ war, keine überregionale Bedeutung hatte. Es gab keine „Königsstraße“, die bis zum 13. Jahrhundert von Leipzig nach Berlin geführt hätte. Die urkundliche Ersterwähnung Berlins erfolgte im Jahre 1244. Er nannte den Weg auch nicht VIA REGIA, sondern „Des Reiches Straße“, bezog sich von Frankfurt bis Leipzig jedoch auf den seit alters her bestehenden Wegeverlauf der VIA REGIA.

Damit ist Redslob der Anstoß zu danken, die VIA REGIA-Idee nicht auf einen aus dem Mittelalter stammenden Wegeverlauf zu reduzieren, der spätestens mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes „erloschen“ wäre. Redslob bezog in seiner Darstellung die politische und wirtschaftliche Entwicklung des 18. bis frühen 20. Jahrhunderts ein und trug der Tatsache Rechnung, dass das Erstarken der preußischen und später reichsdeutschen Metropolen Potsdam und Berlin, die Verschiebung von Machtverhältnissen und Veränderungen in der Wirtschaftsentwicklung die Verkehrskorridore in Mitteleuropa auch in Bezug auf die europäische Ost-West-Achse VIA REGIA wesentlich veränderten.

*Es besteht das Recht der öffentlichen Wiedergabe unter Nennung des Autors und der Quelle.
Europäisches Kultur- und Informationszentrum in Thüringen.*

<http://www.via-regia.org>